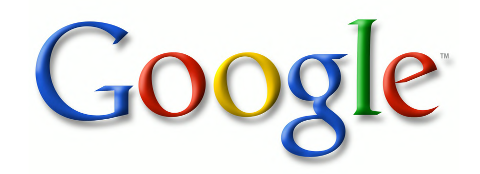



ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 4V7W F

יהוה


INSTITUTIO THEOLOGICA
ANDOVER. FUNDATA MDCCCVII.


Ps. CXIX. 169.
כדברך הבינני
JOH. XVII. 17.
ὁ λογος ὁ σος αληθεια ἐστι
ΧΡΙΣΤΟΥ



I.H.B.DRÄSEKE.

Predigten

für

denkende Verehrer Jesus,

von

J. H. B. Dräseke.

Fünfte und letzte Sammlung.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Lüneburg,
bei Herold und Wahlstab,
1812.

Vorrede

Der Verfasser überreicht hier seinen Lesern den letzten Band der Predigten für denkende Verehrer Jesus, und mit demselben zugleich das, in der Vorrede zur ersten Sammlung, versprochene allgemeine Register, welches hinten angehängt worden ist. Langwierige häusliche Leiden haben die Erscheinung dieses Bandes bis hieher verzögert.

Möge nun, auch auf den hier mitgetheilten Arbeiten, der Segen ruhen, mit welchem der himmlische Vater die früheren begleitete! Die Erfahrungen, die der Verfasser hievon zu machen Gelegenheit fand, haben ihn unbeschreiblich ermun-

tert, und gehören, zum Theil, unter die schöneren seines Lebens.

Lang findet nicht nur diese, sondern alle seine Predigten, der Verfasser selbst, wenn er mit manchen andern sie vergleicht. Er giebt aber gern jedesmal das zur Sache gehörende, damit, so viel an ihm liegt, Niemand unbefriedigt hinweggehe. Er ist es sich bewußt, dies ohne willkührliche Abschweifungen zu thun. Er übt sich dabei immer mehr in einer gewissen Wortkargheit, wiefern dieselbe mit dem Begriff einer Predigt, mit der natürlichen Fülle frommer Ergiessungen, und mit der eigenthümlichen Beredsamkeit eines begeisterten Herzens (pectoris vi diuina adflati) sich vereinigen läßt. Vor allen aber beruhigt es ihn, daß niemals seine Zuhörer, wie oft er auch, sich selbst nicht trauend, die Edleren darüber erforschte, ihm den Vorwurf machten, zu lange geredet, wohl aber den, zu frühe abgebrochen zu haben.

Auch zu der Einfachheit, die, mit frei-

williger Armuth, eine Abwechselung der Wendungen und Redensarten nicht selten verschmähet, und, nach Art eines Ritornells, manchmal dieselben Wort' und Sätze wiederkehren läßt *, um hiedurch den Gedanken desto mehr zu heben, — bekennt der Verfasser sich gern; selbst, wenn sie hier und dort tadelhaft gefunden, und „Eintönigkeit" genannt werden mag.

Was die metrischen Stellen dieser Vorträge betrifft, so muß er es ebenfalls einer Critik, die andre Ansichten nimmt, gestatten, daß sie diese, um der Form willen, verwerfe. Ihm aber sind gerade diese am leichtesten, freiesten, und kunstlosesten entflossen. Er hätte sich Zwang anthun müssen, um sie zu vermeiden. Seinen Begriffen nach kann religiöses Leben nicht anders, als

* Man vergleiche ausser mehreren Stellen in der vorliegenden Sammlung, II. S. 170. 173. 175. 178. III. S. 195. 197. 200. 201. 216. 220. 224. 228. 232. 235. ferner 217. 221. 226. 230. 233. 397. 402. 405 ff. IV. 302. 303. 304. 305. 306. 307 ff. 331. 335. 339. 344. 345. 348. — 402. 405. 408. 410. 413. 416. u. a. m.

dichterisch, sich aussprechen. Vielmehr, je weiter, auch in der Form, eine Darstellung übersinnlicher Gegenstände von des Alltagslebens dürrer Prosa sich entfernt: desto angemessener, würdiger, Nachdrukvoller, und folglich gelungener ist sie.

In Beziehung endlich auf einzelne, für den ersten Blik vielleicht befremdende, Hauptsäze, muß er um so mehr der Erläuterung und Ausführung derselben eine prüfende Aufmerksamkeit wünschen, als ein großer Theil der Leser und Beurtheiler, es sei nun aus Trägheit, oder aus Befangenheit, gewohnt ist, über alles, was gegen ihre bisherige, das heißt, gegen die gemeine Art der Vorstellung, oder des Ausdruks anstößt, im Voraus den Stab zu brechen; wodurch es ihnen unmöglich wird, fremde, von ihrem Gedankenkreise, abliegende Ideen rein aufzufassen und richtig zu würdigen.

Verzeichniß

der

in diesem Bande enthaltenen Predigten.

Am

vier und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.*

Des Christen Zartgefühl.

Wie kommt es, meine Brüder, daß wir so oft, und ohne es zu wollen, Andern unangenehm werden? Wie kommt es, daß wir sie, so häufig, bald durch Reden, bald durch Schweigen, bald durch eine Annäherung, und bald durch ein Zurücktreten, bald durch unsre Fehltritte, und bald sogar durch unsre Verdienste in Verlegenheit setzen? Wie kommt es, daß wir ihnen keine Wohlthat erzeigen können, ohne sie zu demüthigen; und keinen Dank abstatten, ohne ihnen

* 1810.

peinlich zu seyn? Daß wir sie zur Mißgunst reitzen, wenn wir ihnen unsre Vorzüge enthüllen; und gegen uns erbittern, wo wir sie tadeln müssen? Und wenn nun, zum Beispiel, Kranke besonders uns nicht gern um sich sehen, wenn Unglükliche in unserer Nähe sich noch elender fühlen, wenn Schüchterne zu uns kein Herz haben, wenn Fehlerhaften bei uns aller Muth entsinkt, wenn reitzbaren Naturen unser Wesen widersteht, wenn höhergebildete, wenn feiner gesittete Personen, bei so mancher Gelegenheit, an uns Anstoß nehmen, — — wie kommt das? — —

Eine Antwort erklärt dies alles: es fehlt uns an Zartgefühl.

Zartgefühl! — So Manche nennen dich! So Wenige kennen dich! — Wissen wir auch, was Zartgefühl sei, meine Brüder? —

Gott hat uns fähig gemacht, Eindrükke aller Art zu empfangen, und uns derselben bewußt zu werden; wir haben Gefühl. Nehmen wir nun Eindrükke, die auf uns geschehen, gleichwohl nicht wahr, so sind wir ohne Gefühl. Bemerken wir nur die stärkeren, so ist unser Gefühl stumpf. Wenn man dagegen mit Wenigem auf

uns wirken kann, so haben wir ein weiches Gefühl; wenn selbst leise Anregungen dazu hinreichen, ein feines Gefühl; wenn sie uns auffallend bewegen, ein lebhaftes Gefühl; wenn sie gern in unser Innerstes dringen, ein tiefes Gefühl; wenn sie zu schönen Anstrengungen uns begeistern, ein edles Gefühl; wenn sie uns geneigt machen, zu helfen, zu segnen, ein menschenfreundliches Gefühl; wenn wir endlich keinen Eindruk, es sei von Innen oder von Aussen her, empfangen können, ohne auf der Stelle zu bemerken: was uns gerade nun zieme, damit unsre Würde unverlezt bleibe, und dem Nächsten durchaus wohl, ja nicht wehe sei, — so haben wir Zartgefühl.

Es kommt daher beim Zartgefühl auf mehr an, als auf ein blos Gefühlvolles Herz. Man kann bei aller Lebendigkeit, Weichheit, Stärke und Tiefe des Gefühls doch sehr unzart empfinden. Das Zartgefühl bezieht sich lediglich auf Vermeidung von Uebelklängen in der Seele. Reiner Wohllaut soll seyn in uns, und in des Mitbruders Herzen. Keine Saite, die diesen Wohllaut stören würde, soll berührt werden; vielmehr soll immer nur das Passendste, das

Edelste, das Würdigste geschehen. Dazu gehört aber ein sicheres, und in den meisten Fällen zugleich ein schnelles Entscheiden, damit der Augenblik, auf den es vielleicht ankommt, nicht vorübergehe. Hat ein Mensch diesen reinen Wohlklangssinn, so, daß er nun weder in seine eigene, noch in des Nächsten Empfindung widrig eingreift, vielmehr jederzeit, schnell und richtig, mit Thaten und Worten, das Angemessenste trifft: so besitzt er Zartgefühl.

Ueber dieses Zartgefühl lasset mich heute reden. Es fehlt vielen Menschen von Natur; aber kein Guter ist, der nicht darnach strebte. Denn es ist eine der vornehmsten Zierden des Christen; es war der schönste, der liebenswürdigste Schmuk im Betragen unsers Herrn.

Merket nur auf die Belehrungen, die das heutige Evangelium über diesen Gegenstand uns ertheilen wird, und lasset uns sie für unsre Veredlung nützen.

Gott aber, der es uns gesetzt hat, das herrliche Ziel, darnach wir ringen, — der es erklärt hat, daß über Gemeines und Niedriges immer mehr unser Wesen sich aufschwingen soll, —

Er stärke uns, und bereite für die Aufnahme alles Wahren und Guten unsre Seelen!

Matth. 9, 18 — 26.

Indem Jesus also mit ihnen redete, — siehe, da kam der Obersten Einer, fiel vor ihm nieder, und sprach: Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben; aber komm, und lege Deine Hand auf sie, so wird sie ins Leben zurükkehren. Jesus stand auf, und folgte ihm mit seinen Jüngern.

Unterweges trat, von hinten, zu ihm ein Weib, das schon zwölf Jahre lang den Blutfluß gehabt, und rührete seines Kleides Saum an, weil sie dachte: „Könnte ich sein Kleid nur berühren, so würde ich gesund werden". Jesus wandte sich um und bemerkte sie. „Sei getrost, meine Tochter, sprach er, dein Glaube hat dir geholfen". Und das Weib ward gesund zu derselben Stunde.

Jetzt kam er in des Obersten Haus. Und als er hier nun die Pfeifer sahe und das Getümmel des Volkes, sprach er: Gehet aus einander. Das Mägdlein ist nicht todt; sondern es schläft. Da verlachten sie ihn. Die Leute wurden jedoch entfernt, und er gieng hinein, ergriff des Mägdleins Hand, und — es richtete sich lebend auf.

Die Nachricht davon verbreitete sich in der ganzen umliegenden Gegend.

Denkenden Menschen kann es nicht entgehen, wie manchfaltige und befriedigende Aufschlüsse über das Zartgefühl dieser Abschnitt darbietet. Wir wollen daher die einzelnen Punkte, die uns hier besonders lehrreich sind, hervorheben, und bei ihnen verweilen.

Es tritt zu Jesu ein Oberster und flehet inständig um Hülfe für sein Kind.

„Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben. Aber komm' und lege deine Hand auf sie, so wird sie wieder leben". Unzarte Seelen, wenn eine Bitte an sie ergeht, sträuben sich erst gegen deren Erfüllung, wollen eine Wiederholung derselben erwarten, machen dem Bittenden gern seine Hülflosigkeit und Abhängigkeit, vielleicht auch seinen Unwerth in ihren Augen, möglichst fühlbar. Hier heißt es dagegen: „Und Jesus stand auf und folgte ihm". Dies ist Zartgefühl. Nicht eine Bürde will der Edle denen auflegen, die sich bedürfend an ihn wenden; dem Empfänger soll wohl seyn, wie dem Geber.

Sodann verdient ein Weib unsre Aufmerksamkeit. Mit einem geheimen Uebel behaftet, das sie bereits zwölf Jahre duldete, schmachtet sie nach endlicher Rettung. Gleichwohl scheuet

sie sich laut zu werden. Es vertragen nicht alle Leiden das Licht. Auch ihr Gebrechen hüllet sie, schamhaft, in tiefes Dunkel. — Ueberdies findet sie den Meister schon auf die Rettung Anderer bedacht, und für Unglükliche, die ihr zuvorgekommen sind, gewonnen. Wie dürftest du, denkt sie, seine Sorgfalt noch mehr theilen, und auch für dich jezt eine Bitte wagen! Nein, bemerkt will sie gar nicht werden; nur ihm nahe mögte sie einen Augenblik seyn; nur sein Kleid einmal berühren, um zu genesen. So tritt sie von hinten heran; und es genügt ihr, damit sie, auf keine Art, die ihm schuldige Ehrerbietung verleze, seines Kleides Saum. Dies ist Zartgefühl, meine Brüder. Nicht belästigen mag ein solches Gemüth irgend jemand; nicht sich aufdringen mit seiner Noth; nicht Geräusch machen vor den Menschen; am wenigsten Gebrechen, die ein keuscher Sinn zu verschleiern gebietet, zur Schau tragen. Keinen Begriff hat es von jener Entartung, die durch rüksichtloses Preisgeben ekelhafter Anblikke das Mitleid der Menschen zu ertrozen sucht.

Jesus aber bemerkt dessen ungeachtet, was vorgeht. Und wie äussert er sich? — Er hätte

seine Wahrnehmung ganz verhehlen können; und dies wäre nicht unzart gewesen. Er handelt aber noch zarter; er erscheint edel und wahr zugleich. Er wendet sich um, siehet das Weib und spricht: Sei getrost, meine Tochter; dein Glaube hat dir geholfen. Es bedarf keiner Bitte von Seiten des Weibes; ihr Auge bittet, ihr Betragen bittet, ihr Zustand bittet, dies ist genug. Es bedarf weiter keiner Erklärung über die Beschaffenheit ihres Uebels in Gegenwart der Menge; er weiß ja, was sie wünschet, dies ist genug. Es bedarf weiter keines Zuredens von ihm, um die Schüchterne zu ermuthigen; er spricht: sei getrost; dies ist genug. Es bedarf weiter keines Dankes von ihr, um den Herrlichen zu belohnen; er legt den Erfolg ihrem eigenen Glauben bei. Nur, daß nirgend andersher, als aus dem Glauben, die Hülfe komme und kommen könne, meynt er ihr betheuern zu müssen. Dies ist genug. — So handelt das Zartgefühl.

Er kommt endlich in des Obersten Wohnung. Was findet er da? Gemeinen, rohen Sinn. Wie, wenn noch jetzt Menschen geladen werden zu einer Leichenfeier, und kaum, daß der Todte

in seine Ruhekammer gesenkt, und die Worte des Ernstes und Trostes zu seinem Andenken gesprochen, und die letzten Klänge des Sterbeliedes verstummt sind: siehe, so strömen die Gedankenlosen dahin, um sich in sinnlicher Lust zu berauschen. Dem ähnlich ist dieser Auftritt. Es sollte feierliche Stille herrschen im Todtenhause; und „Getümmel" umdrängt das Lager der Verblichenen. Es sollte, beschämt, ein Jeder das Ungeziemende anerkennen, als der Heiland darauf hinweiset; und „sie verlachen ihn". — Wie groß, wie liebenswerth neben diesen der Göttliche! „das Mägdlein schläft" spricht er. Nicht mehr scheinen, als es ist, soll das, was er thun wird. Anspruchlos, ruhig, gesammelt, tritt er zu des Kindes Bette, ergreift es bei der Hand, und — es erwacht. Die Eltern kommen, sehen, wissen nicht, ob sie auch schon sich hingeben dürfen dem Entzükken ihrer Seele; und während sie alle Seligkeit des Wiederhabens, mit ihrem Lieblinge, schmekken, hat der Retter, wie es scheint, sich ihrem Dank entzogen. Denn nichts setzt der Evangelist hinzu, als die Worte: durch die ganze, umliegende Gegend habe sich das Gerücht seiner helfenden Liebe verbreitet.

Doch weicht der Erlöser nicht jedes Mal den Aeusserungen der Dankbarkeit aus. Auch würde dies nicht immer zart heissen können. Es lassen sich sogar Fälle denken, wo gerade das Zartgefühl einem Wohlthäter gebietet, sich die Ergiessungen des ihm verpflichteten Herzens gefallen zu lassen, sie freundlich aufzunehmen, sie selbst zu erwarten. Hören wir nicht auch den Heiland einst sagen, als der dankbare Samariter zu seinen Füßen sinkt: „Sind ihrer nicht zehen rein worden? Wo sind aber die Neun?"

So giebt es überall eine Gränze zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig. Man stößt an, wenn man diese Gränze überspringt. Und sie wahrzunehmen, ihre feinsten Linien zu entdekken, bei jeder vorkommenden Gelegenheit und in jedem eintretenden Verhältniß sie zu bemerken, und darum allemal auf der Stelle zu entscheiden, was nun das Rechte, das dahin Gehörige sei, was geschehen müsse, was nicht, was zu sagen, was zu verschweigen, was zu tadeln, was zu dulden, worauf ein Gewicht zu legen, was unbemerkt zu lassen, ob zu bleiben, oder zu gehen sei, damit keiner sich unangenehm durch uns berührt finde:

das eben ist des Zartgefühls Natur und Wesen, das ist die Kunst, die es übt.

Wollet Ihr von der Art, wie es sich darlegt, der Beispiele noch mehr haben? Hier sind sie. Nur! wo soll man beginnen, wo enden?

Du also etwa verwaltest ein Geschäft, das mit größerer Mühe, als du wohl anfangs gedacht, verbunden ist; und die Menschen, für welche du arbeitest, schätzen dies herzlich. Hast du nun Zartgefühl: so lässest du ihnen das Saure, Harte, Peinliche deiner Anstrengungen nie absichtlich in die Augen fallen, weil du ihnen dadurch drükkend werden würdest.

Du wirst beschenkt; und die Gabe, wiewohl gutmeinende Einfalt sie darreicht, ist dennoch nicht sehr passend für dich, vielleicht überall nicht brauchbar. Hast du nun Zartgefühl: so hältst du dein Urtheil über ihren Unwerth zurük, weil ein Solches zu wehe thun müßte, und nimmst sie, um des liebenden Gebers willen, freundlich an.

Du erblikst einen Bekannten, der vormals über dir stand, nach langen Jahren, in weniger ehrenden Verhältnissen; und sollst nunmehr

ihm Befehle ertheilen, statt daß er sonst dir gebot. Hast du nun Zartgefühl: so ist es dir nicht möglich, an diesen Wechsel ihn mit Uebermuth zu erinnern, denn dies würde ihn beugen; sondern du verschleierst den Uebelstand, so gut du vermagst.

Du findest Gelegenheit dem einen grossen Dienst zu leisten, der dir einst eine kleine Hülfe verweigerte. Hast du nun Zartgefühl: so giebst du nicht nur zu jenem Dienste dich hin; du thust es zugleich fröhlich und anspruchlos; ja, du deutest nicht einmal von fern auf seine frühere Ungefälligkeit zurük, weil daraus ja Wille und Absicht hervorgienge, ihn zu beschämen.

Du bist Vater eines verlornen Sohnes, aber bei all' deinem Unglük doch so glüklich, daß er wiederkehrt, und beladen mit dem Gefühl seines Unrechts, und geläutert durch bittre Erfahrungen, und veredelt durch fromme Reue, zu deinen Füßen, oder ehrender noch für dein Vaterherz, in deine Arme sinkt. Hast du nun Zartgefühl: so stürmst du nicht mit neuen Vorwürfen auf den armen Zernichteten ein, sondern leitest, gütig, den schüchternen, irren Blik auf eine bessere Folgezeit, die ein tugendhafter Wan-

del schaffen werde, sprichst indeß zu Allen, die in deinem Hause sind: Freuet euch mit mir! der todt war, lebt; den ich verloren, hab' ich wieder funden!

Du bist in der traurigen Nothwendigkeit, deinen Gatten, dein Kind, deinen Verwandten auf einem langwierigen Krankenlager zu verpflegen. Ein Heer von Beschwerden und Sorgen wächst dir dadurch zu, und vielleicht wird überdies noch durch des Leidenden Ungeduld deine Last dir vergrößert. Hast du nun Zartgefühl: so rükst du ihm, selbst wenn du dazu manchmal versucht werden solltest, deine Entbehrungen nicht vor; du wachst, wenn du seinem Bette dich nahest, sogar über deine Mienen; du zeigst, neben der Theilnahme der Liebe, ihm immer auch ihre Heiterkeit, damit er, beruhigt, glaube: die Bürde sei für dich gar nicht so groß, als sie ihm scheint. Wirst du aber selbst einmal Gegenstand fremder Pfleg' und Wartung: so hütest du dich um so mehr, sie durch Unmuth den Deinigen zu erschweren, und belohnst ihre Opfer, indem du sie versüßest.

Du kommst mit Menschen, die du als über dir erkennen, vor welchen du Ehrfurcht hegen,

gegen die du dich demüthig beweisen sollst, mit Vater, Mutter, Lehrer, Vorgesetzten etwa, in dem Falle, daß sie gegen dich Unrecht haben, oder von dir eine Wohlthat anzunehmen genöthigt sind. Hast du nun Zartgefühl: so ersparst du ihnen nicht nur das Erröthen über diese Lage, und vermeidest Geständnisse; du setzest sogar dich, wenn nur dadurch das rechte Verhältniß wieder eintreten kann, absichtlich in Schatten; du nimmst, wenn es angeht, auf dich die Schuld des Fehlers; du stellest deine Hülfen so, daß sie mehr ein Beitrag zu deinem, als ihrem Glükke, erscheinen müssen.

Du könntest in einer Gesellschaft, wo man hier diese, dort jene Ansprüche an dich macht, und Einer hiedurch verwundbar, der Andre dadurch es ist, — leicht könntest du da etwas thun, etwas unterlassen, was beleidigen dürfte. Hast du nun Zartgefühl: so wägst du alles, Worte, Blikke, Thaten. Du benimmst dich bei dieser Sorgfalt nicht ängstlich, nicht schwerfällig, nicht kleinlich, nicht ins Ungewisse tappend. Du bemerkst leicht und schnell, was jedem Einzelnen gebührt, und welche Beziehungen vorhanden sind zwischen dir und ihm. Und darum sprichst du

im Beiseyn eines Dritten nie flüsternd ins Ohr; sprichst nicht vor Unkundigen, damit du sie ausschliessest, in fremder Zunge; sprichst nicht vor Gebrechlichen von körperlicher Verkrüppelung; nicht vor Verarmten von heruntergekommenen Familien; nicht vor Menschen, denen der Tod tiefe Wunden schlug, von Gegenständen, daraus ihr vielleicht eingeschlummerter Gram neue Nahrung schöpfen würde. Du bleibst dann nicht, wo man darauf rechnet, daß du gehest. Du redest nicht, wo es schiklicher wäre, daß du schwiegest. Du zögerst nicht, wo du siehest, daß Alles eilt. Du drängest dich nicht hervor, wo dein Verhältniß es eher mit sich brächte, daß man dich aus bescheidenem Hintergrunde herbeirufen müßte. Du machst kein Geräusch, wo der Ort, der Zwek, die Handlung, die Stunde stilles Wesen verlangt. Du erhebst kein Gelächter, über fremde Zurechtweisung, wo du noch gar nicht weißst, ob sie nicht vielmehr deine Folgsamkeit verdiene und deinen Dank. Du vergissest nie die kluge, die feine, die schonende, die liebevolle Rüksicht auf den Nächsten, auf seinen Stand, sein Alter, seine Stimmung, seine Schiksale, seinen Charakter, seine Verdienste um dich, und selbst seine Fehler.

Soll ich noch länger fortfahren in dieser Schilderung, meine Brüder? Ich denke, das Bild, das hier zu zeigen war, müsset Ihr alle erkannt haben. Ihr müsset seine Züge nun wieder finden können im Leben, und wiederherstellen können in Eurem Leben, wenn es Euch damit ein Ernst ist. Zartgefühl, das haltet fest, Zartgefühl will nie beleidigen, will stets schonen, will mit jedem es so machen, daß ihm wohl sei, recht wohl. Darum fasset es auf, was für jeden Augenblik und für jedes Verhältniß das Wohllautendste und Lieblichste sei, fasset es schnell auf, und handelt dieser Entscheidung gemäß.

So thut endlich ein zartfühlender Mensch nicht blos in Beziehnng auf Andre und in Gegenwart Anderer: so thut er nicht minder in Beziehung auf sich selbst, und wenn er mit sich allein ist. Wie liesse sich dies auch trennen! — Freilich, es giebt Solche, die das Zartgefühl in seinen gewöhnlichsten Aeusserungen blos nachmachen, weil sie sich das Ansehen desselben zu geben wünschen. Ihr Zartgefühl wohnt nicht im reinen Herzen; es prunkt auf ihren Lippen und in ihrer angenommenen Manier. Blendwerk ist die züch-

tige Sitte, die holde Freundlichkeit, die feine Schonung, die sie geschikt erkünsteln. Ihr Wesen verhält sich zum ächten Zartgefühl, wie das betrügliche Kupferstük eines Falschmünzers gegen vollwichtiges, rein ausgeprägtes Gold. Da ihnen nun blos daran liegt, für zartfühlend zu gelten, vielleicht, um ihre Ansprüche an die Umgebung desto höher steigern zu dürfen: so ist es natürlich, daß sie beim Austritt aus den Kreisen der Gesellschaft die täuschende Maske gern abwerfen, und das eitle, mühsame, zwangvolle Spiel nur erst bei der Rükkehr dahin wieder beginnen. Für sich selbst wissen sie nichts von dem, was sie bei Andern scheinen. Alles geht da gemein her und roh. — Wer es hat, wer es wahrhaft hat, das zartfühlende Herz: wie kann er jemals etwas anders, als dieses Herz zeigen? Es ist seine Natur; wie könnte er es irgendwo, wenn gleich unbemerkt, verläugnen? Verschönernd dringt es in alle Zweige seines Lebens, und ist die Feder seines ganzen Thuns. Nie bietet ein Solcher sich selbst, was er gegen Andre, aus Achtung, sich nicht erlauben mögte. Nie vernachlässigt er sich, wärs auch nur in der Hauskleidung. Nie ziert er seinen

Körper auf eine Art, die mit seinem Alter, seinem Berufe, seinen sonstigen Verhältnissen im Widerspruch stände. Und selbst von der herrschenden Weise, die so gern blindlings über den Geschmak der Einzelnen gebietet, nimmt er, mit heiliger Scham, nur das an, wobei auch nicht die leiseste Verletzung seine Würde bedrohet. Sie treten ja alle so öffentlich, so frei, so laut zu unserem Heilande hin, die ihn um etwas zu bitten haben. Warum erscheint das Weib im Evangelio nicht eben so? Gefühl ihrer Frauenwürde, Gefühl der Schonung, welche für geheime Gebrechen die Natur erheischt, Gefühl der Achtung gegen sich selbst, Zartgefühl ist es, was die Sittsame zurükhält.

Dächtet Ihr aber, daß der Mensch mit dem zartfühlenden Herzen nun gar nicht kräftig auftreten könne, oder dürfe? so würdet Ihr irren. Es bezweifelt doch gewiß des Meisters Zartgefühl Niemand. O wahrlich! es hieß von diesem Herrlichen mit Recht: „er wird nicht zanken noch schreien, und man wird sein Geschrei nicht hören auf den Gassen. Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und nicht aus-

löschen den glimmenden Tocht" * dessen ungeachtet aber predigte eben dieser zarte Geist so „gewaltig", daß ihrer viele sich über seiner Rede entsetzten; stemmte sich so stark den Anmaassungen des Wahns und der Bosheit entgegen, daß die Machthaber unter den verblendeten Zeitgenossen beschämt zurücktraten; dekte so kühn die Gebrechen seines Volkes auf, und nannte die Verführer desselben so laut „Heuchler und Schlangen und Otterngezüchte, denen nichts bevorstände, als höllische Verdammniß", daß ihr tiefster Ingrimm, wohin er gieng, seinen Schritten folgte. Ist nicht auch im Evangelio, als er eintritt „in des Obersten Haus, und siehet die Pfeifer und das Getümmel des Volks"; sein erstes Wort gleich ein Machtwort an die geräuschvolle Menge: „gehet auseinander; denn das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft"?

Meine Brüder! Warum auch müßte Schwäche eine Begleiterin des Zartgefühls seyn? Zartgefühl will ja nur Andern nicht unedel in den Weg treten; seinen Weg will es aber gehen und behaupten. Zartgefühl will ja nur schonend die Menschen behandeln,

* Matth. 12, 19. 20.

jeden nach seiner Eigenthümlichkeit; Unterschiede will es aber, gerade deshalb, anerkennen und geltend machen. Zartgefühl will ja nur nicht kränken, wenn es tadeln, und nicht aufhören zu lieben, wenn es strafen muß; schweigen aber zu Allem, und in Alles sich schlaff ergeben will es nimmer. Eben in seinem Wesen liegt es, daß es jede Abweichung von der Regel des Schönen mit Scharfblik entdekt, daß es alles Unedle tief verabscheuet; daß es das Urbild alles Guten und Erhabenen möglichst treu im Leben darzustellen wünscht. Ja, bei ächtem Zartgefühl kann und darf so wenig sittliche Schwäche wohnen, daß vielmehr in tausend Fällen die höchste Selbstverläugnung, und folglich eine große, eine seltene innere Stärke dazu gehört, nicht unsanft zuzugreif n, und selbst in Augenblikken der Leidenschaft und der Begeisterung auf dem Pfade des Würdigen und Schönen sich zu bewahren. — Auch wollen ja nicht alle Naturen auf gleiche Art behandelt seyn. Vielmehr, während man diese zuredend gewinnen, sanft erinnern, freundlich unterstützen, ermunternd leiten muß, soll man jene ernstlich warnen, drohend erschrekken, strenge beschränken, eigener Uebung überlassen. Hier ist Geben, dort Versagen, hier sind Lobsprü-

che, dort Vorwürfe, hier dieses Maaß und dieses Mittel, und dort wieder andre Weise und anderes Verhalten nöthig. Sehet, in dem Allen das Rechte zu treffen, das ist Zartgefühl. Wie liesse es sich denken, ausser in einem kräftigen Gemüthe? —

Manche Menschen kommen mit sehr glüklichen Anlagen zum Zartgefühl in die Welt, geliebte Brüder. Ihr Wesen ist Liebe, Schonung, Freundlichkeit. Die Natur hat es ihnen unmöglich gemacht, Jemanden hart und herbe anzulassen. Der Unterschied zwischen dem, was ziemt, und dem, was anstoßen, kränken, wehethun würde, liegt ihnen, als kleinen Kindern schon, hell vor Augen, und dies giebt ihrem Benehmen jene Anmuth, und ihrer Anmuth jene Natürlichkeit und Sicherheit, die, in der Art, durch Fleiß und Kunst schwerlich erlangt wird, und die man „feinen Takt" nennt.

Andere dagegen haben von dieser Zartheit nicht eine Spur. Sie kennen keine Rüksichten. Sie treten in roher Unbefangenheit zu dir heran, und wissen's nicht anders, als daß du sie nehmen müssest, wie sie einmal sind. Sie bewegen sich nicht, ohne anzustoßen, und öffnen den Mund nicht, ohne unschiklich zu seyn. Sie machen dich einmal

über das Andre erröthen, bald durch die Art, wie sie dich loben, bald durch die Art, wie sie sich selbst erniedrigen und verunstalten. Sie schonen weder durch die Anblikke, die sie gewähren, dein Auge, noch durch die Reden, die sie führen, dein Ohr, noch durch die Anträge, die sie dir machen, deine Tugend, noch durch die Unsitte, womit sie dir begegnen, deinen Sinn für Zucht und Wohlstand. So verwunden sie dein Innerstes tausendmal, ohne es einmal zu ahnen. Sie sehen nicht, wie dich ihre Schmeicheleien anekeln. Sie berechnen nicht, was du bei ihren Beschuldigungen empfindest. Sie fragen nicht, ob ihre Erzählungen dich langweilen. Sie achten's nicht, ob sie durch ihre Unbesonnenheit Gedanken, Erinnerungen, Bilder, Auftritte in dir hervorrufen, die vielleicht Wochenlang deine Ruhe stören. Und, bei all' dieser zurükstoßenden Widrigkeit, meynen sie es, zum Theil, nicht gerade übel. Der Wille, dir wehe zu thun, kommt vielleicht in ihre Seele nicht. Es ist wohl selbst mit ihrer Rohheit so viel Gutmüthigkeit gepaart, daß du nicht umhin kannst, ihnen auf der Stelle zu verzeihen. — Genug, wenn Zartgefühl manchmal schon aus dem Betragen eines Kindes uns anspricht: so scheinen,

auf der andern Seite, Manche dafür überall nicht empfänglich zu seyn.

Wir reden hier indessen vom Zartgefühl nicht als von einer Gabe der Natur, die der Mensch, ohne sein Zuthun, besitze, oder nicht besitze. Wir reden von christlichem Zartgefühl, meine Brüder. Wir reden vom Zartgefühl als von einem Gegenstande des Strebens, und zwar als von einer Tugend, die Jeder, in gewissem Maasse, erwerben könne, wenn er will. Es gereicht Niemandem zur Schande, wenn ihm bei seiner Geburt stumpfe Sinne zu Theil worden sind; aber das schändet ihn, wenn er diesen Naturmangel nicht durch treue Sorgfalt zu verbessern sucht. So ehrt es noch Keinen, daß der Schöpfer ihn feiner besaitet, und offener für das Schöne gebildet hat; es ehrt ihn nur das, was er aus diesem Talente mit freier Thätigkeit schaffet; es ehrt ihn nur die Höhe, zu welcher er es vervollkommnet, und die Treue, mit welcher er es benutzt.

Was für eine Natur uns geworden sei, theure Brüder, — ein Geschenk der ewigen Liebe ist sie immer. Lasset uns die reich ausgestattete ehren; lasset uns die niedre hinaufstimmen und die gemeine adeln durch frommen Fleiß. Christliches

Zartgefühl ist gerade nur die Feinheit und Würde des Sinnes, die wir uns aus Liebe zu Gott, aus Ehrfurcht gegen unsern Meister, aus Wohlwollen gegen die Brüder, aus Achtung für das Schöne überhaupt aneignen. Es ist die Fertigkeit in allem, „was ehrbar und keusch und lieblich ist und wohllautet", deren wir uns befleissigen, weil wir fühlen, daß dies recht ist und das Gegentheil verächtlich; weil wir als Kinder Gottes uns betrachten und als Nachfolger Jesu; weil wir es anerkennen, daß die Menschheit eine große, in Eintracht und Liebe zusammenstimmende Familie seyn soll; weil eine Welt uns erwartet, deren zarte Freuden kein rohes Gemüth schmekken kann. Es ist endlich die göttliche Gesinnung und Gewohnheit, die an dem Mitbruder nichts mit so Ehrfurchtsvoller Rüksicht glaubt behandeln zu dürfen, als — sein Gewissen; die den Gläubigen in seinem Glauben nicht verwirren, die dem Unschuldigen auch nicht das kleinste Aergerniß geben, die keine! keine Seele verderben, vielmehr gern „selig machen mögte alle", die sich ihr nahen.

Dieses Zartgefühl äussert Jesus, wo er auftritt, es sei redend, oder handelnd. Sehet in unser Evangelium, oder blikket wohin sonst in seiner

Geschichte; wie er hier die Kinder zu sich kommen lässet und sie herzet, und dann wieder umher wandelt, und die zerstreuten Küchlein nach Mutter-art sammeln will unter seinen Flügeln; wie er hier annimmt, was die Dankbarkeit einer gebesserten Sünderin ihm bereitet, und dort eine Gefallene gegen ihre Verdammer schützt; wie er hier seinen Jüngern aus Schonung, „was sie noch nicht tragen können", verhehlt, und dort in einen Blik auf Petrus alle Wehmuth über seine verschmäheten Warnungen legt.

Es ist klar, meine Brüder. Es giebt nicht nur noch ein anderes Zartgefühl als das angeborne, ein Zartgefühl höherer Gattung, ein Zartgefühl, zu dem man sich erheben, darin man fortschreiten kann, wie in jeder Tugend, ein christliches. Man darf noch weiter gehn. Man darf sagen, das ganze Leben Jesu sei eine Reihe von Gemälden, aus welchen Zartgefühl, als herrschender Geist, uns entgegenhauche. Man darf behaupten, daß die Religion, die uns zur Würde der Kinder Gottes erhebt, die uns den Rang einer heiligen und unbeflekten Gemeine anweiset, die uns mit allen Menschen auf Erden durch das Band des gegenseitigen Liebens und Helfens verbrüdern

will, recht eigentlich eine Religion des Zartgefühls zu heissen verdiene.

Wie aber bildet sich für ein solches Zartgefühl unser Herz.

Am besten ist es, wenn gleich die erste Kindheit dazu benutzt wird. Die Keime dieser köstlichen Pflanze sind dann vorhanden. Sie dürfen sich blos entfalten, ehe sie unter den Dornen der Begier erstikt, oder durch der Menschen und ihres Beispiels Rohheit zertreten werden. Nur Raum gebet der reinen, kindlichen Natur, o Ihr, die Ihr von Gott zu Schutzengeln der Unschuld erkohren seid, Pflegerinnen der Säuglinge, Erzieher der Jugend, Eltern und Lehrer allzumal! Nur nicht selbst ausstreuen möge Eure Hand den Saamen der Unduldsamkeit, der Zanksucht, des Neides, des Hasses. Nähret dagegen und unterhaltet die Regungen der Liebe, der Theilnahme, des Mitleids, der Schaam, wenn sie in der jungen Seel' erwachen. Wähnet Ihr: angepredigt, oder angescholten und angezürnt und angestraft werde ein zarter Sinn dem Kinde? Das kann er nicht. Im Keime sterben wird er da. Euer Beispiel muß alles thun. Behandelt Eure Kleinen selbst mit Würd' und Feinheit. Nie fahret hart und ungestüm

sie an. Seid gegen sie ganz Schonung, Zutrauen, Sorgfalt, Zärtlichkeit. Erweiset Euch unter einander, vor ihren Augen, die ehrende, die güt'ge, zarte Rüksicht, durch welche der Sinn milde und das Leben schön wird. Es werde nie die edlere Sitte hintangesetzt. Es werde nie die fromme Schaam beleidigt. Es werde nie, auch über Fremdes, anders als im Geiste der Gerechtigkeit, der Mäßigung, des Wohlmeynens geurtheilt. Und verlasset Euch darauf! Er wird gedeihen, herrlich wird er gedeihen, und Euch schon früh durch liebliche Früchte überraschen, der Sinn, der Niemand wehethun, nie seine Würd' entweihen kann.

Vor allen, Mütter, ist es Euch gegeben, der Kinder Herz für Zartgefühl zu bilden. Euch ist's nicht schwer. Seid nur selbst gute Menschen, und wollet nie mehr, nie minder seyn. Liebet nur immer, und lehret lieben. Hauchet nur, wo möglich im Wiegenliede schon, den Sinn für Wohllaut und die Lust am Recht in die noch unentweihten Seelen. Wendet dem unsichtbaren Kinderfreunde schon da ihr Herz zu. Sorgt, daß sie, lallend noch, von Ihm schon hören, von Ihm stammeln mögen, und daß die Sehnsucht nach seiner Liebe der Haupttrieb ihres schönen Lebens sei.

Wahrlich, sie werden bald nicht anders können, als — zart empfinden.

Ist der Mensch, meine Brüder, entwachsen einer solchen Mutter Schooß, noch überdies, vielleicht als Kind bereits, mit mancher Erdennoth bekannt geworden; haben Leiden, die er sahe, die er tragen half, die wenigstens sein Auge mitbeweinte, für die sein Seufzer auf zum Himmel stieg, oder, die er auch selbst schon zu bekämpfen hatte, sein Herz erweicht, und, weil er Schmerzen kennet, des Bruders Schmerz auch achten ihn gelehrt: so wird ihm das besonders vortheilhaft. Des Zartgefühles übungreichste Schule ist — die Trübsal.

Wer jedoch über die frühere Lebenszeit hinwegkam, ohne für diesen Sinn gebildet zu werden; bei Wem die Neigung, Denkart, Sitte sich schon gerichtet, schon entschieden hat: dem ist's dann schwerer, daß er zart empfinden lerne; — zumal, wenn ihn die Natur vielleicht aus gröberm Thone schuf, oder, wenn er heranwuchs unter rohen Menschen, oder, wenn sein Beruf allmälig ihn noch stumpfer, rauher machte. Seid aber darum nicht muthlos, Christen, auch wenn Ihr Euch in dieser Lage fändet. In Eurer Würde liegt Eure

Hoffnung. Es ist ein nichtiges Vorurtheil, als gäb' es Zartgefühl in höhern Ständen nur. Auch in der Hütt' und unter schlechter Hülle schlug oft ein Herz, das würdiger empfand, als mancher niedre Große neben ihm. Fühlt Euch als Christen; und Ihr könnt alles werden, dazu der Mensch berufen ist. Oeffnet dem heilgen Geiste Eure Herzen. Sammelt Euch oft vor dem Vater in frommer Inbrunst. Entfernt von Euch was so nicht wandeln mag. Suchet die Edleren auf. Lasset erweicht werden an ihrer Milde Eure Härte. Lernet von Jesus, wie man zartfühlende Seelen behandeln müsse. Vollbringet dann, was liebenswerth Euch dünkt, und unterdrükket, was zu Schlechtem reizt. Denn nur in dem Maasse gedeihen edlere Regungen als wir die gröbere Sinnlichkeit fesseln, und Nichts führt sicherer zu ächtem Zartgefühl, als Liebe Gottes, Ehrfurcht gegen Jesum, und Lust und Trieb zu seinem Wort.

Und, o! wie ist's des Fleisses doch so werth, dahin zu streben! In einem Hause, wo Gatte und Gattin, wo Eltern und Kinder, wo Herrschaft und Dienstboten, wo Jung und Alt mit zartem Sinne sich behandeln, wo Keinem Weh geschieht, wo Aller Wohlseyn Allen wichtig ist, wo stets dem

Wunsch ein Blik, der ihn bemerkt, entgegenkommt, wo Niemand unbescheiden fordert und ungetröstet klagt, wo Jeder getragen mit seinen Fehlern, und verstanden wird in jeder leisen Bebung seines Herzens, wo Liebe wohnt, und Tadel selbst und Strafe Liebe haucht: da da! Wer mögte da nicht seine Hütte bauen!

Trachtet dahin, meine Brüder! Ringet nach diesem geruhigen und stillen Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Es kann geführt werden mitten im Kriege. Es kann behauptet werden unter Drang und Sorg' und Entbehrung!!

Fürchtet auch nicht, wo Zartgefühl sei, sei es ängstlich, zwangvoll, unheimisch. Da athme Niemand frei vor lauter Rüksicht; der Frohsinn lieb' ein ungebundnes Wesen. Meine Brüder! Das ist nicht Zartgefühl, was Andre peinigt und beschwert; was ihre Lebenslust verkümmert; was kräftige Natur willkührlich hemmt, und bei jedem ungewohnten Anblik oder Ton in eine vorgegebne Ohnmacht sinkt. Verwöhnung ist's, und Gaukelwesen, und Mißverstand, und eitel Zärtelei.

Wie das Kind erst den Gängelband gebraucht, um bald sicher aufzutreten: so muß das Herz durch freiwillige Befangenheit zur äch-

ten Unbefangenheit gelangen. Es muß sich binden an des Lebens Regel, um nachher wahrhaft frei zu seyn. Es muß den niedern Regungen Gewalt thun, um bald nur edle Triebe zu empfinden.

O lasset dies Eure Ansicht und Euer Bemühen werden, meine Geliebten. Zartgefühl will Euch dann nicht Bürde dünken. Es wird Eure bessere Natur, es wird die Würze Eurer Verbindungen, es wird Euch Vorgenuß des Himmels seyn. Amen.

Am
vierten Sonntage der Adventszeit.*

„Wer bist du"?

Weder der Wahrheit, meine Brüder, tritt man zu nahe, noch der Liebe, wenn man behauptet: daß es Sitte unter den Menschen sei, sich gegenseitig zu täuschen. Denn nicht in ihrer wirklichen, vielmehr nur in einer angenommenen Gestalt, treten sie, Einer zu dem Andern, hin. Nicht, daß ihr Inneres im Aeusseren sich kund gebe, wohl aber, daß das Aeussere gefalle und, wo möglich, der Umgebung gebiete, ist ihr Wunsch und Augenmerk. Und nicht in jenen Kreisen allein,

* 1810.

welche sich die feineren nennen, herrscht dies Wesen; bis zu den untersten Ständen, bis in die Hütten drang es hinab. Verloren hat sich jene Einfachheit, Geradeheit, Aufrichtigkeit und Treue, die man vormals als eine Zierde des deutschen Namens prieß. Wer, auch nur eine Zeitlang, den Menschen der heutigen Art zusiehet, begreift bald: die ganze Umgangskunst liege in nichts weiterem, als daß man den Andern möglichst fein zu belügen verstehe.

Wie befremdend! Wissen sie denn dies etwa nicht von einander, die Menschen? Meint vielleicht jeder unter ihnen, er treibe ein solches Spiel nur allein, und während er Worte für Empfindungen verkauft, und Schein statt des Wesens giebt, sei gegen ihn Alles redlich und unverstellt? — Ach, meine Brüder! die Menschen kennen den Betrug, den sie einander spielen, und wissen es nur zu wohl, daß er gegenseitig sei. Sie finden die Kunstgriffe zum Theil lächerlich, armselig, widrig, empörend sogar, mit welchen sie einander hintergehen. Sie sehen es vor Augen, daß bei solcher Falschheit, eben weil sie allgemein ist, für keine Parthei etwas herauskommt, vielmehr eine Entzweiung Aller mit Allen, ein Krieg Aller gegen Alle besteht. Sie ver-

hehlen es sich nicht, daß dies öffentliche Mißtrauen den Grundpfeiler alles geselligen Vereins erschüttern muß; indem es keinen Zuverlaß giebt ohne Wahrheit, und keine Sicherheit ohne Zuverlaß, und kein Glük ohne Sicherheit. Ja, Vielen leuchtet es ein, wie der helle Tag: man würde mit einem offenen und ehrlichen Benehmen gegen einander unendlich besser fahren; was dabei verloren gehe, sei kein wahrhafter Vortheil; und hätten auch Andre nun uns wohl mehr zu verzeihen, so würden wir mit ihnen doch nur täglich in denselben Fall kommen. „Zutrauen, rufen sie oft, o Zutrauen, du Seele alles Verkehrs, du Krone aller Gemeinschaft! Mögtest du wohnen unter den Menschen auf Erden, und alles unter ihnen verbannt seyn, was dich verscheucht aus Blik und Herzen! — Dennoch bleiben die gewohnten Künste; und die Sucht zu scheinen, — sie bleibt mit allen ihren Flittern und Blendwerken, mit all' ihrer Falschheit und Hinterlist, mit all' ihrer Hoffarth und Anmaassung.

Sehet, in solchen Widersprüchen zerstört sich des Lebens schöner Sinn. Man findet das Bessere, und kann dennoch vom Schlechten nicht lassen. Man wendet dem Recht seine Ehrfurcht und

Liebe zu, und behält dennoch das Unrecht, nachdem man ihm das Verdammungsurtheil gesprochen hat.

O wie anders der Christ, meine Brüder!

Lasset uns sehen, wie er handelt, und an seinem Bilde erwarmen für unsre Pflicht. Lasset uns das Wort des Herrn zu Rathe ziehen, und aus seinen Belehrungen den Muth schöpfen für ein edles, der Wahrheit gewidmetes Leben. Der Geist Gottes sei mit uns, und heilige unser Denken und Beginnen!

Joh. 1, 19 — 34.

Dies ist des Johannes Zeugniß.

Die Obern zu Jerusalem hatten Priester und Leviten an ihn abgesandt, um ihn zu fragen: „Wer bist du"? Und er bekannte, und läugnete nicht, — er bekannte: ich bin nicht Christus.

Wohlan, fragten sie weiter, bist du denn etwa Elias? — Er sprach: ich bins nicht.

Doch wohl Einer der andern Propheten? — Er antwortete: Nein.

Wer bist du denn? wir müssen doch einen Bescheid überbringen denen, die uns zu dir geschikt haben. Was sagest du von dir selbst?

Johannes erwiederte: Ich bin die Stimme in der Wüste, die da ruft: Bahnet dem Herrn den Weg! Wie es im Propheten Jesaias steht.

Die Abgeordneten, welche Pharisäer waren, fragten hierauf: Warum taufst du denn, wenn du weder Christus, noch Elias, noch der andern Propheten Einer bist? —

Johannes sprach also: Ich taufe mit Wasser; mitten unter Euch aber steht Er, den ihr nicht kennet. Dieser wird nach mir kommen, wiewohl er vor mir gewesen ist; und ich bin nicht werth, daß ich ihm seine Schuhriemen auflöse.

Dies geschah zu Bethabara, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.

Des andern Tages siehet er Jesum zu sich kommen, und spricht: sehet, das ist das Gotteslamm, das die Sünden der Welt tragen soll. Dieser ist es, von dem ich sagte: ein Mann wird nach mir kommen, der vor mir gewesen ist; denn er übertrifft mich unendlich. Ich kannte ihn nicht; damit er aber in Israel anerkannt würde, trat ich auf und taufte mit Wasser.

Und nun gab Johannes noch folgende Erklärung: Ich habe es gesehen, daß der Geist, vom Himmel, wie eine Taube, herabfuhr, und auf ihm verweilte. Noch hätte ich ihn nicht erkannt. Der aber mich sandte, mit Wasser zu taufen, sprach zu mir: Auf wen du sehen wirst den Geist herabfahren und über ihm verweilen, der ist's, welcher mit heiligem Geist taufen soll. Dies sahe ich, und nun zeuge ich — dieser Jesus ist Gottes Sohn.

An die Hoffnung auf einen Christus — Messias — knüpfte sich bei den Juden zugleich der Glaube, meine Brüder, daß Einer ihrer angesehensten Propheten aus der Vorzeit auf die Erde

zurükkehren, und die Ankunft des Retters, sobald dieser sich nahe, dem Volke verkündigen werde. In einer Zeit nun, wo die Sehnsucht nach demselben bei vielen aufs Höchste gestiegen war, erschien Johannes, des Zacharias Sohn, am Jordan; und erregte durch Predigt und Taufe ein ungewöhnliches Aufsehen. Das Gerücht davon erscholl in die Hauptstadt, und kam vor die Mitglieder des hohen Rathes. Eine Sache von solcher Oeffentlichkeit konnte diese nicht gleichgültig lassen. So schikten sie Abgeordnete aus ihrem Mittel zu dem Unbekannten am Jordan, „daß sie ihn fragten: wer bist du"? Es lag in dieser Frage nicht eben eine Erkundigung nach seiner Abkunft und Familie; wohl aber ein Forschen nach seinem Geiste, nach seinen Zwekken, nach seinen Befugnissen, nach seiner Macht, nach dem, was er meyne, könne, wolle und treibe?

Auch an uns, meine Brüder, ergeht eine ähnliche Frage weit öfter, als viele glauben mögen. Nicht etwa blos an die Bedeutenderen, nein, an Alle, selbst an den Geringsten. Zuweilen sogar geschiehet sie ebenfalls mit besonderer Feierlichkeit. Wie wir denken, wofür wir stimmen, was wir vorhaben, mit welcher Kraft und Ein-

sicht wir wirken, wessen man sich zu uns versehen dürfe, ob man fürchten oder hoffen, ob man sich uns anvertrauen, oder wozu man uns gebrauchen könne, — bald will das der Staat, bald wollen Einzelne aus der Gesellschaft es wissen. Bald will man es wissen, um uns in besondere Verbindungen zu ziehen, und für besondere Zwekke anzustellen. Bald wollen es Feinde wissen, um uns zu verwirren, zu beschämen, zu demüthigen, zu stürzen. Bald tritt man leise zu uns heran, und erforscht uns unvermerkt. Bald werden Anstalten zu dieser Prüfung gemacht, und wir pflegen uns in solchen Fällen darauf vorzubereiten. Nicht immer führen Menschen diese Anstalten herbei; oft trifft sie das Schiksal. Es ereignet sich etwas; es verändern sich unsre Angelegenheiten; es beruhen Entscheidungen auf unserer Einsicht, Gesinnung, Willkühr: und Aller Augen sind nun auf uns gerichtet; und Alle wollen nun wissen, wie wir uns dabei nehmen werden; und in Aller Mienen, wenn auch kein Mund sie ausspricht, steht die Frage zu lesen, groß und deutlich: wer bist du? Wofür hat man dich zu halten? — Noch mehr, meine Brüder! Es thut diese Frage an uns, zwar nicht eben ausdrüklich und geradezu, aber doch

auch auf dem Umwege bemerkbar, ein Jeder, der uns in verschiedenen Lebenslagen betrachtet, der sich theilnehmend zu uns gesellet, der unsre Bekanntschaft sucht, der in ein Gespräch mit uns sich einlässet, der unser Urtheil zu hören wünscht, der um eine Wohlthat uns anspricht, der uns eine Arbeit, einen Mitgenuß, eine Aufopferung, einen Dienst der Liebe, oder — wäre es auch eine Theilnehmung an Sünde und Schande zumuthet.

Wenn sie nun an uns geschiehet, diese Frage, von wem und wann und unter welcher Gestalt es sei: wie steht es um die Antwort?

Dies lasset uns jetzt beherzigen, und dabei jeden Wink benutzen, den uns das Evangelium darbeut. Aus Johannes, des edlen Täufers, Beispiel wird es uns dann klar werden: was und wie der Christ antworte, wenn ihm die Frage geschiehet: wer bist du?

Es bedurfte beim Johannes dieser ausdrücklichen Frage eigentlich nicht, meine Brüder; denn das, was er that, sagte genug. Er lehrte, er taufte. Er kündigte an: das Himmelreich sei nahe, der Erlöser der Menschheit komme herbei, und Buße thun, sich erneuern im Gemüthe müsse nun Je-

der, der würdig den Erwarteten empfangen wolle. Einen gleichen Sinn hatte seine Taufe. Sie sollte eine Reinigung seyn, eine Weihung des inneren Menschen für die Aufnahme des Kommenden. So ließ es sich denn, auch ohne weiteren Bescheid, nicht verkennen: Er war, nach des Propheten Jesaias Ausspruch, „die Stimme in der Wüste, die da rief: Bahnet dem Herrn den Weg!" Er handelte als des Erwarteten Herold; darum war er es auch.

Oder wie? Meine Brüder? Sind wir nur das, was wir von uns sagen? Macht ein Hauch des Mundes, eine Bewegung der Lippen, ein Schall, eine Geberde unser Seyn aus? Tiefer liegt des Menschen Wesen. In unsern Begriffen, in unsern Ansichten, in unsern Zwekken, in unsern Neigungen, in unsern Gesinnungen, in unsern Handlungen, in dem, was wir wirken, leisten, schaffen, erstreben, und in dem, was uns, verborgen, dazu treibt und dabei leitet, darin liegt unser Wesen. So, wie wir thun, aus eignem, freiem Antrieb thun, so sind wir.

Auf die Frage: wer bist du? hat der Christ daher auch Eine Antwort nur. Thaten sind diese Antwort. Was er wisse, könne, wolle, sein

Lieben und Verlangen, seine Freude und seinen Schmerz, er zeigt dies durch die Art, wie er sich beträgt, durch die Werke, die er liefert, durch die Lebensordnung, die er behauptet, durch die Stellung, die er in seinen mancherlei Verhältnissen einnimmt, durch die ganze Reihe von Veränderungen, die er herbeiführt und bewirkt. Hiemit meynt er eben so treffend und sicher, als zart und anspruchlos, an den Tag zu legen, wer er sei. Hierauf verweiset er gleichsam stillschweigend jeden ihn betrachtenden Blik. Hieran wagt er zu erinnern, wenn man ihn verkennt, oder, wenn man ihn noch nicht kennt. So sprach Jesus zu denen, durch welche unser Johannes, aus seinem Kerker, ihn fragen ließ: „bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten"? „Saget, antwortete er, eurem Lehrer wieder, was ihr sehet und höret."

Und in vielen Fällen ist ein solcher ausdrüklicher Fingerzeig auf unsere Persönlichkeit gar nicht einmal nöthig. Rükweisungen auf das, was wir sind, liegen nicht blos in einzelnen, auffallenderen Handlungen; sie liegen selbst in gelegentlichen Aeusserungen, Mienen und Blikken; und sogar scheinbare Kleinigkeiten können den, welcher oft mit

uns zu thun hat, über uns ins Klare bringen. Wie aus einem Gliede der Körper, dem es angehört, so wird manchmal aus einem einzelnen, vielleicht geringfügigen, Umstande, des Geistes Beschaffenheit vollkommen erkannt. Unser Leben ist ein offenes Buch. Bisweilen zwar mögtest du's verschliessen, oder einzelne Stellen darin wenigstens unleserlich machen, auch etwa nur bedekken mit schonender Hand; der Inhalt des Ganzen aber bleibt deswegen Keinem verborgen, der ihn wissen will.

Es kommt dann nur darauf an, ob die Zeugen um uns her sich die Mühe geben wollen, darin zu lesen, und ob sie solcher Schrift kundig sind. Die vornehmen Juden, die in unserm Evangelio eine Gesandtschaft an Johannes erlassen, wollen an den merkwürdigen Mann diese Mühe nicht wenden. Hätten sie ihn gesehen, wie er da stand am Jordan, und den herbeigeströmten Volkshaufen das Verständniß zu öffnen suchte, über ihre bisherigen Verirrungen, und über den rechten Weg, und über des Himmelreichs Beginn, und über des Menschensohns Größe und Herrlichkeit; hätten sie gehört seine Ermahnungen; hätten sie sich erschüttern lassen von seinem Ernste, und erwärmen an

seiner Gluth, und begeistern für seinen Zwek: ohne weitere Frage wäre ihnen Alles entschieden gewesen, wie ihr Daseyn. Sie vernehmen aber nur durch Gerüchte. Sie wollen sich das eigene Schauen und Prüfen ersparen. Sie wollen eine Erklärung, und zwar in der Erklärung zugleich eine Förmlichkeit. Sie wollen Worte auf die Frage: „wer bist du"? Etwas aus seinem Munde wieder zu berichten haben wollen die Abgeordneten; darum wiederholen und verstärken sie die erste Frage durch eine zweite und dritte und zulezt durch die Aufforderung: „was sagest du von dir selbst"?

Befindet sich der Christ nun in einer ähnlichen Lage, meine Brüder: wie antwortet er dann auf die Frage: „wer bist du?

Die Antworten des Johannes erscheinen uns von mehreren Seiten merkwürdig; und so erklärt sich auch der Christ, wo ihm jene Frage geschieht, mit Unbefangenheit, mit Wahrheit, mit Bestimmtheit, mit Bescheidenheit, mit Freimuth, mit Würde.

Vor allen Dingen bezeichnet Unbefangenheit seine Antwort.

Kaum haben die Priester und Leviten die Frage ausgesprochen: wer bist du? so bekennet Johannes, und bekennet ohne Rükhalt, was man an ihm habe, und über ihn urtheilen solle. Warum auch sollte er sich verstekken? Und wie konnte ers wollen, seit er öffentlich aufgetreten war? — Dies ist nicht die Weise der gewöhnlichen Menschen. Manche sind eigentlich nichts; darum setzt es sie in Verlegenheit, wenn sie sagen sollen, wer sie sind. Andre mögten gern recht vielerlei seyn, und wohl gar widersprechende Rollen in ihrer Person vereinigen; darum fühlen sie sich befangen, so oft man ihnen einen geraden Bescheid zumuthet. Noch Andre erscheinen sich selbst verwerflich mit ihren Absichten Planen, Gesinnungen; darum erschrekken sie, wenn, vielleicht forschend und fest, ein Frager sie nöthigt, ihm Rede zu stehen. Sie mögten aus dem Hinterhalte, darin Sie auf Raub lauern, nicht gern hervor. — Den Christen dagegen hält nichts zurük. Er ist etwas. Er weiß, was er ist. Er will nur Eins seyn. Er darf getrost dies Eine nennen, denn es ist das Höchste, Beste. Wie oft er auch noch fehlen mag, doch ist er edlen Strebens sich bewußt. Frei kann er es, und ohn' Erröthen sagen, wie ers meyne, was er vorhabe,

wo er gewesen, wie er gesprochen, was er gethan. Darum findet Ihr ihn niemals bei Euren Erkundigungen betreten, oder ängstlich achtend etwas zu verbergen. Es begegnet jeglichem sein Blik mit Ruhe. Es überrascht ihn keine auf ihn gerichtete Untersuchung. Und ist die Frage dreister, — ist desto unbefangner seine Antwort.

Dabei ist sie immer nur die rechte; Wahrheit, reine Wahrheit durchathmet sie. „Und er läugnete nicht, lesen wir von Johannes, sondern bekannte: ich bin nicht Christus". Er will keinen Namen führen, auf den er keine Ansprüche hat. Er will keine Ehre haben, die ihm nicht zukommt. Er will keine Erwartungen anregen, denen er nicht genügen kann. „Ich bin der Herold in der Wüste, sagt er, zu bereiten den Weg des Herrn". Sein Wesen spricht er aus, wie er es fühlt, nach eigener, innigster Ueberzeugung. — Auch dies ist nicht die Weise der gewöhnlichen Menschen. Es gilt ihnen gleich, ob das, was sie von sich sagen, also sich verhalte, oder nicht. Wenn es die Welt nur glüklich täuscht! Wenn es nur, vor den Leuten, sie zu etwas macht! Wenn es sie nur der Mühe überhebt, nach wahrem Werthe zu ringen! Wenn es des Augenbliks kleine Zwekke

nur fördert und unterstützt! Dies reicht ihnen hin. Dafür denn lügen sie sich Tugenden an, die sie nicht kennen, und von Fehlern los, die sie täglich beweisen; wollen Thorheiten nicht eingestehen, von denen sie beherrscht werden, und Edelthaten verrichtet haben, die ihnen nimmer in den Sinn kamen; streiten kühnlich ab, was du ihnen zur Last legen magst, uud schreiben sich eine Liebe, einen Fleiß, eine Sorgfalt, eine Rechtschaffenheit zu, davon ihr Leben auch nicht eine Spur trägt. — Soll dagegen der Christ sagen: wer er sei? Dann weiß er von keiner Lüge, von keiner Schminke, von keinem Scheine. Sich giebt er, sich selbst, in seiner eigenthümlichen Gestalt. Er bekennet sich zu dem, was er geurtheilt, geschrieben, gewollt, versuchet; auch zu seiner Unwissenheit, auch zu seinen Schwächen, auch zu den Fehltritten, die er begangen, auch zu Werken, die ihm mißlungen sind. Nicht ein Gemälde, das seine Kunst entworfen, — ihn will man sehen, ihn haben. Darum ist er wahr; bis in die kleinsten Einzelheiten, wenn sie einmal zur Sprache kommen sollen, ist er wahr, so oft es die Frage gilt: „Was sagest du von dir selbst"?

Mit dieser Wahrheit verbindet er zugleich Be-

stimmtheit. Man soll nicht nur sein Bild haben, auch unverschleiert soll man es haben. Es soll so gestellt seyn, daß es Allen sofort nur in einem, in seinem eigentlichen, Lichte erscheine, und Keiner sich darin irren könne. — Nachdem Johannes unumwunden bekannt, daß er nicht Christus sei, widerspricht er auch der Meynung, als habe man den Elias an ihm, oder einen andern der Propheten. Sodann giebt er nicht nur seinen Zwek und Wirkungskreis buchstäblich an; sondern setzt zugleich sein Verhältniß zum Messias genau aus einander, und weiset, als Jesus nun wirklich bei ihm sich einfindet, mit den Worten auf ihn hin: „Sehet, das ist das Gotteslamm, das die Sünden der Welt tragen soll; dieser ist's, von dem ich sagte: Ein Mann wird nach mir kommen, der vor mir gewesen ist, denn er übertrifft mich unendlich; ich taufe nur mit Wasser, dieser aber wird taufen mit heiligem Geiste, denn er ist Gottes Sohn". — Dies ist abermals nicht die Sitte der gewöhnlichen Menschen. Erlauben sich zwar die Besseren unter ihnen wohl nicht, geradezu unwahr zu seyn; so nähren sie doch gern einen Irthum in den Meynungen Anderer, wenn er ihnen zu Statten kommt, und lassen sich die Vortheile gefallen, die daraus

für sie erwachsen. Er ist ja durch sie nicht absichtlich erwekt; er kann ja, wähnen sie, Niemandem schaden; er macht vielleicht auch Andre glüklich; er vergrößert überdieß ihr eigenes Ansehen und ihren Lebensgenuß. Warum denn einen Traum zerstören, der so schön ist? Nebenher aber, das fehlt nicht, selbst wenn sie es sich nicht gestehen wollen, legen sie es doch auch in der That darauf an, dergleichen falsche Voraussetzungen, bald von ihrer Geschiklichkeit, bald von ihrem Edelmuth, bald von ihrem Einfluß und Reichthum und andern Vorzügen rege zu machen; sollte es auch nur auf die Art geschehen, daß sie entweder durch geheimnißvolle Ausdrükke, oder durch ein räthselhaftes Benehmen, immer aber durch ein erkünsteltes Dunkel ihre wahre Gestalt verschleiern, statt dieselbe in kräftigen Zügen, jedem kenntlich, keinem zweideutig, hervortreten zu lassen. — Nahet Euch dagegen dem Christen mit der Frage: wer bist du? Und er läßt Euch nicht in Ungewißheit, meine Brüder. Er stellet seine Worte nicht auf Schrauben. Er will, daß Ihr ihn kennet, ganz und genau. Darum geht er, ohne Winkelzüge, mit der Sprache heraus; und die Ausdrükke, die er wählt, sind für das, was er von sich selbst weiß und Euch

mitzutheilen hat, die bezeichnendsten, die er finden kann. Er antwortet Euch mit Bestimmtheit.

Und dennoch mit Bescheidenheit. Nie brüstet er sich in der Darlegung seiner Vorzüge; nie sagt er mehr davon, als eben hinreicht; nie vergisset er, daß er selbst in den größten noch übertroffen wird. — Johannes, als er, kurz und schmuklos, sich „den Herold in der Wüste, der dem Heilande den Weg bereite", genannt hat, versichert dann von diesem, wiewohl er selbst dadurch in tiefen Schatten tritt: „Er ists, der nach mir kommen wird, obgleich er vor mir gewesen ist; und ich bin nicht werth, daß ich ihm die Schuhriemen auflöse". — Dies ist wiederum nicht der Sinn der gewöhnlichen Menschen. Nicht nur, daß sie sich mit ihrem vermeinten Werthe gern hervordrängen, und, auch ohne gefragt zu werden, von sich reden; sie kennen, wenn nun diese Frage geschehen ist, weder Maaß, noch Ziel; sie wissen alles, und taugen zu allem, was man verlangt; sie mögten sogar ihre Mängel zu Tugenden ausprägen, und ihre Launen für Liebenswürdigkeiten gehalten wissen; sie werfen dabei, ohn' Aufhören, wo nicht verachtende, doch zweideutige Seitenblikke auf die Bekannten, besonders auf die Menschen in ihrem

Stand' und Sache; sie nehmen sich dergleichen Behelfe endlich so wenig übel, daß sie vielmehr behaupten, dies gehöre nun einmal zum Fortkommen in der Welt, und wer es aus überzarter Demuth verschmähe, sei — ein Thor. — Lasset dagegen den Christen die Frage: wer bist du? zu beantworten haben: da bemerket Ihr zwar ein Herz, das sich fühlt, das sich achtet; das für Gemeinheiten zu edel und für Erniedrigungen zu stolz ist, das sich anerkannt zu sehen wünscht und nach seinem Werthe behandelt; aber, da ist zugleich eine Regel, und eine erhabne Regel, wornach das Innere beurtheilt wird, — da ist zugleich tiefes Gefühl der Mängel, die noch immer vorhanden sind, — da ist zugleich neidlose Wahrnehmung des Abstandes zwischen dem eigenen Verdienste und dem Verdienste der Besseren, — da ist zugleich demuthvolles Aufschauen zu dem Reinen, vor dem Keiner sich rein dünken darf, — da ist zugleich die zarte, die ängstlichzarte Sorge, daß doch „Niemand höher von uns halte, als sich gebühret". Und glaubet sie nicht so ganz leicht, diese Bescheidenheit; sie ist zuweilen gar schwer. Oft stellt uns der Zufall vor den Brüdern in einen zu günstigen Gesichtspunkt; es erfordert Selbst-

verläugnung, diese falschen Schimmer zu zerstreuen. Oft entschwinden uns Vortheile, zerschlagen sich Aussichten, gehen Verbindungen, die schon angeknüpft werden sollten, wieder zurük, wenn unsre Anspruchlosigkeit das übergroße Zutrauen der Menschen hinabstimmt; es erfordert seltene Stärke des Gemüths dies dennoch geschehen zu lassen. Oft findet die Liebe zärtlicher Herzen, die fast mit abgöttischer Verehrung an uns hängen, Tugenden bei uns, die uns fremd sind, und legt uns gleichsam das Lob in den Mund, das wir über uns aussprechen sollen; es erfordert die Demuth und den Kindessinn einer schönen Seele, dieses Lob abzulehnen, wiefern es uns nicht gebühren kann. Aber, sie ist nur um so verdienstlicher, sie ist nur um so christlicher, sie führt nur um so gewisser zur Erhöhung, diese freiwillige Erniedrigung.

Betrachten wir sodann den Freund Jesu unter einzelnen Umständen, wo die Frage: wer bist du? an ihn gelangen kann: so haben wir Gelegenheit auch seinen Freimuth zu sehen. Eine Solche bietet sich bei Johannes dar. Zu Jerusalem wünscht man keinen Wechsel der Dinge, der mit Sittenverbesserung anheben müßte; Johannes erklärt sich dennoch für berufen, eben diese zu verkündigen.

er rettet sich durch keinen Verrath an sich selbst; er zerstört nicht sein inneres Leben, um das äussere zu erhalten; vor seine Seele hin treten sie alle, die Tugendhaften, die für das, was sie waren, sich ebenfalls mit Blut mußten taufen lassen; er siehet, wie sie ihm zulächeln; er hört ihre Kraftworte in dem entscheidenden Augenblik; er fühlt sich angehaucht von ihrem Gottvertrauen; und so spricht er, die lezte Regung von Bangigkeit aus seinem Herzen vertreibend: „Wer bist du, daß du vor Menschen dich fürchten magst“*? — So giebt er sich denn kund, es sei unter Freunden, oder Feinden, es sei in der Stille des Privatlebens, oder vor Fürsten und hohen Gerichtshöfen, — er giebt sich mit Freimuth kund. Sezet endlich noch hinzu:

Er thut es mit Würde. Daß dies Alles, was wir bisher erwähnt, schon Würde in sich fasse, und daß ohne Unbefangenheit, Wahrheit, Bestimmtheit, Bescheidenheit und Freimuth einer Antwort keine Würde zukommen könne, ist in sich selbst klar. Wir verstehen daher unter Würde hier noch etwas Anderes. — Als Johannes die Frage hört: wer bist du? denkt er nicht an seines Daseyns zufällige,

* Jesaias 51, 12.

äußere Gestalt, nicht an Geburtsort, Familie, Stand und Güter, und läßt sich's daher auch nicht einfallen diese namhaft zu machen. Er bezieht auf sein inneres, eigentliches Selbst die Worte: „Wer bist du? und so spricht er: ich bin nicht Christus. — Auch dies, theuerste Brüder, auch dies ist nicht die Sitte der gewöhnlichen Menschen. Fraget man sie: wer bist du? so ist es vor allen ihr Name, ihre Verwandtschaft, ihr Titel, ihr Geld, das ihnen in Betracht zu kommen scheint. Ja, Viele wissen einmal gar nicht, daß man etwas seyn könne, was ausser dem Kreise jener Dinge liege. Und so antwortet denn der vom Glük Begünstigte, hinweisend auf seine eitle Größe, mit Selbstgefälligkeit, Uebermuth und Troz; der Arme, der Geringe, der Unbekannte, mit kleinlautem Tone und erröthendem Angesicht. „Wer von der Erde ist, (nach unsers Johannes trefflichem Ausspruch *), der ist von der Erde, und redet von der Erde". — Würdiger der Christ. Er findet nicht in zufälliger Aussenseite sein Wesen; er findet es in seinem Herzen. Er findet nicht in irdischen Gütern seinen Werth; er findet ihn in der Richtigkeit seiner Begriffe, in der Lauterkeit seiner Gefühle, in der

* Joh. 3, 31.

Reinheit seines Willens, in der Tadellosigkeit seines Thuns. Er findet nicht in dem Glanze mit ihm verwandter Familien seinen Rang; er findet ihn bestimmt durch den Standpunkt, den sein Geist unter den Geistern einnimmt, durch die Beziehung, worin er wirkend und segnend zu seinen Brüdern steht, durch das Uebergewicht über sie, das ihm die Weisheit gegeben, durch den Einfluß auf sie, den ihm die Liebe errungen hat. Und treten dennoch irgend einmal Armselige zu ihm heran, welche die Frage: wer bist du? nicht anders, als mit Hinweisung auf die kleinen Verhältnisse der Erde zu thun verstehen: so antwortet er, zumal, wenn er siehet, daß man ihn nur beschämen wolle, ablenkend, wie Jesus einst. Wir finden die Stelle in Johannis Evangelium 8, 23 ff. „Jesus, heißt es da, betheuerte den Juden: ihr seid von unten her, ich bin von oben herab; ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt. Darum hab' ich euch gesagt, daß ihr sterben werdet in euren Sünden; ja, so ihr nicht glaubet, daß ichs sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden. Da sprachen sie zu ihm: wer bist du denn? und Jesus antwortete ihnen: Erstlich der, der ich mit euch rede".

Sehet, so spricht der bescheidene Christ, der auch stolz seyn kann, mit der Hoffarth. So weiset er die Anmaassungen derer von sich ab, die da meynen, man sei nur das, was man äusserlich besitze, oder gelte. So fühlt er, daß sein besseres Selbst über alles, was die Erde geben, oder nehmen kann, erhaben ist. Wo aber ist Würde, wo? wenn nicht darin!

Gehoben, meine Brüder, fühlt sich ein unverdorbenes Gemüth, wenn es auf die Frage: wer bist du? so antworten hört. Darum wünscht es denn auch zu wissen, woher der Christ solche Antwort nehme? Lasset uns diesem Wunsche sogleich genügen.

Woher also ist seine Antwort so unbefangen? Der Christ will immer nur ein Rechtschaffener seyn; mithin braucht er sich nicht zu verbergen. — Woher ist seine Antwort so wahr? Der Christ dient dem Vater des Lichts, darum hasset er Blendwerk und Täuscherei. — Woher ist seine Antwort so bestimmt? Der Christ weiß immer, wie er mit sich daran ist, und macht folglich auch Andre gern darüber gewiß. — Woher ist seine Antwort so bescheiden? Der Christ trägt ein Musterbild in seiner Seele, das er nie erreicht hat;

daher befreit ihn der große Abstand vom kleinen Hochmuth. — Woher ist seine Antwort so freimüthig? Der Christ hat einen Helfer an seiner Seite, dem Himmel und Erde gehorchen; Dem trauend ruft er: was können mir Menschen thun? — Woher ist seine Antwort so würdevoll? Der Christ kennt eine Rangordnung, über welche der Zufall nicht entscheidet; deshalb fühlt er sich groß bei aller äußern Niedrigkeit, und denkt, wird er auch hier zurükgesetzt, mit Entzükken: dort oben ist Einer, der mich ehrt. — Woher endlich dies Alles zusammengenommen, und daß er nirgend, wo er über seine Person sich erklären soll, in Verlegenheit ist? Daher, daher, daß Eitles ihn nicht zerstreuet, daß er stets seine Besonnenheit behauptet, daß er jederzeit vor dem Allwissenden wandelt, daß er täglich und stündlich sich fragt und an keinem Abend mehr schlafen gehn kann, ohne sich darauf zu antworten: was sagest du von dir selbst?

Geliebte Brüder! Fragen wir selbst uns nicht unablässig: wer bist du? so können wir auch Andern, wenn diese uns fragen, nichts Angemessenes erwiedern. Welche Antwort haben wir uns zu geben??

Es wäre traurig, wenn wir keine wüßten. Es wäre noch trauriger, wenn wir mit armseligen Aussendingen unser eigentliches Daseyn verwechselten. Es wäre am traurigsten, wenn wir wähnen könnten, es komme auf eine genügende Beantwortung jener Frage gar nicht an, und, wenn sie geschehe, sei es immer noch Zeit genug geschwind das beste Feierkleid umzuthun; denn, ausser daß dies ungeheurer Selbstbetrug ist, erfüllt es seinen Zwek, die Menschen zu betrügen, nur halb. Oft sehen sie uns die Eile, womit wir uns in eine fremde Hülle geworfen haben, noch an, und der erborgte Schmuk will uns nicht kleiden, eben weil er erborgt ist.

Meine Brüder! Wichtiger ist keine Frage, die an uns ergehen kann, als die Frage: wer bist du? Versäumen wir sie: — wir können nicht frei werden von unsern Fehlern; wir schreiten nicht fort an Weisheit und Sittlichkeit; wir geben unserem Leben keinen Plan und unserer Wirksamkeit keine Bedeutung; wir werden unzählig oft etwas beginnen, dafür unsre Kräfte nicht hinreichen, — in etwas willigen, was mit unsrer Würde nicht übereinkommt, — auf etwas verfallen, was unseres Amtes nicht ist, was zu unseren Umständen nicht

paßt, was gegen unsre Verhältnisse anstößt, was uns erniedrigt und elend macht, vielleicht indem es uns erheben und beglükken soll. Ja, daß wir das Vornehmste nicht vergessen: haben wir nicht mit frommem Ernste die Frage thun mögen „wer bist du", — so bleibt uns nichts übrig, als in unabwendlicher Schmach zu verstummen, wenn die richtende Ewigkeit mit ihr sich nahet.

Theuerste Brüder, lasset uns recht gut seyn, und in allem, was Schön und Gut ist, recht viel seyn, ich sage seyn, werden!! Wir werden dann nicht mehr nöthig haben, blos scheinen zu wollen, und die Frage: wer bist du? zurükzuweisen. Wir werden täglich in der Wahrheit treuen Spiegel schaun. Wir werden durch jeden Kampf für unsre Veredlung neugetauft werden auf Den, der da kommen soll, in seiner Herrlichkeit; und so oft es wiederkehrt, werden wir vorbereiteter, werden wir heiliger und seliger und schöner sein Geburtsfest feiern. Amen.

Am

zweiten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung Christi. *

Ernst und Freude.

Meine Brüder! Gleichwie zwei entgegengesetzte Naturen des Menschen Wesen bilden, so nehmen auch zwei entgegengesetzte Zwekke seine Thätigkeit in Anspruch.

Auf der einen Seite liegt ihm daran, daß er sein Leben froh geniesse; und da scheint es nothwendig, sich alles dessen zu entschlagen, was ihm dabei hinderlich werden könnte. Auf der andern hängt unendlich viel davon ab, daß er sein Leben weise anwende, mithin vor allen Dingen

* 1811.

es richtig auffasse, verstehe, deute; und da fühlt er sich gleichermassen gedrungen, alles zu beseitigen, was seine Ansicht verfälschen und seine Kraft lähmen dürfte. Zu jenem Zwekke, den wir frohen Genuß nannten, gehört ein heiterer, offener, leichter Sinn, der die Blume sucht, wo sie am Wege blühe, der sie gern findet und rasch pflükt. Dieser Zwek dagegen, die weise Anwendung des Lebens, und was ihr vorangehen muß, das richtige Verständniß aller seiner Erscheinungen, fordert ein ernstes, stilles, tiefes Gemüth, das höhere Rüksichten kennet, als die Freude des Augenbliks; das sich nicht zerstreuen lässet durch der Eitelkeit bunte Bilder; das die gewonnene heilige Weltansicht wie ein Kleinod bewahrt, und in jeglichem Beginnen ausspricht. Beide Zwekke widersprechen sich dem Ansehen nach; so, daß es scheint, als ob der Eine den Andern vernichte, und wer diesen vollkommen erreichen will, jenen aufgeben müsse. Hast du den zuerst beschriebenen leichten Sinn, so mögte man dich für den Ernst zu fröhlich, — hast du das tiefe Gemüth, so mögte man dich für die Freude zu ernst nennen.

Es ist die Aufgabe des wahren Christen, meine Brüder, diesen Widerspruch zu lösen, und das

Herrliche aller und jeder Art, wie ungleiche Elemente es auch enthalte; in seiner Person zu vereinigen. Ihn verführt nicht das Aeusserste auf beiden Seiten seiner Bahn; vor ihm, vor ihm ist sein Aeusserstes, sein hohes, himmlisches Ziel; und die Mitte, die glükliche Mitte zwischen allen nebenherlaufenden Abwegen bewahrt er, um sich diesem Ziele zu nahen.

O du, die alles dies möglich macht; du, die du diesen Streit beilegst, und diese Mißtöne ausklingen lässest in entzükkenden Wohllaut, und durch die verschiedenartigsten Forderungen sie bewährt hindurchführst, deine Verehrer, — heilige Religion! Wie sollen wir es aussprechen, dein unendliches Lob! — Ach, es soll glühen in unseren Herzen. Es soll sich darthun durch unsre Handlungen. Es soll besungen werden von unserer dankbaren Begeisterung für Schönes und Gutes. Es soll sich verbreiten unter uns, auch durch diese Stunde, die uns erschienen ist, daß sie abermals den Heiland enthülle in aller seiner Hoheit und Freundlichkeit.

Segne solche Vorsätze, du Unsichtbarer und doch Gegenwärtiger! Gläubig an deine Nähe, die allen Genuß adelt, und aus Allem — Genuß

schafft, sinken wir vor dir nieder, und öffnen deinem Geiste unsre Herzen.

Joh. 2, 1 — 11.

Drei Tage darauf war zu Cana in Galiläa eine Hochzeit. Auch Jesu Mutter war daselbst. Jesum aber und seine Jünger hatte man ebenfalls eingeladen. —

Nun gebrach es an Wein. Die Mutter, dies wahrnehmend, sprach zu ihrem Sohne: Es ist kein Wein mehr da. Mutter! antwortete dieser, es bedarf hiebei deiner Sorge nicht. Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Die Mutter sagte hierauf zu den Dienern: was er Euch saget, das thut.

Nun waren sechs steinerne Wasserkrüge da, dergleichen die Juden der Reinigung wegen hielten, und auf deren jeglichen zwei bis drei Maaß giengen. Jesus sprach: Füllet die Krüge mit Wasser. Sie fülleten sie bis oben an. Nun fuhr er fort: schöpfet daraus, und bringet davon dem Speisewirth. Sie thaten es; und da dieser das Wasser kostete, oder vielmehr den Wein, der daraus geworden war, und nicht wußte, woher er sei, was aber die Diener wußten, die das Wasser ja geschöpfet hatten, — rief er den Bräutigam und sagte: Jedermann giebt sonst zuerst den guten Wein, und darnach, wenn die Gäste sich satt getrunken haben, den geringeren; du hast den guten bis zuletzt behalten.

Diese That, zu Cana in Galiläa, war die erste, wodurch Jesus sich auszeichnete, und seine Herrlichkeit zu erkennen gab. Seine Jünger aber wurden in ihrem Glauben dadurch befestigt.

Ernst und Freude im Wechsel, in Gemeinschaft, und in gegenseitiger Durchdringung — athmet das Gemälde, meine Brüder, das uns hier aufgestellt ist. Darum soll es von dieser Seite uns jezt lehrreich werden. Wie der Christ Ernst und Freude in seinem Leben vereinige, — das sei die Frage, die wir beantworten.

Im Allgemeinen läßt sich über diese Vereinigung sogleich das sagen:

erstlich: daß der Christ keines von beiden, weder den Ernst, noch die Freude, ganz ausschließt;

sodann: daß er ein jedes, in seiner Art, recht gestaltet.

Es bedürfen aber diese Punkte nun einer näheren Erörterung.

Die Menschen haben es immer geliebt, Eines von beiden, entweder den Ernst, oder die Freude, von ihrem Leben auszuschliessen. Manche hielten Genuß für den einzigen Zwek des Daseyns, und fanden es daher thörigt, ausser diesem noch etwas suchen zu wollen. Manche glaubten: Entsagen sei das höchste Verdienst, das man

sich hier erwerben könne; und so erschien ihnen die Befriedigung selbst schuldloser Triebe für ihren sittlichen Werth erniedrigend. Beide findet man sogar, schon im heidnischen Alterthume, als namhafte Partheien, die ihre Ansicht von Leben und Lebensweisheit schulgerecht entwikkelt, und künstliche Lehrgebäude ihrer Grundsätze aufgeführt hatten.

Zu Jesu Zeiten gab es ähnliche Sekten. Während die Essäer in stiller Abgeschiedenheit sich selbst verläugneten, und die Pharisäer mit einer besonderen Strenge gegen sich selbst, wenigstens heuchlerisch, pralten, überliessen sich die Sadducäer, an Herodes Hofe, jedem Gelüsten regelloser Ueppigkeit.

Johannes, der Täufer, folgte den Ersten nach. Eine Wüste war sein Aufenthalt; ein Geflecht von Cameelshaaren sein Kleid; wilder Honig und Heuschrekken seine Speise; heiliger Zorn gegen die Verirrungen des Zeitalters seine Stimmung; tadeln, richten, zur Buße rufen sein tägliches Geschäft. Seine Schüler machten dann zum Gesetz, was ihm, vielleicht nur für seine Persönlichkeit, nöthig geschienen, und warfen es, späterhin, zum Beispiel den Jüngern Jesu ausdrüklich vor, daß diese „nicht fasteten" wie sie.

Blikken wir vollends in die Geschichte des Mittelalters, da stoßen wir überall auf eine Trennung des Ernstes und der Freude. Man hält diese für unverträglich mit dem Geiste des Christenthums, und erkennt an ihrem Gepräge nur verlorene Weltkinder. Man verschmähet den Reitz der Sinne; man zerstört jeden auf Genuß gerichteten Trieb; man verdammt die süßesten Regungen der Natur; man zieht sich zurük aus dem Verkehre der Menschen, bauet Klöster, flüchtet in Einödden, schlägt das freie, schöne Leben in töbtende Fesseln, belastet sich mit selbstgeschaffenen Büßungen, und geht in der Kunst sich zu quälen, bald bis zur Grausamkeit, bald bis zum Aberwitz.

Andre Zeiten haben nun freilich längst andre Sitten gebracht, meine Brüder. Aber Trennung des Ernstes und der Freude ist doch immer Regel geblieben. Verliert sich hin und wieder auch unter der Menge noch ein finsterer Klausner, der die Freude schilt, wo sie laut wird: so tritt es desto heller und deutlicher hervor, wofür die Mehrzahl sich entschieden hat. „Brodt und Vergnügen" ist die Losung. Freuen wollen sie sich des Lebens, während es fliehet, und nichts weiter. Nicht stören wollen sie sich lassen in der gewohnten

Weise und Reihe ihrer Genüsse; und dies ist die einzige Seite, von welcher öffentliche Drangsale ihnen furchtbar dünken. Könnten sie diesen Einfluß der Weltveränderungen abwehren, dann mögte übrigens geschehen, was da wollte. Wüßten sie Fest an Fest in den Kranz ihrer Tage zu flechten, so, meynen sie, wäre der Absicht ihres irdischen Aufenthalts genügt. Es mag sie einmal der Ernst anwandeln, — er ist ein ungerufener Gast, den sie schnell wieder entlassen, weil er ihnen die Freude verdirbt.

Wie macht es unser Meister, geliebte Brüder? Neigt er zum Ernste mehr, oder mehr zur Freude hin? — Er liebt beides, und darum schließt er weder jenen, noch diese, von seinem Leben aus. In unserem Evangelio kommt er so eben vom Jordan, wo einer der ernsthaftesten Auftritte seines öffentlichen Lebens Statt gefunden hat. Er ist von Johannes, seinem Freunde, getauft; er ist für den Beruf, die sündige Welt zu erlösen, feierlich geweihet; er ist durch Stimmen vom Himmel vor allem Volke erklärt worden für den Herold des Ewigen. Wie sehr aber auch seine innerste Seele dadurch bewegt, und in große, Gewichtvolle Betrachtungen versunken seyn mag: dennoch schlägt

er die Einladung zu einer Hochzeit, auf welcher auch seine Mutter sich befindet, nicht aus. Gern eilt er mit seinen Jüngern nach Cana. Keiner wird dort durch ihn befangen, oder gestört. Er ist ein Fröhlicher unter den Fröhlichen; und selbst einen willkommenen Beitrag zum festlichen Genusse verdankt man gegen das Ende des Mahles seiner freundlichen Sorgfalt.

Folgen wir diesem Erhabenen, meine Brüder, so thun wir, wie er. Auch in unserem Leben verknüpft sich dann beides, Ernst und Freude, und keines wird ausgeschlossen. — Wir gedenken der Würde unserer Natur, und der Bedeutung unseres Menschseyns. Wir wissen, daß wir unter der Oberherrschaft eines Heiligen stehen, der uns nach seinem Bilde erschuf, und nach seinem Gesetz richtet. Wir wiederholen es uns täglich, daß er uns ersehen hat, Gutes zu schaffen, Grosses zu leisten, Schönes zu lieben, Ewiges zu suchen. Wir haben es, Lebenslang, vor Augen dies herrliche Ziel, und setzen es uns vor, bei unserer gesammten Thätigkeit. Wir gestatten uns in keinem Stükke, so wenig in der inneren Denkart, als im äusseren Betragen, eine Abweichung von dem, was sich uns als würdig, wohllautend, Gottgefällig bewährt hat. So haben

wir, bei aller Freude, zu der uns das Leben winkt, doch ernste Ansichten, ernste Zwekke, ernste Bestrebungen, ernste Sitten.

Umgekehrt aber auch, bei all' diesem Ernste unsers Denkens und Thuns schlägt uns in der Brust ein für die Freude offenes Herz. Oder wie? Enthielte es schon in sich selbst einen Widerspruch, daß man, wie Jesus, jezt dem Rufe zur Uebernehmung mühevoller Arbeiten, und jezt dem Winke in eine fröhliche Gesellschaft folge? Daß man heute den Werktag, und morgen den Festtag habe? Daß man diese Zeit unter ungewöhnlichen Anstrengungen hinbringe, eine andre in heitrer Muße verlebe? Daß man für diesen Augenblik des Amtes Bürden trage, und ein anderes Mal seine Annehmlichkeiten geniesse? Daß man bald gewohnter Güter entbehre, und bald wieder in dem Ersatze sich wohl fühle, den uns das Schiksal dafür bereitet hat? — Der Christ, meine Brüder, freuet sich; „im Herrn freuet er sich allewege." Köstliche Winke über diese seine Freude enthält das Evangelium.

Eine Hochzeit empfängt den Heiland. So ist auch in unserem Leben oft ein besonders lichter Punkt, wo alles uns lächelt, unser Genuß die gemeine Madsse übersliegt, und wir uns im Strale

der Freude sonnen. — Maria, auf das Bedürfniß der Gäste achtend, bemerkt es sogleich, als es an Wein zu fehlen beginnet. So hat auch unter uns ein Jeder seinen Schutzengel, der es liebend wahrnimmt, wenn im Kelche unsers Lebens der Wein irgend einmal ausgehen will. — Das Mahl ist klein, aber die Gesellschaft scheint nichts zu vermissen. So hängt auch des Christen Freude, o wohl uns! nicht, wie des Thieres Genuß, von der Beschaffenheit und Menge der äusseren Mittel ab, sondern füllet, selbst bei eingeschränkten Vorräthen, das genügsame, und in dieser Genügsamkeit reiche Herz. — Die Brautleute werden unstreitig gar sehr überrascht, ihren Tisch mit einem Getränke besetzt zu sehen, bis zu dem weder ihr Wunsch sich verstiegen, noch ihr Vermögen hingereicht hatte. So kommt auch noch jetzt edleren Seelen die Freude vielfach unerwartet; und bei ihrer Demuth ist sie fast niemals geringer, sondern meist überschwänglich größer, als sie bitten und verstehen. — Der Speisewirth macht, in der Wonne seines Herzens, dem Bräutigam den scherzenden Vorwurf: jedermann gebe zuerst den guten Wein, und darnach, wenn die Gesellschaft nicht mehr so langsam und prüfend koste, den geringeren. So wechseln auch

des Lebens Schikkungen nicht immer in gleicher Folge. Oft darf der Mensch seine früheren Tage dem guten Wein vergleichen, und die Folgezeit bringt den geringeren. Oft aber auch behält sein Verhängniß den guten Wein bis zulezt; und nach einer Jugend voll Anstrengungen, Sorgen und Bitterkeiten erscheint mit hohem Lohne das Alter, um den Bewährtgefundenen zu krönen. — Es macht der bemerkte Mangel die geschäftige Mutter unruhig; und sie mögte ihren Sohn gern bedeuten, daß er, wenn überhaupt, eben nun mit der helfenden Gabe hervortreten müsse: jedoch ist sie völlig zufrieden gestellt, als er versichert: seine Stunde sei noch nicht kommen. So scheint auch uns zuweilen unter langen Bürden das erwünschte Heil zu zögern, und wir mögten ihr zuwinken, wir mögten ihr Flügel geben können, der fernen Freude. Doch die Stunde ist Sein; und nur erst, wenn sie geschlagen hat, öffnet ihr Schooß seine verborgenen Geschenke. — Auf eine wunderbare Art schafft Jesus herbei, was er den Hochzeitgästen zugedacht; und wenn auch äusserlich die Quelle nachgewiesen werden kann, begreift doch Keiner das Wie? So sehen auch wir oft nur die nächste zu unserem Glük geschäftige Hand. Sollen

wir sagen, was alles zuvor bereitet ward, ehe sie sich aufthat, und welche Wege der segnende Gott gieng, um uns im rechten Augenblik zu erscheinen: da verstummen die Lippen, und nur Thränen hat das heisse Herz.

Wie? meine Brüder! Und noch zweifelte jemand, ob der Christ die Freude kenne? Noch glaubte jemand, der Ernst allein beherrsche ein Herz, das sich dem Heilande der Welt hingegeben hat? Es sei für die Freude verschlossen, wie das Grab?? Sehet; die erhabensten Sorgen bewegen des Meisters Seele; und doch gesellet er sich, ein liebender Theilnehmer, zu fröhlichen Menschen. Wehe Euch, wolltet Ihr Freude ohne Ernst haben; wolltet Ihr sie suchen, wählen, geniessen, ohne seine sichere Leitung! Ja, wehe Euch und — Schande! Denn welche Verblendung, und geschähe es fortdauernd, welche Verstokkung müßte nicht dazu gehören, in einem Leben, auf einer Erde, zu einer Zeit, wo tausend Anblikke, tausend Veränderungen, tausend Ereignisse, tausend Stimmen aus der lebenden und der todten Natur — alles, was denken und sich besinnen kann, zum Ernst rufen, — dennoch, dennoch! die Seele ihm zu verschliessen! — Aber auch Ernst ohne Freude ist nicht Christussinn.

Nehmet Eure Ansicht von Leben und Lebensbenutzung auf einem noch so hohen Standpunkte; die Freude dürfet Ihr nicht übersehen, wenn Ihr nicht falsch sehen wollet. Setzet Eurer Thätigkeit die heiligsten Zwekke vor; die Freude müssen Eure Plane mit befassen, wenn Ihr nicht einseitig urtheilen wollet. Hauchet Euren Bestrebungen für das unvergängliche Beßre einen verzehrenden Eifer ein; die Freude könnet Ihr nicht entbehren, wenn Ihr Kraft behalten wollet, diese Bahn fortzuwandeln. Lasset Eure Sitte in offenbarer und schneidender Absonderung erscheinen von jeder Unsitte des Leichtsinns, daß sie einfach sich erhalte und edel und unbeflekt; die Freude sollet Ihr deshalb nicht verbannen, wenn Ihr nicht, während Ihr dem Leichtsinn ausweicht, einem starren Trübsinn wollet in die Eiskalten Arme sinken.

Wird deshalb gemeynt, Ihr solltet ihr nachlaufen, wie die Langeweile, oder sie mit großen Kosten erzwingen, wie die Ueppigkeit? Ach! ängstliche Bewerbungen und große Zurüstungen scheuchen die Freude nur fort. Sie kommt schönen Seelen entgegen. Sie duftet dem reinen Sinn überall. Vergesset es nicht: aus Wasserkrügen gieng der Wein hervor, der die Mitgäste Jesu durch

seine Köstlichkeit entzückte. So erwächst auch uns, wenn wir mit ihm gehen, aus Scheinbarkleinem der wahrhafte und große Genuß. Uns ist dann keine Blüthe im unermeßlichen Garten Gottes leer; wir finden Nahrung in allen. Uns dünkt Alles Segen, weil Alles sein Werk ist; und darum kann von Ausgehen unserer Freude gar nicht die Rede seyn. In uns ist mitten im Elend ein guter Muth; ein guter Muth aber ist ein täglich Wohlleben. Es geht keine Morgensonne auf und keine Abendsonne unter, daß uns das Leben nicht eigenthümliche Aufmunterungen, oder besondere Erquikkungen brächte. Ja, wir haben immer Hochzeit; denn jeder Tag ist, wo nicht eine neue Vermählung mit dem Freunde unserer Seele, doch eine neue Feier unserer heiligen Liebe.

Fast habe ich hiemit bereits zu viel im voraus gesagt, meine Brüder, als daß Ihr nun nicht auch schon wissen solltet, was es eigentlich heisse, wenn jetzt hinzugefügt wird: wie der Christ keines von beiden, weder den Ernst, noch die Freude, von seinem Leben ausschliesse, so wisse er auch jedes in seiner Art recht zu gestalten. Lasset mich indeß nur noch Einiges hierüber kurz andeuten.

Die rechte Gestalt bekommt beides, Ernst und Freude, in den Händen des Christen; insofern er nämlich beides auf einander bezieht, aus einander erklärt, in einander verwebt, durch einander veredelt.

Der Christ bezieht beides auf einander, den Ernst auf die Freude, und die Freude auf den Ernst. Bemerket Jesum. Was er als zwölfjähriger Knabe schon seiner Mutter im Tempel zu Jerusalem antwortete: muß ich nicht seyn in dem, das meines Vaters ist? Das blieb, so lange er lebte, der ihn beseelende Geist. Darum ließ er am Jordan durch Johannes sich taufen, noch ehe er nach Cana gieng. „Die Menschheit erretten", das war einmal sein Lebenselement worden. Nur sich hingebend zur Erlösung für Viele genoß er sich selbst. Erblikket ihn dann zu Cana. Man siehet es, man hört es an Allem, was er sagt und thut, es sei ein Höheres, das mitten im Genuß seiner Seele vorschwebe. Indem er Freude giebt, will er Glauben wekken. Indem er sein Hochzeitsgeschenk darbringt, will er nur „offenbaren seine Herrlichkeit". — So ist es, Christen! Und so nur kann es seyn in einer Seele, wie die Seinige. Folgen wir ihm: so fühlen

wir bei dem Ernste unserer Ansichten, Zwekke, Bestrebungen und Sitten, daß nur dieser uns zu ächtem Heil führen könne, und ausser ihm kein menschlich edler Genuß sei; so fühlen wir bei dem Ernste des Weltlaufs, der Zeitbegebenheiten, und unsers besonderen persönlichen Schiksals, daß auch dieser nicht verderben, sondern wohlthun, nicht das Herz entwaffnen, vielmehr es mit seinen inneren Reichthümern bekannt machen soll. Dies heißt den Ernst beziehen auf die Freude. Auf der anderen Seite aber fühlen wir uns dann durch jedes stille Fest, durch jeden Zuwachs an Lebensglük, durch jede Erquikkung des Geistes und der Sinne, durch jede köstliche Stunde im Arme der Freundschaft, oder am Busen der Natur, ermuntert, verpflichtet, berufen, getrieben zu desto treuerem Wirken für die Hauptzwekke unsers Daseyns; und das heißt die Freude beziehen auf den Ernst. — Nun fraget zugleich: wie gestaltet dies Euren Ernst? Wie gestaltet es Eure Freude? Es ist vorerst genug an der Antwort: ganz anders, als die gemeine Erfahrung uns beide zeigen kann.

Der Christ erklärt sodann beide aus einander, den Ernst aus der Freude, und die

Freude aus dem Ernste. Wohl bedarf es einer solchen Erklärung, und zwar einer recht bestimmten. Denn die Mehrzahl der Menschen kennet weder den Ernst, noch die Freude; indem sie jenen für einen grämlichen Störer alles Frohgefühls, und diese für eine Frucht der befriedigten, und in ihren Ansprüchen durch nichts beschränkten Sinnlichkeit ansehen. Wer aber unter uns ist ein Christ, und kann solche verkehrte Deutung billigen? Heissen wir denn ein mürrisches, feindliches, abschrekkendes, lebendigtodtes Wesen Ernst? Heissen wir Leichtsinn und Zuchtlosigkeit und tolle Lust und wildes Hinwegtoben aller Besinnung und freches Verspotten aller Regel und Schaam Freude? Fern sei das! Und fern ist es von jedem Besonnenen. — Worin findet Jesus den Ernst seiner Sendung? „Ich bin nicht kommen, daß ich die Welt richte, sondern daß die Welt durch mich selig werde." Wie bezeichnet er den erhabenen Ernst, womit er die Gemüther durchdringen mögte für das Heilige und Ewige? „Kommt her zu mir, spricht er, ihr Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquikken". Wie beschrieben Lehrer und Sänger aller Zeiten, die sein Geist ergriffen hatte, die Freude? „Auch die Freude

selbst ist Tugend", versichern sie. „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte", rufen sie aus. Und vor ihnen her der Göttliche an ihrer Spitze: „Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk". — Empfinden wir, denken wir, leben wir in gleichem Geiste, meine Brüder, — dann ist der Ernst uns Weihe für den Genuß, dann ist die Freude uns Labung nach edlen Mühen; dann betrachten wir den Ernst als heitern Rathgeber der Fröhlichkeit, und die Fröhlichkeit als holde Gespielin des Ernstes; dann nennen wir den Ernst den Wegweiser zum seligen, und die Freude die Führerin zum sittlichen Leben. Und damit, glaubt der Christ, sei beides erklärt; es sei bestimmt, wofür man das Eine, wie das Andre zu halten habe; es lasse sich weder in diesem noch in jenem, eine wesentliche Irrung weiter gedenken; es empfange der Ernst durch die Freude und die Freude durch den Ernst ihr eigenthümliches Licht. — Nun fraget abermals: wie gestaltet dies Euren Ernst? Und wie gestaltet es Eure Freude? Es ist auch jetzt noch genug an der Antwort: Ganz anders, als die gemeine Erfahrung uns beide zeigt.

Der Christ verwebt überdieß beide in einander, den Ernst in die Freude, und die Freude in den Ernst. — Zu erzittern pflegen schwache Menschen, und von unwillkührlichen Beängstigungen überfallen zu werden, meine Brüder, wenn ein ernstes Ansinnen ihrem Herzen geschieht, und eine Bürde, der sie nicht füglich sich entziehen können, ihnen auferlegt wird. Jesus läßt sich, vor der Wanderung nach Cana, freudig taufen für das Mühevolle Tagwerk seines Lebens; und spricht mit himmlischer Heiterkeit bald darauf, in der Synagoge zu Nazareth, nachdem er eine alte Weissagung des Propheten Jesaias auf den künftigen Retter vorgelesen hat: „Heute wird diese Schrift erfüllet vor Euren Augen". Ausser sich zu gerathen pflegen schwache Menschen, dem Eindrukke des Augenbliks sich blindlings hinzugeben, und vom Zauber bethörender Lüste sich blenden zu lassen, wenn ein Genuß sie lokt, ein Fest sie erwartet, eine fröhliche Menge sie umjauchzt. Jesus nimmt den Ernst mit in die Freude. Wir sehen ihn an der Tafel mit eben der Fassung und Würde, als im Tempel, und, wenn er genießt, eben so nüchtern und besonnen, als wenn er lehrt. Darum weiß er, auch da, wo so Viele sich vergessen, in

jedem Augenblik, was zu thun, was zu lassen, was zu beschleunigen, was noch zu verschieben sei. So spricht er, verweisend, im Texte, zu Maria: „Sorge Du nur nicht, Mutter! Meine Stunde ist noch nicht kommen". — Achtet auf Menschen, meine Brüder, die das Beispiel ihres Heilandes veredelt hat, — da findet Ihr eine ähnliche Verwebung des Ernstes in die Freude, und der Freude in den Ernst. — Solche sammeln sich mit den Ihrigen zu keiner Mahlzeit, ohne Gedankenvoll in die Höhe zu schauen; sie können aber auch mit diesem Erhabenen nie reden, ohne die ganze Süßigkeit und Seligkeit des Bundes zu empfinden, der an seinem Herzen sie ruhen läßt. Sie erneuern im lautesten Festgewühl ihre stillen Entschliessungen aus heilgen Stunden her; dagegen mischen sie in die lange Bitterkeit einsamer Leidensnächte den Trost schönerer Tage, die ohne Störung entflohen. Sie gehen an die schwersten Arbeiten des Berufes und in die heissesten Mühen des Lebens mit frohem, kampfgerüstetem Muthe; nicht minder bedenken sie bei ihren Annehmlichkeiten, Vorzügen, Gütern und Genüssen, „daß der Herr sie wegen des Allen werde vor sein Gericht führen". Sie sind nie feierlicher gestimmt, und nie aufge-

legter zu tiefem Nachsinnen über ihre grossen Verpflichtungen, als wenn das Glük sie merkbar begünstigt; gerade deshalb siehest du sie, vielleicht mit Lächeln, aus alter Herrlichkeit in eine einfache Hütte niedersteigen. Sie rufen, zur Schutzwehr gegen die Sünde, mitten in das heitere Leben, das Bild des Todes; und zum Siege über die Welt, mitten in die Kämpfe des Todes, den Wonnegedanken der Unsterblichkeit. Sie begrüßen den Geliebten am Morgen mit der Frage im Herzen: wie? wenn ich dich heute verlieren sollte? und mildern die Trennung, wenn sie nun nahet, und die Erde keine Hoffnungen mehr darbietet, durch das Vorgefühl himmlischer Bande, die kein Geschik mehr zerreissen kann. Sie seufzen, wo die Menge sie beneidet, und frohlokken, wo der Unverstand sie bedauert. Sie schlagen mit heiliger Verachtung alle Schätze des Lasters aus, und ergreifen mit Ruhe, mit Begier, ja mit Entzükken, die Dornenkrone des Märtyrers. — Sehet! So durchdringt sich bei ihnen Ernstes und Frohes, Kampf und Labsal, Anstrengung und Genuß. So weben sich Himmel und Erde in ihr Gefühl zu einem wunderbaren Ganzen. Da ist dann nie das Eine mehr, ohne das Andre. Wo sie ernst sind, ist

Freude; und wo sie sich freuen, ist Ernst. — Sprechen gleichwohl Menschen, denen solche Erfahrungen fremd sind und räthselhaft, aus einer unbekannten Welt her: dies könne nicht seyn, und Eines müsse dabei ja das Andre zerstören; ein Ernst in dieser Gestalt sei kein Ernst mehr, und eine Freude solcher Art nicht mehr Freude; — so erwiedern wir darauf: Wohl! es ist beides, — mag das Wort hier zum letzten Male wiederholt werden! — es ist beides ein Anderes, als die gemeine Erfahrung liefert, und Euer Sinn fasset. Aber Ernst ist es dennoch, und Freude dennoch; nur beides reiner, schöner, wahrer, würdiger, menschlicher, als gewöhnlich. Denn: wer Ernst und Freude auf einander bezieht, aus einander erklärt, und in einander verwebt, der kann auch nur, und muß nothwendig beides durch einander veredeln.

Es giebt einen mürrischen Ernst, meine Brüder, der, weil ihm nichts wohlgefällt, auch allen Genuß zurükweiset; der Ernst des Christen ist heiter, und wo ihm die Freude begegnet, empfängt er sie gern. Es giebt einen feindseligen Ernst, der alles Vergnügen einzig in seine

Form und Farbe kleiden will, und jede andere bitter verdammet; der Ernst des Christen ist freundlich, und nie wird er dir eine erlaubte Lust blos deshalb zur Sünde anrechnen, weil sie nicht nach seinem Geschmak ist. Es giebt einen erzwungenen Ernst, der jedem kindlichen Gefühl Gewalt thut, der frohe Regungen erstikt, der, wenn auch nur aus Eitelkeit, die Stirn runzelt und das Antlitz in Falten legt; der Ernst des Christen ist schlicht und recht, wahr und einfach, holde und lautere Natur, ein Werk nicht der Kunst und der Heuchelei, sondern des Gemüthes und der Gesinnung. Jener Erste vergiftet das Leben, entfernt die Herzen, schrekt zurük alle, die ihn sehen. Dieser besänftigt den Sturm der Begier; strömt eine Milde, wie Sommerabendhauch, in deine Brust, gewinnt dir der Menschen Achtung und Vertrauen, macht deinen Zustand in ihren Augen eben so anziehend, als ehrwürdig, und erwekt in ihnen den Eifer sich ein ähnliches Glük zu erringen. Willst du jenen malen, er muß finster seyn, ein Kind der Nacht. Willst du diesem eine sichtbare Gestalt leihen, — es sei die Gestalt eines lächelnden Weisen! So ist der Ernst, wenn ihn die Freude ziert.

Und nun die Freude, wenn der Ernst sie heiligt? Da findet Ihr keine Spur jenes Leichtsinns, der nichts berüksichtigt, weder Tugend, noch Wohlstand, weder Ehre, noch Vermögen, weder Zeit, noch Ort; keine Spur jener Ausgelassenheit, die alle Maaße der Vernunft und der Religion und selbst der gemeinsten Sittsamkeit überschreitet; keine Spur jener Entartung, die nur am Niedrigen, am Rohen, am Schlechten, am Vergänglichen Gefallen hat, und mit dem Thier nur Eine Weide kennt; nein! keine Spur jener Vergnügungssucht, die so unwürdig, so gefährlich, so nachtheilig ist, und ihre Sklaven bald zu Frevlern gegen ihren Beruf, bald zu Verräthern an ihrer Familie macht. Nein, Nein! Eine Freude vielmehr, ehrend den Menschen, angemessen dem Christen, segnend für Herz und Sinn zugleich. Ihre Quellen sind allzugänglich; ihre Gegenstände sind schuldlos; ihr Maaß ist das richtige; ihre Wirkungen sind Stärkung, Erfrischung, Erneuung, Erhebung des ganzen Wesens; ihre Dauer reicht hinweg über flüchtigen Sinnenreitz. Lange noch, lange, wenn der erste Genuß, den sie schufen, schon vorüber ist, klingen sie, wie Tön' aus der Heimath, in des Lebens stiller Oede, himmlisch nach.

Menschen, die einen solchen Zustand nicht fassen, „wo sich das Starke mit dem Zarten, wo Hartes sich mit Weichem paaret", — sie wollen oftmals, um doch etwas zu thun, dazu greifen, daß sie unter den Ernsthaften sich ernsthaft gebärden, und mit den Leichtsinnigen den lustigen Ton anstimmen; oder, wie die Schrift sagt: „Bei den Frommen bist du fromm, und bei den Verkehrten bist du verkehrt". Auf diese Weise Alles zu seyn, dürfte jedoch nur Solchen in den Sinn kommen, die an und für sich selbst nichts ganz und wahrhaft sind. Der Christ scheint nicht, er stellet sich nicht; er ist ernst und heiter, beides, und beides vereint, und nie eins ohne das Andre. Sein Ernst hat etwas Leichtes, Freies, Mildes, Liebliches, seine Freude dagegen etwas Großes, Bedächtliches, Gehaltenes, Feierliches. Zuweilen zwar herrscht die eine Stimmung entschieden vor; aber immer doch blikt, bald stärker, bald schwächer, die andre durch. Dies bringt dann, bei aller Manchfaltigkeit der Zustände und Ereignisse, in sein Leben jene Einheit, und in seine Aeusserungen jenen Zusammenklang, wodurch er so liebenswürdig wird. Seinem Bilde entlehnt ist die Schilderung des Apostels von den

Christen, „die da weinen, als weinten sie nicht, und die sich freuen, als freueten sie sich nicht, und die da kaufen, als besäßen sie nicht, und die der Welt gebrauchen, daß sie derselben nicht mißbrauchen, weil sie mit aller ihrer Lust vergeht" *. Um eben dieses Sinnes willen kann er „hoch seyn, und kann niedrig seyn, satt seyn und hungern, übrig haben und Mangel leiden, ist in allen Dingen und bei allen geschikt, und vermag alles durch den, der ihn mächtig machet, Christus" **. O niemals, niemals wird der dahin kommen, der sich den mancherlei Wendungen seines Geschiks, und den mancherlei Ansprüchen der Menschen nur künstelnd und scheinbar anschmiegen will. Suche er es auch zu verhehlen, — sein Zustand bleibt dennoch nichts, als ein buntes Gemisch widersprechender Stimmungen; und tausendmal wird man, nachdem man ihn heute gesehen, vielleicht schon morgen, wo er in einer ganz veränderten Gestalt erscheint, verwundert fragen: Wie? Ist das derselbe Mensch?

Was hilft es aber, — fragst du, — wenn ich nun, Ernst und Freude vereinigend, wie der

* 1 Cor. 7, 29 — 31.

** Philipp. 4, 11 — 13.

Christ, dennoch der Welt es nicht recht mache, und während ich beiden die Hand reichen mögte zur Annäherung, sowohl die Ernsthaften, als die Fröhlichen, wie sie gewöhnlich sind, von mir entferne?

Mein Bruder! Hast du Ernst und Freude, beides, nach Christenart: so wirst du vor Allen dem Herrn gefallen; du wirst unserem Meister gleichen; du wirst die Unbefangenen gewinnen; du wirst dich selbst ehren können, und glüklich im Inneren seyn. Die ihre Verblendung hindert, recht zu sehen, — wie können sie dich kümmern? Laß sie fahren! Schon der Meister klagte: „Wem soll ich dies Geschlecht vergleichen? Johannes ist kommen, aß nicht und trank nicht, — so sagen sie: Er hat den Teufel. Des Menschen Sohn ist kommen, isset und trinket, so sagen sie: Siehe! Wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Geselle? Doch die Weisheit kann nur gewürdigt werden von ihren Kindern" *, von den Auserwählten, die sie erleuchtet und beglükt.

* Matth. 11, 18. f.

O Ihr Alle, die Ihr zu diesen gehören wollet; die Ihr edel zu seyn wünschet, aber auch froh; die Ihr es lernen mögtet, wie man den Ernst des Lebens mit Blumen kränze, und den Festtag der Freude mit Würde begehe: Kommt hieher! Kommt zu dem Meister in jeder Tugend; und — „was er Euch saget, das thut"! Amen.

Am

sechsten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung Christi. *

Die Verklärung der Tugend.

Wir sehen die Menschen so oft in ihrer Erniedrigung, meine Brüder, wie sie zerstört haben die ihnen angestammte Würde und verloren den Glanz des Ebenbildes Gottes. Das Laster, dem sie dienen, entadelt ihre hochbegabte Natur, schwächt ihre herrlichen Kräfte, tödtet ihr inneres Leben, und verbreitet selbst über ihre äussere Gestalt seine entsetzlichen Verwüstungen. Wenn wir nun einmal Gelegenheit haben, ein Menschenantlitz verschönert durch die Tugend zu sehen: müssen wir nicht gern

* 1811.

vor diesem ermunternden Bilde weilen? — Wir zweifeln so oft an menschlicher Tugend überhaupt. Wir betrachten mit Mißtrauen die einzelnen Aeusserungen, denen man gewöhnlich diesen Namen beilegen will. Wir glauben nicht, daß es wirklich solche Vortreffliche gebe, von denen man uns zuweilen erzählt, und halten diese Erzählungen wo nicht für ganz erdichtet, doch wenigstens für sehr willkührlich ausgeschmükt. Wenn nun einmal die Tugend in so hellem Lichte, in so unverdächtiger Klarheit, in so siegendem Glanze, vor uns hintritt, daß wir nicht weiter Bedenken tragen dürfen, der himmlischen Erscheinung zu trauen: wollen wir uns nicht Glük wünschen, eine Gewißheit zu erlangen, die eben so wichtig für unsern inneren Frieden, als für unsre ganze Lebensansicht ist? — Wir klagen so oft, daß vorzügliche Menschen hier fast immer verkannt werden, gegen endlose Beschränkungen kämpfen müssen, oft kaum ein Plätzchen für ihre schöne Wirksamkeit sich erobern können, und nicht selten in Schmach und Elend die dornenvolle Laufbahn schliessen. Wenn nun einmal das Verdienst dennoch, im Schimmer seiner Kronen, und wie ein wohlthätiges Gestirn, leuchtend für Tausende, und von ihnen gesegnet, erscheint:

sollen wir nicht dankbar hinzutreten, um in seinen Strahlen auch unserem Haupte die Verklärung zu gewinnen, deren wir, auf unserem Standpunkte, fähig, und zu der wir berufen sind? —

Heute, geliebte Brüder, wird uns dieser festliche Genuß dargeboten. Unsern Meister in wunderbarer Verklärung zeigt uns das Evangelium.

O lasset uns nahen dem heiligen Berge, wo er mit seinen Jüngern verweilt. Lasset uns eilen den schönen Anblik zu haben, der uns das Herz erhebe zu neuem Selbstgefühl, zu neuem Tugendfleiß. Der Herr aber sei mit uns, und öffne uns das Verständniß, damit wir lernen die Gestalten des Himmels zu schauen. Amen.

Matth. 17, 1 — 19.
vergliche mit
Lucas 9, 28. ff.

Sechs Tage darauf nahm Jesus den Petrus, Jakobus, und dessen Bruder Johannes, allein, mit sich auf einen hohen Berg, um dort zu beten. Und da er betete, verklärte sich vor ihren Augen seine Gestalt. Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne. Seine Kleider wurden weiß, wie ein Licht.

Siehe! Da erschien ihnen Moses und Elias, die mit ihm redeten über den Ausgang seines Schiksals.

Jezt sprach Petrus zu Jesus: Herr, hier ist gut seyn. Willst du, so wollen wir hier drei Hütten machen, eine für dich, eine für Moses, eine für Elias.

Während er noch also redete, siehe! da überschattete sie eine lichte Wolke; und eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn an dem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören.

Da die Jünger das hörten, fielen sie auf ihr Angesicht; und waren voll Furcht. Jesus aber trat zu ihnen, faßte sie an, und sprach: Stehet auf und fürchtet euch nicht.

Jezt schlugen sie die Augen wieder auf, und sahen Niemand als Jesum allein.

Beim Hinabgehen vom Berge gebot ihnen Jesus: Ihr sollt von dieser Erscheinung Niemandem sagen, bis der Menschensohn von den Todten auferstanden ist.

In einem Zustande und in einer Gestalt, darin sie noch nie vorher ihn gesehen haben, erblikken die Jünger hier ihren Herrn; Verklärung nennt es die heilige Geschichte. —

Jesus hat ihnen, in der lezten Zeit, des Menschensohns Ankunft in seinem Reiche gar oft als nahe angedeutet. Jezt sind sie mit ihm allein auf einem hohen Berge. Er betet. Siehe! Da leuchtet sein Angesicht, wie die Sonne, und seine Kleider werden weiß, wie ein Licht. Es treten Himmels-

Bewohner zu ihm her, und reden mit ihm von dem Ausgange, den zu Jerusalem sein Schikſal nehmen werde. Ja, eine Stimme von oben, aus lichter Wolke, giebt die Versicherung: dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe; Ihn sollt ihr hören.

Glaubet nicht, meine Brüder, das Leben Jesu enthalte dergleichen Auftritte allein. Eine jede Tugend hat Zeitpunkte der Verklärung. Wer dieselben wahrnimmt, wird sie vielleicht nicht genau so beschreiben, wie hier die Jünger es thun; aber es werden doch ähnliche Erscheinungen, und ähnliche Eindrükke seyn. Er wird wohl nicht Moses und Elias, dafür aber andre Lichtgestalten erblikken. Er wird keine Stimme aus lichten Wolken, aber laute Stimmen in seinem Innern hören. Er wird nicht gerade auf einem hohen Berge stehen; aber, auch eine Hütte, auch eine Werkstatt, auch ein Kerker, auch ein Blutgerüst — kann die Höhe werden, wo die Tugend das Fest ihrer Verklärung feiert.

Lasset uns dieser Sache jezt nachdenken, und gemeinschaftlich hinschauen auf die Verklärung, darin uns die Tugend so oft erscheint.

Zuerst wollen wir uns das deutlich machen, was hierunter zu denken ist, dann untersuchen, was solche Erscheinungen veranlaßt: und endlich bemerken, was hiebei von uns geschehen soll.

Der Sprachgebrauch, meine Brüder, bezeichnet mit dem Worte „Verklärung" am öftersten den Uebergang in eine andere Welt. Man nennet, nach Anleitung der Bibel, die unverwesliche, schönere Gestalt, in welche einst dieser nichtige Leib durch die Allmacht dessen, der alle Dinge sich unterthänig machen kann, verwandelt werden wird, einen verklärten Leib. Man redet von dem unsterblichen Bewohner dieser Hütte, nachdem er sie verlassen hat, als von dem nun verklärten Geiste. Man stellt den Himmel als die Wohnung der Verklärten dar. Man findet am Sterbebette eines Menschen, nie eines Solchen, der verwerflich gelebt hat, wohl aber eines Frommen, der Gott und Menschen liebte, — seinen Blik, seine Miene, sein Antlitz, — man findet dies alles verklärt, man findet es deutend auf die nahe Erlösung.

Wenn wir indessen einer Verklärung erwähnt haben, darin uns die Tugend so oft erscheint, so kann dabei weder zunächst, noch einzig, der hier

angegebene Begriff zum Grunde liegen; und so sind nicht Sterbebetten allein der Schauplatz, wo sich eine solche Herrlichkeit offenbart.

Der Ausdruk Verklärung kommt her von klar. Wird etwas Dunkles hell gemacht: so wird es aufgeklärt. Geht etwas aus geringerer Klarheit in größere über, so wird es verklärt. Bei Aufklärung denkt man mehr an stärkeres Licht und vollkommneres Wissen; bei Verklärung mehr an reineren Glanz und höhere Schönheit. Aufklärung kann man erhalten über himmlische und irdische Gegenstände; Verklärung führt allemal in die übersinnliche Welt, und giebt ihren Bildungen Gepräge und Licht und Zauber von dorther.

Es ergiebt sich hieraus, wie man von einer Verklärung der Tugend reden könne, und was darunter zu verstehen sei. — Die Tugend hat eine eigenthümliche Herrlichkeit. Sie bringt des Menschen Wesen in Einklang. Sie giebt seinem Daseyn die wahre Bedeutung. Sie eröffnet seinen Kräften ein unermeßliches Feld des Wirkens. Sie macht aus seinen Bestrebungen ein großes, liebenswürdiges, Segenvolles Ganzes. Sie entfesselt ihn von den Ketten der Begier, indem sie ihn lehrt, keinen andern Willen zu haben, als Gottes. Sie

macht ihn zu einem Kinde des himmlischen Vaters, und dadurch verschafft sie ihm Freiheit, Selbstständigkeit, Würde, Unabhängigkeit von Umgebung und Schiksal. — Diese Herrlichkeit geht verloren, wird verdunkelt, entstellt, wenn der Mensch sich an die Sünde hingiebt. Sie kann aber auch wieder gewonnen, sie kann allmälig zu höheren und immer höheren Graden erhoben, sie kann bis ins Unendliche gesteigert werden. Wenn sie das wird; wenn das, was sie beflekken und verunstalten könnte, schwindet, und irgend ein Augenblik etwas herbeiführt, wodurch die Tugend eines Menschen in ein volleres, reineres, erhabeneres Licht tritt: dann wird diese verklärt.

Was nimmt man nun, wo dies geschiehet, im Aeusseren wahr? — Das Innere des Menschen, meine Brüder, spricht sich durch seine Gestalt, und besonders durch seine Gesichtszüge, auf gewisse Weise, und in gewissem Maaße aus. Wie Klugheit und Scharfsinn schon im Auge durch einen helleren, oder tieferen, Blik sich ankündigen: so verbreiten Güte, Wohlwollen, Edelmuth einen höheren Liebreitz über das Angesicht. Ein eigenthümliches Wesen im Ausdruk, woran man sie erkennen kann, hat die Geduld, hat das Vertrauen,

hat der feurige Muth, hat die kalte Entschlossenheit, hat die stille Verzichtung, hat die unbefriedigte Sehnsucht.

Weniger bemerkbar im Aeusseren wird die Gesinnung, sofern sie ein Bleibendes, Ruhendes ist. Stärker dagegen und kräftiger tritt ein leidenschaftliches Aufwallen hervor, wiefern dadurch in eine gewaltsame und oft plötzliche Bewegung die Seele geräth. Wer las in Anderer Miene noch nie Furcht und Hoffnung, Freud' und Schrekken, Bewunderung und Verachtung, Geiz und Ehrsucht, Haß und Liebe? — Eben darum giebt auch die Tugend, ausser der gewohnten und immerwährenden Anmuth, welche sie ihren Lieblingen mittheilt, in den Augenblikken, wo diese durch oder für irgend etwas Gutes, Schönes, Großes, vorzüglich begeistert und angestrengt und hingenommen werden, ihnen noch einen ganz besonderen Glanz.

Ihr fraget mich, wo denn dieser Glanz sei? Er strahlt von der Stirn; aus den Augen, in den Mienen. Er schimmert im Lächeln des Mundes und in der Gluth oder Blässe der Wangen. Er verherrlicht die ganze Haltung des Körpers, spielt in allen Bewegungen der Glieder, giebt der

Stimme einen ungewohnten Wohllaut, umfließt sogar das Gewand, und würde selbst von einem Bettlerkleide zurükfallen lassen seinen himmlischen Wiederschein. Ihr fraget weiter: worin er denn bestehe, dieser Glanz? Bald darin, daß alles, was Ihr sehet und höret, eine heilige Ruhe athmet, die man, auch nicht durch einen Odemzug unterbrechen mögte; bald darin, daß eine holdselige Freundlichkeit in allem Euch zuwinkt, der Ihr nicht widerstehen könnet; bald darin, daß ein wunderbares Licht aus Allem Euch anglänzt, dem Ihr folgen mögtet von Stund' an; bald darin, daß eine Begeisterung durch Alles in Euch entzündet wird, die Euch über Euch selbst erhebt und für alles Göttliche weihet. Immer aber besteht dieser Glanz, wie Ihr auch die äussere Erscheinung zergliedert, in etwas Unbeschreiblichem, was Worte nicht fassen, und Farben nicht malen, und Gedanken nicht ausdenken. Ihr sehet ein Wesen, das, wenn auch körperlich Euch ganz nahe, doch „auf einem Berge" zu stehen und „in lichten Wolken" zu schweben scheint; das die Fesseln der Erde abgeworfen hat; das entrükt ist zu himmlischen Gebieten; das mit seligen Geistern redet, und selbst Engel schon ist, wie sie. Es ergreift Euch

dabei Alles mit Macht; gleichwohl werdet Ihr nicht peinlich erschüttert. Es ist Alles Euch neu; gleichwohl fühlet Ihr Euch, wie in der Heimath. Ihr mögtet zurükweichen, um nicht ungeweihet das heilige Land zu berühren; gleichwohl ruft es laut in Eurem Herzen: hier ist gut seyn, hier lasset uns Hütten bauen. Ihr werdet inne, da sei etwas, das die Erde nicht hat, und wohinan alle ihre Schätze nicht reichen, ein Schöneres, Beßres; darum hättet Ihr auf der Stelle Lust, den Staub abzuschütteln von Euren Füßen, und empor Euch zu schwingen zu gleicher Herrlichkeit.

Damit wir also die Verklärung, worin uns die Tugend so oft erscheint, noch einmal in einen allgemeinen und möglichst deutlichen Begriff fassen: sie ist eine überirdische Sonne, deren Bild nur im Spiegel der äusseren Hülle wiederstrahlt. Sie ist ein Hinwegversetztseyn über das „Leben im Fleische" und ein Athmen in höherem Licht. Der Mensch, von ihr verherrlicht, trägt noch das Joch dieses Lebens; und doch fühlt er es schon gelüftet. Er befindet sich noch unter den Beschränkungen des Schiksals; und doch weiß er von ihnen nicht mehr. Er wallet noch „im Leibe des Todes"; und doch „ist er schon daheim bei

dem Herrn". Er stehet noch diesseit der Geheimnißvollen Pforte; und doch hat der Glaube die Riegel bereits gesprengt, und er siehet sie vor sich aufgethan, die Freuden, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz kommen sind. Indem er das Große vollbracht hat, oder es eben vollbringt, oder zur Vollbringung sich bereitet und ohne Theilung dahingiebt, empfindet er zugleich die Seligkeit seines Thuns, und die Seligkeit seines Zustandes, und die Seligkeit seiner Hoffnung. Er schauet den Vater und wandelt an des Sohnes Seite; und nur ein Ausfluß von dem köstlichen Frieden seiner Seele ist jeder Blik und jede Miene und jedes Wort und jeder neue Zauber der Gestalt. — Dies ist es, was wir seine Verklärung nennen, und was wir weiter nicht im Stande sind, zu schildern, oder auch nur selbst ganz zu begreifen.

Eben aus der Herrlichkeit dieses Zustandes folgt es nun natürlich, daß er vorübergehend seyn muß. Der Staubbewohner ist zu schwach, um sich in solchem Himmel zu behaupten. Das irdische Herz erliegt, wenn es die Ewigkeit umfassen will, unter der Allgewalt seiner Empfindungen; und schon von einer einzigen Schwingung, die

droben entstand, erbeben lange die Saiten eines zarten Gemüthes. Wenn daher auch in den Augenblikken der Verklärung der Mensch dir als Engel leuchtete: bald steht er dennoch wieder nur als Mensch vor dir. So die Jünger im Evangelio. Als der Himmlische zu ihnen trat, und sie berührte, und die knieend Anbetenden aufstehen hieß, und sie ihre Augen nun öffneten, war die Lichtgestalt zerflossen und sie sahen Niemand, als Jesum allein.

Ueberdieß kann nicht jedes Auge in die Sonne der Verklärung schauen. Wie jene Instrumente der Tonkunst, die mit ihrer unnennbaren Eigenthümlichkeit des Wohllauts manchen Hörer überwältigen, und sein Herz gleichsam auflösen in Entzükken, so, daß ihm, ohnmächtig, Sinn und Bewußtseyn schwindet: so ist der Blik in ein verklärtes Antlitz. Es ist der sich öffnende Himmel, der sich da dem theilnehmenden Schauer zeigt. Beben nun leichter seine Nerven, oder gewaltiger, und folglich zerstörender bei jeder stärkeren Berührung: so kann er dies Licht nicht ertragen. Oder, ist er ein Unglüklicher, dessen schlummerndes Gewissen nur einer mächtigen Stimme bedarf, um aufzuwachen: so muß er, schüchtern und ver-

hülleten Blikkes, zurükweichen, und sinkt vielleicht zu Boden, wenn, mit seinem Engelgesicht, der Fromme, den er verfolgt, zu ihm hintritt, und dem Sucher entgegenruft: Hier bin ich!

Doch, woher empfängt die Tugend solche Majestät? Was umgiebt mit diesem heilgen Licht ihr Haupt, und legt den Glanz des Himmels in ihr Auge? Wie geräth sie in den Zustand höherer Gewalt, höherer Würde, höherer Schönheit, höherer Anmuth, höherer Ruhe, höherer Seligkeit? in den unbeschreiblichen Zustand, den wir ihre Verklärung nennen? —

Dreierlei scheint hier hauptsächlich in Betracht zu kommen, meine Brüder. Bald nämlich erhält der Tugendhafte seine Verklärung allein durch sich selbst; bald durch die Mitwirkung Gottes; bald durch die besondere Denkart und Liebe anderer Menschen.

In unserem Abschnitt heißt es: Und da er betete, verklärte sich vor ihnen seine Gestalt, und wie die Sonne leuchtete sein Antlitz und seine Kleider glänzten, wie ein Licht. — Nicht müssig steht die Bemerkung: Da er betete. Sie soll nicht etwa nur einen Nebenumstand andeuten; sie ist ein Fingerzeig, woher ihm die Verklärung kam.

Betend verklärt sich der Mensch. Betend läßt er tief unter seinen Füßen alle Eitelkeit, und vergißt des Augenbliks kleine Sorgen, und löset das Herz ab vom nichtigen Wunsche, und lebt nur in großen Gedanken, und tritt mit ihnen vor den Geist der Geister hin. Kennet Ihr diese Gedanken, meine Brüder? Menschenbestimmung, Tugend, Brüderwohl, Gemeinnützlichkeit, Religion, Reich Jesu, Rükkehr in das Paradies der Unschuld, Ewigkeit und Weltgericht! Kennet Ihr sie? Kennet Ihr die Gedanken: Sieg, Frieden, Ehre, Nachruhm, Fürst und Vaterland und Freiheit und Gesetz? Kennet Ihr es, was es heißt, in solchen Gedanken leben und weben, mit ihnen erwachen und einschlummern, sie beziehen auf jedes Thun und von ihnen ausgehen bei jedem Entwurfe, für sie arbeiten, um ihrentwillen dulden, in ihnen glüklich seyn, sie vertheidigen gegen Widerspruch, sie bewahren im Mißgeschik, sie geltend machen troz dem Geist der Zeiten, sie innerlich wenigstens retten aus dem Schiffbruch äusserer Umwälzungen, und ohne sie die ird'sche Aermlichkeit nicht länger haben wollen! — O, wenn ihr das kennet: dann wisset Ihr, was beten ist, Beten ohne Unterlaß. Dann habet Ihr die Flügel, auf welchen der Mensch in

eine bessere Ordnung der Dinge sich erhebt. Dann lodert auf dem Altar Eurer Herzen ein himmlisch Feuer; und so kann es nicht an Augenblikken fehlen, wo der Wiederschein dieser inneren Gluth Euer sichtbares Wesen umleuchtet, wie Glanz Gottes. Was die Seele bewegt, das muß sich kund geben. Wer thierisch nur empfindet, dem kann auch thierisch nur das Aeuß're sich gestalten. Hat die Begier den freien Sinn gelähmt und wird durch Fleischeslust der Geist getödtet: so legt diese innere Verkehrung der Natur auch durch eine äussere sich an den Tag. Darum macht das Laster aus dem Menschen stets ein Zerrbild; und Geiz und Wohllust, Hoffarth und Neugier, Haß und Wuth tragen auch auf den Blik, die Mienen, die Geberdung ihrer Sklaven ihre Widrigkeit über. Ist aber Göttliches der Eine Angelpunkt, um welchen dein Gefühl, dein Sinnen, Lieben, Dulden, Thun sich wendet: dann tritt der Geist auch, der dich treibt, hervor. Er haucht aus deinem Wort. Er schafft in deinem Werke. Er adelt deine Sitte. Er schmükt mit Gottes Bilde deinen Leib. Er „wird Fleisch, und wir sehen seine Herrlichkeit. Siehe! Dies ist das ganze Räthsel deiner Verklärung.

Und diese Verklärung werdet Ihr immer, nur in dem einen Falle mehr, im andern weniger antreffen, meine Brüder, wo ein großer, kühner, schöner, beglükkender Gedanke mit aller Innigkeit der Liebe umfaßt wird, und der Mensch, für den Augenblik, gleichsam in diesen Gedanken sich auflöset. — Schauet die Mutter, wenn sie mit Freudenthränen den Säugling, schlummernd, an ihrer Brust, betrachtet; oder den Kranken, wenn er, nach langem Schmerz, zum ersten Mal die Hoffnung wieder grüßt; oder den Genügsamen, wenn ihn am stillen Herd sein kleines Erb' entzükt; oder den Verläumdeten, wenn er mit Ruhe auf jenen Richter hinweiset; oder den Geretteten, wenn er Gott für seine Erhaltung dankt; oder den Redlichen, wenn er die Darbietungen des Lasters, das ihn mißbrauchen mögte, stolz verschmähet; oder den Frommen, wenn er mittheilt, wenn er aufopfert, wenn er durch Flammen und Fluthen den hülflosen Bruder trägt, wenn er für seine Feinde betet, wenn er aus dem Kampfe mit sich selbst als Ueberwinder hervortritt, wenn er es Euch zu schildern sucht, was ihm die Religion sei, und wie er Jesum gefunden habe, und welche Segnungen er der Gemeinschaft mit diesem Angebet=

ten verdanke, und wie er von ihm nicht lassen werde, weder im Leben, noch im Tode. Den Edeltapfern sehet in jenen entscheidenden Zeitpunkten, wo es gilt für die Ehre seines Monarchen, oder für das Heil seines Volkes, oder für den Frieden eines seufzenden Welttheils. Dem Märtyrer nahet Euch in jenem Augenblik, wo er, umringt von seinen Hassern wie Stephanus, voll heiligen Geistes aufschauend, nur das Gefühl hat: „siehe! ich sehe den Himmel offen!" —— —— In solchen Weihestunden beobachtet solche Menschen. Das schuldfreie Gewissen auf ihrer Stirne! Die Ruhe in ihren Mienen! Das Feuer der Liebe Gottes in ihren Augen! Die Freudigkeit in jedem Laut ihres Mundes! Die Zuversicht, den Muth, die Kraft in der ganzen Richtung und Stellung ihres Körpers! So habet Ihr ein Gegenbild zu der Beschreibung unsers Textes: Und wie die Sonne leuchtete sein Antlitz, und seine Kleider glänzten wie ein Licht.

Nicht aber blos in dem, was Jesu Seele füllte, hatte diese Erscheinung ihren Grund; es wirkte auch Gott zu seiner Verklärung mit. Denn siehe! heißt es: „während Petrus noch sein Entzükken aussprach, so überschattete die Jünger eine lichte

Wolke, und eine Stimme von oben rief: dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; den sollet ihr hören". Und mit diesem Rufe begannen nur die nachfolgenden Verklärungen. Der Heiligste wurde zwar gekreuzigt, aber er wurde auch am Kreutze schon durch Natur und Menschen verherrlicht; er wurde am dritten Tage wieder erweckt; er wurde aufgenommen in den Himmel, zur Rechten Gottes; er wurde verkündigt als Weltheiland in allen Gegenden der Erde; er wurde theilhaftig eines Namens, der über alle Namen ist. — Eine Reihe von Belegen zu der bekannten Verheissung: „Ich habe ihn verkläret, und will ihn abermals verklären" * enthält die ganze Geschichte unsers Herrn und seiner Kirche.

Und so wirkt Gott zur Verklärung jedes Frommen: dadurch, daß er ihm Gelegenheit giebt, einen hohen sittlichen Werth zu entwikkeln; daß er unter Umstände ihn versetzt, die seine Kraft trefflich üben; daß er seinen Verdiensten eine dankbare Anerkennung bereitet; daß er seine Bemühungen mit großen Erfolgen krönt; daß er seine Unschuld ans Licht bringt; daß er selbst wunderbare Fügungen eintreten läßt, um gleichsam allen Men-

* Joh. 12, 28.

schen die besondre Huld zu bekräftigen, die er seinen Lieblingen geschenkt habe. Ja, freue dich, Christ! Und wäre dein äusseres Leben noch so dunkel; kannst du, wie der Heiland, beten: „Ich habe dich verkläret auf Erden, und vollendet das mir zuertheilte Werk": so kannst du auch getrost weiter beten, wie er: „und nun verkläre mich du, Vater, zu der Klarheit, die mir deine Liebe bestimmt hat". Es werden sogar Zeiten und Tagen kommen, wo du freudiggewiß sagen darfst: Vater! die Stunde, daß du deinen Sohn verklärest, ist hie *!

Im Evangelio scheint dem Erlöser der Augenblik noch nicht gekommen zu seyn, über die Begebenheit auf dem Berge laut zu reden. Denn, als sie hinabgehen, gebietet er den Jüngern: Ihr sollt von dieser Erscheinung Niemand sagen, bis der Menschensohn auferstanden ist. So verschloß es sich denn bis dahin in ihren Herzen. Als er sie aber verlassen hatte, und die alten Irrungen über ihn bei seinem Tode verschwunden waren, wie die Finsterniß vor der Morgenröthe, und die Folgezeit über die Natur und Größe seines verkannten Werthes den erwünschten Aufschluß gab, und es

* Joh. 17, 1 und folg.

nun sie umleuchtete, sein himmlisches Bild, von keinem Wahne mehr entstellt: da traten sie auf, und machten es zum großen Tagwerk ihres Lebens, die Ehre des Angebeteten, wie sie ihnen erschien, auch allem Volk kund zu thun.

So findet die Tugend überhaupt durch die Denkart und Liebe anderer Menschen ihre Verklärung. Es liegt im Wesen der Tugend, überall, wo sie auftritt, Achtung zu gewinnen. Diese Achtung zollet man ihr auch da, wo man ihr seinen Beifall verweigert; und es bedarf keines eingeführten Wohlstandes, um dieselbe zu empfehlen, weil sie mehr als leere Höflichkeit, — es bedarf keiner obrigkeitlichen Vorschrift, um sie zu gebieten, weil sie mehr, als eitle Ehrenbezeugung ist. Sie ist ein unfreiwilliges Gefühl, gegründet in des Menschen Natur. Eben darum aber lasset den Trefflichen unter Solchen bekannt werden, denen ein regerer Sinn für's Gute den Busen hebt, die es in jeder Umgebung und unter jeder Gestalt mit heiliger Lieb' umfassen: sie werden ihn nicht nur ehren nach seinem Werthe; sie werden gern mehr in ihm finden wollen, als er gilt. Sie werden sein Mangelhaftes, in ihrer Begeisterung, übersehen. Sie werden das Fehlende

durch ihre Ehrfurcht ergänzen. Sie werden das Schöne in die Farbe ihres glühenden Herzens tauchen, daß es unübertrefflich, ja unerreichbar werde. Es wird ihn nicht herabsetzen, wenn er ihnen arm und niedrig erscheint: nur geneigter wird dies sie machen, ihn zu bewundern. Es wird ihm nicht schaden, wenn sie sein Aeusseres von Angesicht nie sahn: um so freier können sie ja die Wirklichkeit durch sein Bild beschämen. Es wird ihn nicht verdunkeln, wenn er bereits heimgegangen ist: die Liebe hat seine Züge aufgefaßt, — sie versteht sie wieder darzustellen; sie weiß den gröberen Stoff zu trennen von der zarten Form; diese lebt ihr in treuem Herzen, diese erneuert sie täglich mit schmeichelnder Hand; und so kann es nur die Gestalt eines Engels seyn, die sie ihrem Erkohrnen leiht.

Wir werden nach diesem Allen bald bemerken, was hiebei für Herz und Leben zu gewinnen und von uns zu thun ist. Daß die Tugend so oft in hoher Verklärung uns erscheint, — dies soll uns ermuntern: solche Erscheinungen aufmerksam zu beachten, dankbar zu schätzen, absichtlich zu veranlassen, und sorgfältig zu benutzen.

Es giebt einmal in der ganzen Schöpfung, so weit wir sie umfassen, keinen schöneren Anblik, als den eines Menschen, in dessen Gestalt sich eine Gottgeweihete Seele spiegelt. Alles, was die Natur in ihren so reitzenden, so bewundernswürdigen Bildungen uns darbietet; alles, was die Kunst Herrliches, Bezauberndes schafft; alles, was zu sehen, zu prüfen, zu vergleichen die Wißbegier weite Reisen unternimmt, und große Kosten nicht scheuet, und vielfache Beschwerden erduldet, — es wird übertroffen von diesem Anblik. O, wohl lasset uns achtsam seyn, meine Brüder, daß er uns nicht entgehe, wo ihn unsre Umgebung gewährt. Lasset uns die Oerter, den Umgang, die Verbindungen suchen, wo wir ihn am reinsten und öftersten haben können. Dann dürfen wir uns aber nicht verlieren in der Tiefe der Gemeinheit. Hinauf müssen wir steigen zu dem, was edler ist. Auf einem hohen Berge geschah die Verklärung des Meisters der Menschen.

Dabei ist ein Bild dieser Art so wohlthätig. Es stärket im Glauben die Zweifelnden. Es befestigt im Rechtthun die Wankenden. Es ermuntert zum Beharren, die da ringen nach irgend einem schönen Ziele, oder sich opfern für irgend

einen großen Gedanken. Es erquikt durch einen Abglanz ihres eigenen Werthes und Ruhmes und Lohnes die Edelsten und Besten. Und wie müßte es Euch, — wenn Ihr noch ein Auge hättet für so Etwas! — wie müßte es Euch beschämen und erschüttern, Ihr Uebertreter der heiligen Ordnung des Himmels! — Aber verachtet ihn nicht den Reichthum seiner Güte. Fühlet, daß auch diese Ermunterungen eine vollkommene Gabe vom Vater des Lichts sind. Erkennet es, rühmet es, preiset es Alle, wie sich, um auch Euch zu erheben, an seinen Geliebten der Vater verklärt; und wo es Euch begegnen mag im Leben, dies himmlische Bild, — da heisset es, mit dankbarem Aufblik, willkommen: als eine Erinnerung, als eine Warnung, als eine Kräftigung, als eine Weisung nach oben, die Euch der Herr giebt.

Und so wollen wir sie denn auch benutzen, die köstlichen Augenblikke, wo die Tugend in ihrer Verklärung uns erscheint, geliebte Brüder. Wir haben gesehen, nur betend, nur durch Erhebung zu Gott und seiner Gemeinschaft, nur dadurch, daß er große, heilige, Menschenbeglükkende Gedanken fromm ergreife und durch Wort und That dar-

stelle im Leben, verkläre der Mensch sich selbst. Fehlt es uns nun noch an dieser Erhebung: so lasset uns nach ihr ringen; so lasset uns Gedanken himmlischer Abkunft in die vereitelte Seele rufen; so lasset uns auf Ernstes und Großes unsre Thätigkeit richten; so lasset uns entsagen lernen den schimmernden Armseligkeiten, die uns unfähig machen, für das Wahrhaftschöne zu glühen. — Wir haben erkannt, wer des Vaters Werke wirke, wie Jesus, der empfange auch, wo nicht unmittelbar aus den Wolken und vor aller Welt, doch in der Stille seines Lebens und seines Herzens oft, recht oft, das Zeugniß: du bist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe. Denn so verkläre der Himmel seine Lieblinge allzumal. Fehlt es uns nun noch an diesem Zeugniß: so lasset uns dasselbe erwerben. Lasset es einmal nicht mehr blos den kleinen Eigennutz, die lokkende Sinnlichkeit, die vorübergehende Freude, lasset es den Willen Gottes seyn, was uns treibt und bewegt; lasset es seine Ordnung seyn, in die wir uns fügen; und sein Werk, an dem wir, in heilgem Eifer, mitarbeiten, dieweil es Tag ist, ehe die Nacht kommt. — Wir haben uns erinnert, wie das Verdienst von dem besseren Theile der Zeitgenossen

erkännt und gepriesen werde, und wie die schwärmerische Achtung und die partheiische Zärtlichkeit wohlgesinnter Menschen den Tugendhaften oft herrlicher gestalte und höher verkläre, als recht ist. Fehlt es uns nun noch an dem, was Verehrung und Liebe wekt in edlen Seelen: so lasset uns darauf denken, wie wir es uns aneignen mögen, damit auch unser Name wohlklinge in vielen Ohren, und unser Andenken theuer sei vielen Herzen, und unser Verdienst fortlebe auf vielen Lippen, und unser Bild sich verkläre, wo es gekannt wird.

Ja, meine Brüder, selbst veranlassen, absichtlich herbeiführen lasset uns, wodurch wir es können, was die Tugend verklären kann. Preisen das Schöne, wo es blühet, pflegen das Gute, wo es keimt, ans Licht ziehen das Verdienstliche, wo es verborgen ist, mit Huldigung auszeichnen das Ehrenwerthe, wo es uns begegnen mag: das wollen wir. Höret es, und stimmet Alle mit ein: Wir wollen die Tage zu unsern glüklichsten zählen, wo es uns gelingt, Eine Tugend zu verklären, und herrlichen Menschen den verdienten Triumpf zu bereiten. Amen.

Am

Feste der Reinigung Mariä. *

Christen „kommen nimmer vom Tempel."

Wo ist der Mensch, meine Brüder, der nicht, wenn sich so etwas thun ließe, sein ganzes Daseyn auf Erden in ein ununterbrochenes Fest verwandeln mögte? Dem nicht, schon bei dem blossen Gedanken: jeder Tag ein Festtag! das Herz groß würde?? Läßt sich's aber, auf einer Erde, wie diese ist, dahin bringen??? — — —

Ich wollte mir wohl Festtage schaffen; aber meine Berufsgeschäfte leiden es nicht, sagt der Eine; — aber meine häuslichen Verhältnisse hin-

* 1811.

dern mich daran, spricht ein Zweiter; — aber mein kranker Körper macht mir jeden Genuß unmöglich, seufzt ein Dritter; — aber meine Armuth gestattet mir nicht, an Etwas mehr, als die tägliche Nothdurft zu denken, klagt ein Vierter.

Indessen — Jene dort! Da ist doch alles in reichster Fülle, was das Leben verschönert. Da geschehen ja Zurüstungen über Zurüstungen. Da kommen tausend wetteifernde Kräfte dem kühnsten Wunsch zuvor. Da herrscht lauter Jubel, und Genuß verdrängt den Genuß. — Wohl! Nur geht sie vorüber, diese Herrlichkeit; und wie ist's dann?

Dieser verzehrt sich in Sehnsuchtsvollen Rükblikken nach einer schönen Vergangenheit, und fühlt jetzt um so schmerzlichere Langeweile, je schneller ihm einst, im Rausch des Vergnügens, die Stunden entflohen. Jener wirft dem geendigten Feste vor, daß es doch seine Erwartungen nicht befriedigt, und während es zwar dem Auge genug zu schauen gegeben, gleichwohl das Herz leer gelassen habe. Noch ein Anderer muß die Genüsse, denen er sich da überließ, mit bittern Nachwehen bezahlen, und hat, vielleicht, weil er bisher sich zu gütlich that, für künftige Freuden weder Hoffnung, noch Mittel mehr.

So jagen denn Alle, vom Throne bis zur Hütte hinab, der Freude nach. Der Eine sucht auf diesem, der Andre auf jenem Wege. Manche sogar quälen sich, Feste zu ersinnen, und so dem alten Leben neuen Reitz zu leihn. — Oft wird jedoch, nicht einmal für den Augenblik, der Zwek erreicht; wie viel weniger, daß jeder Tag in ein Fest umgeschaffen werden sollte!

Eine ernste Stimme ruft hier: Was mühet Ihr Euch um das Unmögliche? Wie? Lauter Festtage begehret Ihr? Wisset Ihr denn auch, daß dies sich selbst widerspricht? Daß eben durch Abwechselung unsere Genüsse erhöht werden? Daß Keinem, auch selbst seinen Lieblingen nicht, das Schiksal beständig lächelt? Daß es folglich ein thörigtes Beginnen ist, da eine Gleichheit erkünsteln zu wollen, wo es der Weltregierer auf Ungleichheit angelegt hat? — Diesen Ausspruch findet Jedermann weise; und so meint man sich beruhigen zu müssen, wenn nicht aus jedem Tage ein Festtag wird.

Wie aber, wenn das Christenthum nun auch hier alle menschliche Weisheit hinter sich ließe? Es zeigt uns so oft Auswege und Hülfsmittel, die der bloße Verstand zu erspähen nicht vermogte;

wie? wenn es auch hier etwas wüßte, was kein Sterblicher weiß, ausser von ihm? —

Wäret Ihr leichtsinnig genug zu denken: das sei gewiß wieder so eine Ansicht, welche Niemand theilen, so eine Forderung, die Niemand erfüllen könne; und am Ende zeige sich Beides, Zwek und Mittel, in gleichem Maaße unmöglich und unanwendbar? — Nun! dann ließe sich Euch weiter Nichts sagen. Menschen aber, die das Wahre suchen und das Rechte wollen und das Beste beabsichtigen, die daher immer erst mit allen Sinnen prüfen, bevor sie entscheiden, — Solche werden finden: es sei möglich, ja, es sei die Aufgabe jedes Christen alle seine Lebenstage durch eine festliche Weihe zu verherrlichen; und das Mittel hiezu wird ihnen eben so unverkennbar, als unfehlbar dünken.

O möge Alle, die hier versammelt sind, ein solcher Geist leiten! Möge Allen, die ihn vertrauensvoll anrufen, der Erbarmer sich nahen mit Kraft und Liebe! Ja „freuen und fröhlich müssen seyn in dir, Herr, die nach dir fragen, und die dein Heil lieben, immer sagen: Hochgelobet sei Gott"! Amen.

Lucas 2, 36. ff.

Es war eine Prophetin, aus dem Stamme Aser, Anna, Phanuels Tochter, genannt. Diese war hochbetagt. Nach einer siebenjährigen Ehe hatte sie nun schon vier und achtzig Jahre im Wittwenstande gelebt. Die kam nimmer vom Tempel und diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht. Auch diese trat (so wie Simeon) heran, und preisete den Herrn und redete von ihm zu allen, die auf die Erlösung zu Jerusalem warteten.

Haltet Ihr die Tage für festlich, meine Brüder, wo Ihr, wie heute, im Tempel Euch einfindet, um in gemeinschaftlicher Inbrunst unter gleichgestimmten Seelen, den Herrn der Welt anzubeten: so gestehet Ihr damit zugleich: daß der Mensch, der nimmer vom Tempel kommt, auch lauter Festtage lebt.

Dieser Aufschluß über die Art, unsern Lebenstagen eine festliche Auszeichnung zu geben, überrascht Euch, und paßt nicht zu der gewöhnlichen Ansicht. Es sei! Aber wollet ihn deshalb nicht sogleich verwerfen.

„Sie kam nimmer vom Tempel" — heißt es von der Prophetin Anna im Evangelio, — „und dienete Gott mit Fasten und Beten, Tag und Nacht". Augenscheinlich will der Geschichtschreiber

damit ein großes Lob aussprechen; ist es aber darum auch für uns Nachahmenswerth?

Es gab Zeiten, wo man seine Frömmigkeit blos im Tempel glaubte an den Tag legen zu können, und alle Religiosität in „Fasten und Beten" setzte. Paßt aber, was damals geschah, nun auch für unsere Tage, wo man über dergleichen ganz anders urtheilt?

Es mag seyn, daß einzelne Gemüther zu einem solchen stillen, blos der Andacht gewidmeten, Leben von Natur besonders hinneigen; müssen deswegen alle, auch wenn sie diesen Hang nun gerade nicht haben, gleichwohl dasselbe thun?

Es läßt sich gar wohl erklären, wenn hochbejahrte Personen eine solche Beschäftigung für ihr Alter angemessen halten, und darin sogar einen Genuß finden können. Wird man inzwischen ein Recht haben, der jüngeren Welt ein Gleiches zuzumuthen, und was jene freiwillig üben, von dieser Zwangsweise zu verlangen??

Wie Ihr über dies alles auch entscheidet, meine Brüder, — im Verfolge unserer Betrachtung wird sich's von selbst klar machen; — das leidet jedoch keinen Zweifel: daß der Christ ebenfalls überzeugt ist, kein höheres Lob jemals gewinnen

zu können, als wenn ein frommer Mund ihm einst nachrühmte: Er kam nimmer vom Tempel und diente Gott Tag und Nacht. Denn, ich wiederhole es: dies ist seines Lebens auffallendste Eigenthümlichkeit und höchster Adel. Bestimmter und ehrender, nach seinem Gefühle, kann man das, was er will und sucht, im Gegensatze gegen das Thun und Treiben der Menge, gar nicht bezeichnen, als durch die Worte: „Er kommt nimmer vom Tempel".

Diese Behauptung verdient unsern prüfenden Ernst.

Was ist des Christen höchste Liebe, meine Brüder? Wo findet er sein Ziel? Wohin geht seine Sehnsucht? Woher stammt seine Freude? Womit bringt er sein Leben, Thun und Dulden vor Allen in Beziehung?? Gott! ist die einzige Antwort, die es hierauf giebt. Kann daher unter allen Plätzen der Erde irgend einer sein Herz mächtiger anziehen, als der Tempel?

Was ist ihm denn der Tempel? Nicht, wie dem Leichtsinn, ein Haus, gleich andern Häusern. Nicht, wie der Neugier, ein blosses Werk des Fleisses und der Kunst, das, geht man einst vorüber, auch wohl einmal beachtet werden mag.

Nicht, wie der Unwissenheit, ein Ort, darin der Allgegenwärtige wohne, und wo er nur allein zu finden sei. Nein! Ein Bethaus ist er ihm, Der ist's ihm, dessen Prachtbau in die Wolken ragt; auch du bists, niedre Kirche armer Hüttner, Ein Haus, darin er sich mit den Brüdern, den Kindern desselben Vaters, vereinigt zu gleichen Bekenntnissen, gleichen Entschliessungen, gleichem Danke, gleicher Bitte, gleicher Lehre aus des Meisters seligmachendem Worte. Ein Haus, das seine heiligsten Gefühle wekt, und wo er seine schönsten Stunden lebt; das weiser ihn und edler und zufriedener und jedem Werk und jeder Noth gewachsener an seinen Kreis zurükgiebt. Eine wahre Werkstatt des heiligen Geistes, darin er gebildet wird für den Himmel. Eine Hütte des Friedens, die ihn zur Aufnahme in die „ewigen Hütten" bereitet. — O saget, „muß er denn nicht seyn in dem, das seines Vaters ist"? Muß es nicht lauten, wie Ton aus seinem eigenen Innersten, wenn er dort lieset: „Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Lebenlang, und schauen die schönen Gottesdienste und seinen Tempel besuchen". *.

* Psalm 27, 4.

— So liegt es im Wesen des Christen, daß er wünscht, nimmer vom Tempel zu kommen. Er müßte erst, von Innen aus, ein ganz Anderer werden, wenn er dies nicht mehr wünschen sollte.

Ein ähnlicher Sinn spricht sich unter allen Glaubenspartheien aus. Ueberall, wo ein Verhältniß des Menschen zur waltenden Gottheit geahnt wird, da will man ihr gern dienen. Je mehr man sie ehrt und liebt; desto mehr Verlangen hat man, das, was ihr wohlgefallen könnte, zu thun, und an den Orten, die ihr besonders gewidmet sind, sich aufzuhalten. So finden wir es bei heidnischen Völkern; so unter den Juden; so in der Christenheit.

Es schwebe uns hier das Bild früherer Zeiten vor; jener Zeiten, von welchen unsre Greise so oft noch mit Entzükken erzählen!

Ach! was galt da der Sonntag, und seine bedeutungsvolle, heilige Feier! Hatte sich, die Woche hindurch, der Hausvater mit den Seinigen auf diesen Genuß gefreuet; so wurde der stille Vorabend, wo früher als gewöhnlich das Geräusch irdischer Thätigkeit schwieg, zu Betrachtungen und Uebungen, die den Tag des Herrn würdig einleiten sollten, benutzt. Gerufen dann vom ehrwür-

digen Geläut der Glokken, und durch sie schon versenkt in frommen Ernst, eilte Alles in die Wohnungen der Andacht. Gottesfürchtige Schaaren bedekten den Weg. Hohe und Niedre, Reiche und Arme, Landmann und Städter, Herrschaft und Gesinde, der Vater, und der Knabe an seiner Hand, die Genußlustige Jugend, und das Alter, bereit in Frieden zu fahren, auf Gottes Ruf, — Alles, Alles fühlte dasselbe Bedürfniß; und neben dem Geringsten seiner Unterthanen erschien gern auch der Fürst, um in tiefster Demuth anzubeten, vor dem König aller Könige. Die Stunden der Weihe waren geendet. Im stillen Familienkreise verlebten fromme Hausgenossen nun den Rest des Tags; und auch da noch, so wie in den folgenden Wochentagen, stand, bei Arbeit und Spiel, der Gedanke an das, was sie in den Hallen der Religion vernommen, wie ein Wegweiser durchs Leben, vor ihnen da.

Diese Liebe zum Gotteshause, und zu allem, was dort vorfiel und damit in Verbindung stand, sprach sich zugleich durch mancherlei Einrichtungen und Sitten aus. — Es fanden mehrere öffentliche Andachten an jedem Sonntage statt; und schon in der Frühe des beginnenden Morgens

lud, bei feierlichem Kerzenschein, die Religion ihre Freunde zu den geliebten Altären. Jeder einzelne Wochentag hatte ausserdem noch seine besonderen Gottesdienstlichen Versammlungen. Hohe Feste vorzüglich meinte man möglichst verlängern zu müssen, und dehnte sie daher zu drei Tagen aus. Auch die Gedächtnißtage merkwürdiger Personen aus der heiligen Geschichte begieng man, statt daß sie hernachmals auf Sonntage verlegt wurden, einen jeden für sich, wann er einfiel. —

Wie sehr man sodann den Werth dieser Zeiten schätzte, das bewies die Pünktlichkeit, mit welcher man jedesmal, noch vor dem Anfange der Gottesverehrung, im Tempel sich einfand, und die Liebe und Lust, mit welcher man blieb bis zum verhallenden Segenswunsch; — das bewies die Sorgfalt, womit man, aus Ehrfurcht für die Stätte des Herrn, auch sein Aeusseres schmükte; — das bewies die Stille, die, während der heiligen Zusammenkünfte, überall herrschen mußte, und die Strenge, mit welcher man sich alles Kaufens und Verkaufens, aller Arbeiten und Verrichtungen, sowohl in den Häusern, als auf den Gassen, sowohl in der Werkstatt, als auf dem Felde, enthielt; — das beweiset noch jezt, als Nachhall

gleichsam aus jenen Zeiten her, die Versicherung frommer Einfalt: es sei ihr gar nicht sonntäglich zu Muthe, wenn sie das Gotteshaus nicht besucht habe.

Und, Ihr wisset es, nicht blos auf den Sonntag wurden Uebungen der Andacht beschränkt. Wo wäre ein christlicher Hausvater Morgens erwacht, ohne die Seinigen zu Gebet und Loblied um sich her versammelt, — wo wäre er von der Mahlzeit aufgestanden, ohne mit ihnen den Geber aller Güter aus innig gerührtem Herzen gepriesen, — wo wäre er, Abends, mit Ihnen zur Ruhe gegangen, ohne dem höchsten Schutze sich und die Geliebten empfohlen, — wo hätte er einen Sonntagsnachmittag verstreichen lassen können, ohne das Glauben und Wissen seiner Kinder geprüft, ohne mit seinem Hausgesinde die Predigt wiederholt, ohne fromme Lehren an jedes Einzelnen Herz gelegt, und sich selbst, wie sie, im Guten befestigt zu haben? — Ueberall, meine Brüder, in den goldenen Pallästen der Großen, wie in den Strohbedekten Hütten der Armuth, überall baute sich die Andacht, neben den öffentlichen Bethäusern ihr stilles Heiligthum; und so mogte man wohl sagen: „die Menschen kamen nimmer vom

Tempel: und dieneten Gott Tag und Nacht". Ja, um mitten in den Zerstreuungen des irdischen Geschäftlebens einen Erinnerer an das Ewige zu haben, und wenigstens im Geiste täglich mehrmals, und zu gleichen Zeitpunkten, um den gemeinschaftlichen Vater sich sammeln zu können, verabredete man ein Zeichen, das öffentlich und aller Orten, beim Anbruch, und in der Mitte, und am Schlusse des Tages hiezu gegeben würde, und nannte dies: Betglokke.

Halten wir uns blos an die Aussenseite, geliebte Brüder: wie schneidend tritt dann der Unterschied zwischen solcher und der gegenwärtigen Zeit hervor! Wer erkennet jetzt noch eine regelmäßige Theilnahme an den sonntäglichen Gottesverehrungen für heilige Pflicht, oder hohen Genuß? Wer siehet jetzt noch in festlichem Gedränge die Menschen dem Hause des Herrn entgegenströmen? Wer weiß jetzt noch etwas vom dritten Festtage, von Frühmetten, von Wochenpredigten, von Hausandachten, von Bibellesen, von geistlichen Liedern, von Betstunden, von der Bedeutung, oder gar Benutzung gewisser Glokkenschläge, bei welchen der fromme Vorfahr sein Haupt entblößte, und seine Augen aufhob, und seine Hände faltete, und

sein Herz vor Dem reden ließ, der über den Wechsel der Stunden erhaben ist und der Jahrtausende? — „Hilf Herr! mögte man rufen, die Heiligen haben abgenommen, und der Gläubigen ist wenig unter den Menschenkindern“ *!

Lasset uns aber auch nicht voreilig seyn im Urtheil. — Ach! das Schöne, was sie hatte, die gute alte Zeit der Einfalt und der Gottesfurcht, wer empfände dessen Verlust nicht mit innigster Wehmuth! Wer trüge nicht eine Sehnsucht darnach, daß er wieder umkehren mögte, und in ihr sein Leben erneuern! — Doch hat eine jede Sache zwei Seiten.

Bedenket auch die mancherlei unrichtigen Begriffe, die über Christenthum und Gottesverehrung damals herrschend waren, und erst vor dem helleren Lichte späterer Zeiten verschwunden sind. Bedenket den unverständigen, den bittern, den oft so lieb- und heillosen, und auf Verdammen und Verfolgen ausgehenden Eifer, den Vorurtheile geweckt hatten und unterhielten, und der nicht selten das Blut unschuldiger Tausende, bald in offener Feldschlacht, und bald in Gefängnissen und auf Gerichtsplätzen vergoß. Bedenket den Stolz, wo-

* Psalm 12, 1.

mit der eingebildete rechte Glaube daherschritt; den Eigensinn, der, ohne sich bedeuten lassen zu wollen, seine einmal genommene Ansicht hartnäkkig beibehielt; die Scheinheiligkeit, die hinter täglichen Andachtsübungen und regelmässigen Kirchenbesuchen einen lasterhaften Sinn und Wandel verbarg; die entsetzliche Verblendung, die, während sie das Wichtigste im Gesetze, das Thun voll Liebe, vergaß, durch Beten und Singen den Richter der Welt abfinden zu können wähnte. Gewiß ist es, daß bei einem großen Theile der Menschen jener Zeit das, was wie Religiosität glänzte, im Grunde nur diesen schwarzen Charakter hatte, und folglich nicht die Bewunderung und die Sehnsucht und die Wünsche einer erleuchteteren Nachwelt, sondern unsre Verachtung verdient.

Man mußte dies einsehen, meine Brüder, sobald man den eigentlichen Geist des Evangeliums Jesu reiner und vollkommener auffassen lernte. Das Christenthum verlangt nicht einen Herrndienst, der sich in leiblichen Uebungen abmattet, — diese sind „wenig nütze"; — es zielt auf Beförderung jener freiwilligen, fröhlichen, heitern Gottesfurcht, die den Namen der „Gottseligkeit" trägt, und „die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens"

hat. Es will nicht eine Reihe todter, mit Sklavensinn abgemessener, Werke veranlassen; es will einen Sinn wekken, einen lebendigen und lebendigmachenden, dessen Element und Wonne das Gute ist. Es begnügt sich nicht die Aussenseite unsers Wesens mehr abzuglätten, oder anständiger zu verhüllen; das Gemüth begehrt es zu reinigen von den Lüsten der Erde, zu läutern im Kampfe gegen die Sinnlichkeit, zu erheben über den Knechtsstand des Lasters in die selige Kindschaft der Heiligen und Geliebten des Himmels. Darum bindet es sich denn auch an zufällige Umgebungen nicht. Es gehört nicht ausschliessend Einem Lande, Einem Volke, Einem Himmelsstriche, Einer Zeit, Einer Stufe der Bildung; sondern allen Jahrhunderten und dem ganzen Geschlechte der Menschen. Es bedarf, um sich kund zu thun, nicht nothwendig eines Hauses, von Menschenhänden gemacht, und eines Altars, mit menschlicher Kunst geziert; in jedem schönen Gefühle, in jeder frommen Bestrebung, in jedem Erguß reiner Herzen, es sei durch Wort oder That, spricht es sich aus. „Wisset Ihr nicht, daß ihr selbst Gottes Tempel seid, und der Geist Gottes in Euch wohnet"?* ruft ein Bote des

* 1 Cor. 3, 16. 6, 19.

Evangeliums. O sie hatten es endlich gefaßt, diese Trefflichen, das Beginnen ihres erhabenen Meisters. Sie hatten ihn eudlich ergründet, in der Tiefe des sich veredelnden Herzens hatten sie ihn gefunden, den Sinn jenes Wortes: „Glaube mir, es kommt die Zeit, daß man weder auf der Höhe Garizin nur, noch zu Jerusalem, den Vater wird meynen anbeten zu können; sie kommt, und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit", durch eine dem Himmel zugewandte Gesinnung, durch ein dem Himmel angehörendes Leben *. — Wie klar ist es in sich selber, meine Brüder, daß, von solchen Begriffen aus, auf den ganzen äußern Gottesdienst früherer Zeiten ein eigenes Licht fallen mußte! Hatte man ihn aber in diesem Lichte gesehen und geprüft, so mußte man zugleich anfangen, ihn richtiger zu beurtheilen. Die Ueberschätzung alles zu ihm gehörenden Wesens mußte wegfallen. In die Augen mußte es Jedem leuchten: als bloße leibliche Verrichtung betrachtet habe weder der Tempelbesuch, noch der Abendmahlsgenuß, noch die Hausandacht, noch das Fasten und Beten und Singen und Bibellesen

* Joh. 4, 21 ff.

überhaupt den geringsten Werth; als Heuchelei genommen gebühre dem Allen sogar der tiefste Abscheu. Herrlich könne man es nur halten, wenn es aus einem von Gott begeisterten und an Gott hingegebenen Gemüthe hervorgehe; und wohlthätig zeige es sich allein dadurch, wenn es Seinerseits wieder eine Nahrung werde für jene Flamme, ein neuer Schwung für die im Aufstreben zum Ewigen begriffene Seele, ein Mittel, Glauben und Hoffnung und Liebe, diese Kronen der Tugend, immer schöner hervorzubringen.

Eine solche Ansicht der Sache hat theils alle die vielen und vielartigen Versuche erzeugt, den äussern Gottesdienst zu verbessern und ihm dadurch eine höhere Würde und Wirksamkeit zu verschaffen. Sie hat theils die Abschaffung für überflüssig gehaltener Festtage und Andachten zur Folge gehabt, indem man eben dadurch nun für die noch übrigen eine desto lebhaftere und Segensreichere Theilnahme der Menschen wiedergewinnen wollte.

Werdet nicht irre, daß ich hier die Abschaffung einzelner Festtage billige, da ich doch früher behauptet habe, daß der ächte Christ "nimmer vom Tempel komme". Wir sind

durch das Bisherige auf den Standpunkt erhoben, von wo aus wir diesen Satz in seiner ganzen Herrlichkeit und Erhabenheit schauen werden.

Diese Herrlichkeit und Erhabenheit zeigt sich uns in dem vorher aufgestellten Bilde noch lange nicht. Im höchsten Sinne heißt nicht das schon: „Nimmer vom Tempel kommen", wenn man nach der Weise der alten Welt täglich ins Gotteshaus geht, und auch daheim seine frommen Uebungen in mancher stillen Stunde fortsetzt. Die nur während solcher Uebungen im Tempel sind, haben ihn dann doch verlassen, wenn die Uebung, wie lange sie auch dauern mogte, vorüber ist; und erst, wenn diese wieder beginnet, treten sie, nach ihrem Sinne aufs Neue in den Tempel ein. Nimmer, nimmer, sag' ich Euch, — buchstäblich nimmer kommt der Christ vom Tempel, er dient Gott Tag und Nacht.

Meine Brüder, wo ist denn des Christen Tempel? Läßt er in irgend einer Gegend der Erde sich nachweisen, so daß man mit Fingern auf ihn zeigen und sagen könnte: Siehe, da ist er? Oder ist es in unsern Hütten Ein Platz etwa vorzugsweise vor dem andern, den der Herr sich erkohren hat? „Die Erde, die ganze Erde ist Sein,

und was darauf wohnet. So weit die Welt ist, hat er sein Reich bereitet. Darum denn erzählen auch alle Himmel seine Ehre, und die Veste verkündiget seiner Hände Werk. Es ist keine Sprache noch Zunge, da man nicht ihre Stimme hörte. Durch alle Lande bebt das Getön ihrer Saiten, und ihre Rede geht bis ans Ende der Welt" *. Nein, Allgegenwärtiger! Du „wohnest nicht in Häusern von Menschenhänden gemacht". Wo ein Puls schlägt, und ein Gedanke denkt, und ein liebendes Herz dich sucht, — da bist du.

Wollet Ihr hieraus nun die Folgerung ziehen: auf diese Weise wäre jeder Mensch und jede Creatur in Gottes Tempel; und was wir dem Christen nachrühmen, daß er sich nimmer von demselben entferne, das könne nicht für einen Lobspruch gelten, weil eine Entfernung hier ja unmöglich sei; und eben so wenig für einen Vorzug blos seines Wesens, weil ja von jedem andern Geschöpf ein Gleiches sich sagen lasse? — Meine Brüder! der Christ allein kommt nimmer vom Tempel; es kann nur ihm dies Lob gebühren, und es ist das höchste, schönste, ver-

* Psalm 24, 96, 10. 19, 1. ff.

herrlichendste, was ihm beigelegt werden mag. Wie denn?

Der Wurm athmet auch in Gottes unendlichem Reiche, es ist wahr; aber für ihn ist der Staub, darin sein Daseyn beginnt und endet, kein Tempel. Der rohe Mensch, kein edles Trachten kennend, und nur dem Zuge seiner Lüste dahingegeben, wandert auch in Gottes schönem Garten umher, und weidet seine Sinne, und „hat seine Wohllust, wie auf einen Schlachttag"; aber ein Tempel ist dieser Schauplatz der Erbarmungen Gottes ihm nicht. Denn, — dies ist der Grund, — er weiß nicht von Gott, oder, er denkt doch nicht an Gott, er strebt doch nicht zu Gott hinauf, er wandelt doch nicht überall, wie vor Gottes Angesicht. Nur das Gott suchende Herz erbauet den wahren Gottestempel; und nur, wo ein solches Herz sich bewußt ist, den Ewigen gefunden zu haben, da wandelt es in Gottes Heiligthum. „Suchet auch Ihr den Herrn, weil er zu finden ist, rufet ihn an, weil er nahe ist". Wendet sie ihm zu, die von ihm erkaufte Seele. Liebt ihn über alles, und in allem nur ihn. Wollet nichts anders und nie anders als seinen Willen thun und seine Wege gehen, was er auch

fordre und wohin er führe. Machet das Wort, das von ihm kommt, zum Mittelpunkt Eures Denkens, zur Grundlage Eures Thuns, zur Richtschnur Eures Strebens, zur belebenden Seele Eures Daseyns; daß es Euch sammle, wenn Ihr zerstreut werden, und leite, wenn Ihr den Pfad verlieren, und stärke, wenn Ihr in Muthlosigkeit versinken wollet, und den Sieg Euch verkünde, wenn Ihr „in der Welt Angst" habt. So fühlet, so lernet fühlen die Nähe des Unendlichen, und hören seinen Fußtritt, und fassen seine Vaterhand, und schauen sein Angesicht: die Welt wird dann zum Tempel auch für Euch, und was Ihr thut und was Ihr anrührt, empfängt eine himmlische Weihe. Eure Gedanken werden Gebete. Eure Handlungen werden Opfer. Eure Entwürfe werden Zurüstungen zu irgend einem hohen Feste. Eure Freuden werden Lobgesänge. Ihr selbst seid, auch mit der Grabscheit, oder hinter dem Pfluge, des Ew'gen Priester. Schauet Ihr von einem Hügel hinab, mit dem Gefühle: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! so wird die Anhöhe Eurem Herzen ein Zion. Fallet Ihr nieder auf Eure Kniee, um Gott für Hülfen zu preisen, die Euch gerettet haben: so wird die Stätte Eurer Freu-

denthränen für Euch ein Dankaltar. Höret Ihr den Wintersturm brausen durch die Lüfte, oder die Lerche besingen des Frühlings Rükkehr, oder den Donner rollen durch die Wetterumzogene Sommernacht, oder den Sichelnklang und Erndtejubel fernher tönen über die Herbstflur: Euch ist feierlich, aber heimisch. Ihr mögtet Euch niederwerfen, aber auch laut aufjauchzen. „Die Stimme des Herrn gehet mit Macht, rufet Ihr, die Stimme des Herrn geht herrlich" *. Alles, alles verwandelt in Heiligthümer Euer kindliches Herz. Sogar, wenn dem Scheine nach alle Eure Thätigkeit aufgehört hat, dienet Ihr, ruhend, dem Gott der Ordnung. Euer Schlummer, indem er Euch erneuert, verherrlicht ihn. Das Lager des Friedens und der Erquikkung umwachen Engel. Die Sterne der Nacht sind Kerzen, die Euch freundlich hinaufleuchten. Und geht Ihr endlich hinüber, so zerreißt, wie bei Jesu Abschied, des Tempels Vorhang; Euer Tod führt Euch ins Allerheiligste.

Könnet Ihr's: so denket Euch nun eine Gesellschaft, ein Reich, eine Welt solcher Menschen. O schön ist es, erhebend, köstlich, wenn

* Psalm 29.

eine andächtige Gemeine im Bethause ihr Loblied anstimmt, und den Entschluß: wir wollen alle dem Herrn dienen, durch gemeinschaftliches Flehen bekräftigt; aber, saget, was sind Orgeln und Glokken, was vermag ein Chor zum Preise Gottes wetteifernder Menschenstimmen, was gilt aller hörbare Wohllaut der Erde, gegen die himmlische Harmonie so vieler frommen, in Liebe, in Gottes- und Bruderliebe zusammenstimmender Seelen! Was sie auch trenne im Leben, — sie bilden eine Gottesstadt. Wohin das Geschik sie auch verschlage auf der weiten Erde, — vom Tempel kommen sie nimmer. Welche Gewalt auch die Länder erobern, und die sichtbaren Kirchen verschließe, — diese Kirche entreißt ihnen kein Machtspruch. Der Herr, dem sie Tag und Nacht dienen, hat seine Altäre in ihnen, und um sie her.

Lasset uns eine Stelle gewinnen, meine Brüder, in dieser Kirche, um sie auf ewig einzunehmen. Lasset uns eindringen in ihre Pforten; denn es ist immer noch Raum da, und wie die Schaar der Anbeter wächst, erweitern sich ihre Hallen. Lasset uns nicht ein späteres Alter abwarten, um diesen Schritt zu thun; mit der ganzen, vollen Liebe eines begeisterten Jugendherzens muß er ge-

schehen, wenn er nicht auf immer unterbleiben soll. Lasset, wenn wir im Begriff sind, ihn zu thun, „uns freuen und fröhlich darinnen seyn“; denn die Gottesdienste dieses Tempels hören nimmer auf. Wo unsre Gebete und Loblieder schweigen, da beginnen die Jubelchöre der Engel herrlicher; und ein grosses, zusammenhängendes Hallelujah ist die Ewigkeit.

Wird es, überdieß nicht auch schon in unsern gegenwärtigen Verhältnissen deutlich werden, ob wir zu dieser unsichtbaren Kirche gehören oder nicht? „Wird es umsonst seyn, daß wir unsträflich leben, und unsre Hände in Unschuld waschen“? * Werden wir mit einer Denkungsart, die sich dort gebildet hat, nicht richtiger unsre Angelegenheiten beurtheilen, nicht gewissenhafter unser Tagwerk verrichten, nicht heiterer unsre Bürden tragen, nicht dankbarer unsre Vorzüge geniessen, nicht zu höheren Stufen der Vollendung unsern Charakter, und selbst unsre äussere Sitte hinanbringen, nicht Beschäftigungen und Freuden und Güter und Genüsse kennen lernen, welche kein vereiteltes Herz ahnet? Und wenn die Welt ihre armseligen Belustigungen mit dem Taumel, der sie

* Psalm 73, 13.

gebohren hat, verfliegen siehet, oder ihre Herrlichkeit „ein Ende mit Schrekken" nimmt: werden wir der Wonne, die wir fühlen, etwas vergleichen können, wenn die Erhebung, die Zuversicht, der gute Muth, die Begierde das Edelste zu leisten, die wir sonst nur etwa zuweilen einmal empfanden, unsre fortdauernde Stimmung worden; wenn jenen himmlischen Stunden, die wir am Tische unsers Meisters, sein Nachtmal feiernd, zubrachten, alle unsre Tage zu gleichen anfangen; wenn unsere Feste so lang sind, wie unser Leben, und so herzbeseligend, wie unsre Liebe zu Gott? — — —

Ach, es ist wahr: manchen Menschen wird es so besonders leicht, sich diesen Segen zu bereiten, während Andre viel darum kämpfen müssen. Wer eine fromme Erziehung genoß, wer in ländlicher Abgeschiedenheit lebt, wer einen geräuschlosen Beruf verwaltet, wer wohl gar durch die Bestimmung seines Amtes, und durch die Art seiner Geschäfte, und durch die Gegenstände seines Nachdenkens, täglich und stündlich auf Gott geführt und an das Himmlische und Ewige gemahnt wird, wie es bei uns zum Beispiel der Fall ist, wir glükseligen, glükseligen Religionslehrer! —

O dem öffnet sich jene unsichtbare Kirche von selbst; und nur ein fürchterlicher Leichtsinn von seiner Seite könnte den Eingang verhindern. Liebe Menschen! Nutze jeder die Vortheile seines Standes! Glaube aber auch Niemand, ein Gottabgewandtes Herz durch seine Lage in der Welt entschuldigen zu können! Wie es Wölfe gegeben hat in Schafskleidern, und Heuchler mitten unter denen, die sich die Geweiheten des Himmels nannten; so hat es, auch in den irreligiösesten Zeitpunkten, auch unter den verworfensten, Volksklassen, auch an den üppigsten Höfen, auch auf den Versuchungsvollesten Posten der Gesellschaft, — ja, umgeben von allen Reitzungen und Blendwerken der Eitelkeit, hat es Fromme gegeben, die aus des Herzens heiliger Fülle riefen: „Ich achte es alles für Schaden gegen die überschwängliche Herrlichkeit meines Heilandes, und setze alles hintan, damit ich Christum gewinne" *.

Entbindet uns nun aber das Wohnen in diesem unsichtbaren Tempel von der Pflicht, den sichtbaren zu besuchen, meine Brüder? — Dies wähnt man häufig. „Es sei nicht nöthig, die öffentlichen Andachten mit zu feiern, wenn man

* Phil. 3, 8.

sonst nur untadlich lebe, als worauf ja doch zuletzt alles ankomme; und Ermunterungen und Bildungsmittel hiezu habe man auch ausser der Kirche genug. Was in dieser zu lernen sei, wisse der „Gebildete" ohnehin schon". So spricht man.

Allein mit höchstem Unrecht. Die sichtbare Versammlung im Hause Gottes ist ein Bild der unsichtbaren Gemeine der Frommen. Wer daher zu dieser wahrhaft gehört, und ihres Bürgerrechts in ihr sich freuet, stellet das, was er ist, auch gern dar.

Die sichtbare Versammlung im Hause Gottes ist für die Freunde Jesu eine Gelegenheit, das, was sie alle, als Brüder, als Glaubensgenossen, als Arbeiter an Einem Werke, als Mitglieder einer seligeren Weltordnung, angehet, gemeinschaftlich auszusprechen, zu berathschlagen, zu beschliessen, und von ihrem Oberhaupte zu erflehen. Je redlicher es nun Jemand in diesem Bunde meynt; desto lebhafter wird er ja Theil nehmen müssen an jenen Verhandlungen; ein desto dringenderes Bedürfniß seines Daseyns wird er glauben zu befriedigen, wenn er zu ihnen herbei eilt. Vorzüglich edle Menschen findet ihr daher auch vorzüglich oft

auf dem Wege ins Gotteshaus. Und wenn der Psalmist * fragt: „wer wird auf des Herrn Berg gehen, und wer wird weilen an seiner heiligen Stätte"? so antwortet er: „Der unschuldige Hände hat und reines Herzens ist". Lieblich, ja! „lieblich sind der Tugend deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget, und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Denn der Vogel hat sein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, wenn der Mensch an deinen Altären sich niederlässet, Herr Zebaoth" **. Habt Ihr jemals ein passenderes und ein rührenderes Wort gehört, theuerste Brüder, als diesen Psalmspruch? O es ist so. Nicht blos zuweilen dem Heiligthum nahen, — ansiedeln sollen wir uns da; wir sollen da zu Hause seyn; wir sollen uns da wohl fühlen, und nirgend, so von ganzer Seele und so heimathlich wohl, als in diesen Friedenshallen. „Muß ich nicht seyn, in dem, das meines Vaters ist"?

Die sichtbare Versammlung im Hause Gottes endlich ist ein Mittel das übersinnliche und ewige

* 24.

** Psalm 84, 2—4.

Reich seines Sohnes zu erweitern und zu bevölkern. Erziehen will und soll sie uns, in Gemeinschaft mit den Brüdern, für unsre erhabene Bestimmung. Stunden der Reinigung sollen wir hier vor dem Bilde des Allerreinsten zubringen; und es soll nicht blos dieser, sondern jeder Tag der öffentlichen Andacht ein „Reinigungsfest" seyn. Bauen sollen alle unsre Gedanken, Gefühle, Kräfte, an jenem schönen, ewigen Tempel, darin die Auserwählten dem Herrn dienen Tag und Nacht; und weil wir mit diesem Bau nimmer fertig werden, so sollen wir auch nimmer davon ablassen. Den andern Geschäften des Lebens entzieht uns das Alter; dieser Arbeit nicht. Für die übrigen Freude der Welt verschliessen sich zulezt die abgestumpften Sinne; die Freude an Gott und seinen Offenbarungen kann der Tod nicht stören, sondern nur läutern und vollenden.

O könntest du darum wiederkehren, schöne Zeit, wo in keiner Hand eine Bibel fehlte, und in jedem Hause die Stelle, wo sie lag, die gewählteste, die heiligste war! Könntest du wiederkehren, schöne Zeit, wo man feierlichere gedrängtere Versammlungen nie sah, als zur Anbetung Gottes und seines herrlichen Namens! Mögtest du

schöner und segenreicher wiederkehren, und mitten unter jenen zertrümmerten Denkmalen der Vergangenheit, welche wir niederstürzen sehen mußten, da stehen, ein ehrwürdiger, unantastbarer Bau! Aber es wird dich nicht zurückrufen, das verblendete Geschlecht. Es wird forttaumeln in seiner Sorglosigkeit um ewige Güter, und des Himmels spotten. Es wird nicht eingehen in deine Thore, wiewohl „herrliche Dinge in dir geprediget werden, du Stadt Gottes"! *

Wollen aber wir deshalb zagen? Ihr Bessern! Wollen wir verloren glauben, die Sache des Allmächtigen? Wollen wir der eitlen Furcht Raum geben: die Gottesverehrung könne auch nur so aufgelöset werden, wie eine Staatsverfassung? Sie steht, die Kirche Gottes! „Sie ist fest gegründet auf den heiligen Bergen" **. Um so dankbarer dann wollen wir zu ihr, uns halten. Um so herzlicher wollen wir unsre Sonntage ehren, und durch sie geweihet, auch unsre Werktage zu Tagen des Herrn machen. Um so freudiger wollen wir in diesem Sinne beharren, und des Wahnes nicht achten, der uns als Frömmler

* Psalm 87, 3.

** Psalm 87, 1.

verhöhnt. Kommet! wollen wir einander zurufen, vielleicht, daß auch die Schlummerer hören, und die Unschlüssigen mitgehen, — „kommet, lasset uns anbeten und knieen und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat; denn er ist unser Gott; und wir sind die Schafe seiner Weide, und das Volk, das er liebt".* Amen.

* Psalm 95, 6. 7.

Am

Sonntage Septuagesimä. *

Der ist nicht Christ, wer nach Lohn für seine Tugend fragt.

(Die Gemeine sang:)

Gewänn' ich auch die ganze Welt
  mit allem, was den Sinnen
und meinen Lüsten wohlgefällt:
  was würd' ich dann gewinnen?
    Was hülfe Glük und Reichthum mir?
    Was aller Ruhm, — sollt' ich dafür
      mein ewig Heil verscherzen?

Was führt mich zur Zufriedenheit
  schon hier in diesem Leben?
Was kann mir Trost und Freudigkeit
  selbst noch im Tode geben?
    Nicht Menschengunst, kein Erdenglük,
    Herr, deine Huld nur! Und ein Blik
      in deines Himmels Freuden.

1811.

Nach diesem Kleinod lehre mich
vor allen Dingen trachten,
und ewig, einzig, Herr, auf dich
und deinen Willen achten;
Daß ich der Tugend Wege geh',
und im Gericht vor dir besteh' —
sey meine größte Sorge!

Doch, was vermag ich, wenn du nicht
vor Eigennutz mich schützest,
und mich zur Treu in meiner Pflicht
mit Kräften unterstützest?
O stärke, Vater, mich dazu:
so hab' ich hier schon inn're Ruh'
und deiner Liebe Zeugniß.

Diese köstlichen Kleinode, die du uns darbietest, Geber der Seligkeit, — innere Ruhe, und deiner Liebe Zeugniß, — — O hier schon, hier schon laß uns daran genug haben: damit unser Herz sich fühle in seinem Reichthum; damit es sein Thun nicht entweihe durch Fragen nach Erdenlohn; damit es, schönere Güter kennend, nicht befangen werde von der Welt und ihrer trüglichen Herrlichkeit.

Vater! Dich laß uns lieben, um es mit Entzükken zu ahnen, was du deinen Freunden bereitet hast. Amen.

Matth. 19, 27 und folgende.

Petrus sprach zu Jesus:

Wir haben alles verlassen, und sind dir nachgefolgt; was wird uns nun dafür?

Jesus erwiederte: Wahrlich, ich sage Euch, daß Ihr, die ihr mir nachgefolgt seid, — in der neuen Verfassung, wenn erst der Menschensohn eine haben wird, den Thron seiner Herrlichkeit, ebenfalls sitzen sollet auf zwölf Thronen, und die Häupter werden der zwölf Stämme Israels. Ja, wer von euch Häuser, Brüder, Schwestern, Vater, Mutter, Weib, Kinder, Aekker, um meinentwillen verlässet, — hundertfältig soll er dafür nehmen und das ewige Leben erben. Doch viele der Ersten werden hiebei die Letzten, und viele der Letzten werden die Ersten seyn.

Denn, es ist mit dem Himmelreich, wie mit jenem Hausvater, der am Morgen ausgieng, Arbeiter zu miethen für seinen Weinberg. Er ward mit den Arbeitern eins um einen Groschen zum Taglohn, und so sandte er sie an das Werk.

Um die dritte Stunde des Tags gieng er wieder aus, und sahe noch andere müssig auf dem Markte stehen. Auch zu diesen sagte er: Gehet in meinen Weinberg. Was recht ist, werde ich euch geben. Sie giengen hin.

Um die sechste und neunte Stunde gieng er abermals aus, und that dasselbe.

Endlich gieng er noch um die eilfte Stunde, und fand wieder Einige ohne Arbeit. Warum steht Ihr denn hier, fragte er diese, den ganzen Tag müssig? Sie versicherten: Es hat uns Niemand gedungen. So gehet, fuhr er fort, auch ihr in meinen Weinberg; und was recht ist, soll euch werden.

Da es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinberges zu dem Verwalter: Rufe den Arbeitern und gieb ihnen den Lohn. Bei dem Letzten fange an, und so bezahle sie, bis zu dem Ersten hinaus.

Es kamen also, die um die eilfte Stunde gedungen waren, und jeder empfieng seinen Groschen.

Da nun die Ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr empfangen. Aber auch von diesen erhielt jeder nur seinen Groschen. — Als ihnen dieser gereicht ward, beschwerten sie sich über den Hausvater, und sprachen murrend: diese letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du machst sie uns gleich, die wir des Tages Last und Hitze trugen.

Er gab hierauf Einem von ihnen zur Antwort:

Mein Freund, ich thue dir nicht unrecht. Bist du nicht mit mir eins worden um einen Groschen? Nimm also was dir zukommt, und gehe. Diesem Letzten will ich geben, was ich dir gab. Oder habe ich etwa nicht die Macht, mit dem Meinigen zu thun, was ich will? Reitzt meine Güte dich zur Scheelsucht?

Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten seyn; denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet.

Diese ganze Erzählung schließt sich genau an das Vorhergehende. Petrus, nachblikkend dem Jünglinge, der für die Gemeinschaft mit Jesus seine Güter nicht hingeben wollte, spricht zu dem Heilande: „Siehe, wir haben alles verlassen, und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür"? Freundlich ist die Antwort: „Wahrlich! Ich sage

euch, daß ihr, meine liebenden Gefährten, einst, in der neuen Ordnung der Dinge, das Herrlichste mit mir theilen, und hundertfältigen Ersatz für jedes mir dargebrachte Opfer finden werdet". Eben so fest aber, als er dies verheißt, erklärt er sich zugleich gegen den Eigennutz, der jene Frage durchschimmerte. „Hüte sich nur jeder, der da glaubt, einer der Ersten zu seyn, daß er nicht unter die Letzten verwiesen werde"! Lasse sich nur Keiner unter euch von den spätere Arbeitern, welche die Zukunft in den Weinberg Gottes senden wird, an reiner Liebe zur Sache übertreffen, damit ihm diese nicht vorgezogen werden! Seid nur alle, alle, für unsern Zwek wahrhaft begeistert; den Lohn überlasset dann seiner Rechten.

In gleichem Tone redet er mit der Mutter des Jacobus und Johannes, die ihn um Ehrenplätze in der neuen Verfassung für ihre Söhne anfleht. „Ihr wisset nicht, was ihr bittet. Meinen Kelch zwar sollet ihr trinken, und mit der Taufe, die mich erwartet, getauft werden; aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, stehet nicht mir zu, sondern, denen es bereitet ist von meinem Vater" *).

* Matth. 20, 23.

In demselben Geiste gedacht und erzählt ist nun auch die obige Geschichte. Auch hier sind frühe angestellte Arbeiter, die den später Hinzugekommenen vorangehen zu müssen meynen, gleichwohl zu ihrer Beschämung erfahren, daß ein eigennütziger Sinn kein Verdienst gebe, und also mit der Klage, was sie nun davon hätten, des Tages Last und Hitze getragen zu haben, sich abgewiesen sehen.

Wäre sie doch nicht so häufig unter den Menschen, die Frage: was wird mir dafür?! — Aber, wo hört man sie nicht? Es thut sie, wer nach Kenntnissen strebt, wer Fehler bekämpft, wer für Menschenwohl wirksam ist. Was aber wird mir dafür, daß meine Ausbildung mir so wichtig ist, daß ich mit einem Eifer, den kein Buchstabe fordern kann, meinen Beruf abwarte, daß ich es für meine Familie mir so sauer werden lasse, daß ich, wo man mir Dienste zumuthet, auf der Stelle bereit bin, daß ich mit Verläugnung und Aufopferung meiner Selbst dem Bedürftigen gebe, den Schwachen trage, dem Feinde verzeihe, und mich unbeflekt erhalte in Sinn und Sitte vom Wesen der Welt? Was wird mir dafür? Wo ist der Lohn, der dies vergüten wird? — — O täglich, o

überall und bei tausend Veranlassungen hören wir dergleichen.

Soll es aber so seyn?

Wendet Ihr Euch an Jesus, um dies zu erfahren, so wisset Ihr im voraus, wie der Bescheid lauten werde. Aber warum er so lauten müsse, das weiß nicht jeder voraus; das lasset uns denn prüfen. Bedenken und beherzigen lasset uns: wie sehr der Mensch unrecht thut, wenn er nach Lohn für seine Tugend fragt! —

Sein Unrecht ergibt die Bemerkung, daß ein Solcher

sich irre,
sich herabwürdige,
sich selbst verführe.

Zuerst also irret Ihr Euch, Brüder, wenn Ihr nach Lohn für Eure Tugend fragt. Denn Ihr verkennet dabei

das Gebot des Allmächtigen,
die Würde des Menschen,
die Herrlichkeit der Tugend,
und die Wonne des Bewußtseyns.

Kann ein Gefäß den Bildner fragen, oder der Ton zum Töpfer sprechen: warum machst du

mich also"? So widerspricht es auch schon dem Begriffe der Creatur, daß ihr Urheber mit ihr erst zu Rathe gegangen seyn sollte über die Bestimmung ihres Daseyns. Auch mit uns, meine Brüder, hat Gott nicht erst Verabredungen getroffen, ehe er uns schuf. Es hat nicht auf unserer Willkühr beruhet, Verbindlichkeiten einzugehen, oder abzulehnen. Es ist kein Preis von uns gesetzt worden auf unsern Gehorsam, den er zuvor genehmigt hätte. Ohne unser Zuthun wurden wir die Wesen, die wir sind; empfiengen wir die Kräfte, die wir haben; ward das Ziel uns beschieden, das wir nunmehr für das Unsrige erkennen. Wie in allen übrigen Theilen der Natur Gott „spricht, so geschieht's, und gebeut, so steht's da": so hat er auch uns seinen Willen erklärt. Als Geschöpfe seiner Hand, als Bewohner seiner Welt, als Unterthanen seines Reiches, sollen wir diesem Willen gehorchen; und ein Ueberlegen, ob wir dies auch wollen, und was er uns dagegen zu leisten habe, stehet uns gar nicht frei. Dabei lässet sich von uns in keinem Augenblik und in keinem Verhältniß etwas Ueberflüssiges thun, weil er in jedem das Höchstmögliche von uns fordert; mithin können auch unsererseits niemals Ansprüche

Statt finden. Das Herrlichste, was wir leisten, ist immer nur das, was wir sollen. „So ihr alles gethan habt, was euch befohlen war, so sprecht: wir sind Verdienstlose Knechte, wir haben nur gethan, was wir zu thun schuldig waren" *. — Nein! Wie streng, wie unbedingt Gottes Vorschrift sich ankündige, das hat Der nicht erkannt, der nach Lohn für seine Tugend fragt. Er irret sich; denn er verkennt das Gebot des Allmächtigen.

Er verkennet eben so sehr die Würde des Menschen. — Das ist Menschenwürde, daß wir in unserem Thun und Lassen, sobald wir wollen, über jede niedrige Rüksicht uns erheben können; daß wir die Kraft haben, der Sinnlichkeit, wenn sie auf unser Beschliessen und Vornehmen einwirken will, zu widerstehen; daß wir im Stande sind, große Gedanken an die Spitze unserer ganzen Thätigkeit zu stellen, auf sie alles zu beziehen, für sie alles in Bewegung zu setzen, von ihnen begeistert alles hinzugeben und aufzuopfern. Wer aber nach Lohn für seine Tugend fragt, kennet er diese Größe seines Wesens? Weiß er, was der Geist vermag, woher er stammt, wohin er

* Luc. 17, 10.

gehört, wozu er berufen ist? — Er hat keine Ahnung davon. Er verkennt die Würde des Menschen.

Und mit dieser zugleich die Herrlichkeit der Tugend. Wie das Gute eben darin seinen Werth hat, daß es das Gute, das der Vernunft Angemessene, vom Gewissen Geforderte, mit Gottes Willen Uebereinstimmende ist: so haben auch die gute Gesinnung und die gute Handlung eben darin ihren Werth, daß sie sich gründen auf die ewigen Gesetze des Himmels. Die Tugend wird nicht erst dadurch liebenswürdig, daß sie zahllose Vortheile in ihrem Gefolge hat; sie ist es schon durch jene innere Eigenthümlichkeit. Sie bleibt des Menschen höchste Zier, wenn sie ihm auch für manche Anstrengung keinen irdischen Ersatz reicht. Ja, sie strahlt eben dann am reinsten, wenn durch sie und um ihrentwillen ein Edler äusserlich elend geworden ist. Wie der Edelstein nicht bedarf, daß er in Silber, oder Gold, gefaßt sei, um vor dem Kenner zu gelten: so bedarf auch die Tugend nicht, daß sie auf Erden gefeiert und hochbelohnt werde, um als ein Kleinod zu erscheinen vor dem Richterstuhle des unpartheiischen Gewissens. Wenn Ihr nun dennoch nach Lohn für Eure Tugend

fragt; wenn Ihr keine Lokkung zum Bösen überwinden, für keinen schönen Zwek arbeiten, kein Liebeswerk verrichten, kein Opfer um der Pflicht willen bringen könnet, ohne wissen zu wollen, was Euch dafür nun, zur Vergeltung, beschieden seyn möge: habt Ihr dann jemals die Tugend in ihrer wahren Gestalt erblikt? habt Ihr an ihrem himmlischen Reitz Eure Seele geweidet? Habet Ihr einen Begriff von ihrer inneren unendlichen Schönheit, die alles, was auf Erden schön genannt werden mag, überstrahlt? O in diesem Lichte kann sie nimmer sich zeigen vor eigennützigen Gemüthern. Solche verkennen die Herrlichkeit der Tugend.

So verkennen sie denn auch die Wonne des Bewußtseyns. Will jemand eine That erheben, meine Brüder, hoch erheben: so preiset er das reine Herz, von dem sie eingegeben, die uneigennützige, fromme, edle Absicht, aus der sie geschehen sei. Will jemand eine That herabsetzen, eine scheinbar gute That dieses Schimmers berauben, eine vielgepriesene That für unwürdig des Ruhms erklären, den sie finde: er dekt die kleinlichen Triebfedern auf, die zu derselben mitgewirkt haben; er macht die Selbstsucht bemerkbar, die dabei zum

Grunde gelegen hat; er sagt dem Thäter ins Gesicht: du hast nur den Lohn, den du erhalten, den Beifall, den du erndten, die Vortheile, die du dir verschaffen wolltest, gemeint; wo ist der Werth deines Thuns, darauf du stolz bist? — Sehet, geliebte Brüder, dies liegt tief in unserem Innersten. Da ist die Stimme, die, wenn wir lediglich aus Eigennutz die Pflicht erfüllten, gegen uns zeugt. Da ist der Richter, der, wenn wir von diesem Eigennutze uns frei wissen, und nur von Achtung für Gott und sein Gebot beseelt waren, gegen alle Schmähungen der Welt uns vertritt, und eine Freistatt der süßesten Ruhe vor uns aufschließt. Ist dieser Richter für Euch, o so lasset immerhin die Lieblosigkeit, oder den Unverstand Euren stillen Werth benagen, Ihr Frommen, während Ihr Gott dienet und das Eigene vergesset: die Zuversicht, die Hoffnung, die Ruhe, das stille, bescheidene Gefallen am wohlgerathenen Werk, was Euch den Busen hebt, kein Mensch, kein Schicksal kann es Euch entreissen. Ist dieser Richter gegen Euch, und das muß er seyn, wenn nur der äußere Lohn für die Vollbringung des Schönen Euch zu gewinnen vermag. Alles Selbstlob, womit Ihr gleichwohl Eure Verdienste

rühmen möget in stolzer Blindheit, es kann Euch jenen hohen Selbstgenuß nicht schaffen, der wahrhaft edle Thaten krönt. Nicht, daß man ein Werk vollbracht, einen Kampf bestanden, einen Dienst geleistet, eine Gabe dargereicht hat, gibt Wonne dem Bewußtseyn; aber das Gefühl, das köstliche, „man sei von keiner Nebenrüksicht dabei geleitet, man habe blos das Gute gewollt, man habe es durchaus redlich gemeynt, man habe nichts Eigenes, nichts Persönliches, sondern einzig der Brüder Heil und des Vaters Verherrlichung bezwekt": das, das ist innerer Beginn des Reiches Gottes, das ist „Friede und Freude in heiligem Geiste", das ist jener Wonne reiner, voller, nie versiegender Quell.

Fraget Ihr darum immer, so oft Ihr „Gottes Werke wirket": was wird mir dafür? so stehet Ihr in dem ausgemachtesten Wahne, der ein Menschenherz bethören kann, meine Brüder. Ihr irret Euch. Ihr verkennet sowohl das Gebot des Allmächtigen, als die Würde des Menschen, als die Herrlichkeit der Tugend, als die Wonne des Bewußtseyns.

Und Ihr irret nicht blos, — Ihr würdiget Euch überdies herab.

Dies beziehet sich zuerst schon auf jede einzelne Handlung. Denn, dürfet Ihr da von patriotischen Bemühungen reden, wo Ihr blos darauf dachtet, Euch einen Namen zu machen bei der Mitwelt und Nachwelt? Habt Ihr da Edelthaten verrichtet, wo Ihr im voraus schon die Zinsen genosset, die Euer Eifer Euch eintragen würde? Sind da Liebeswerke von Euch vollbracht, wo Ihr zwar halfet, und dienetet, und Euch willig finden liesset zu allerlei Mittheilung, aber während die Eine Hand gab, die Andre schon wieder heimlich ausgestrekt war, um mit Wucher zurük zu empfangen? Gebet „alle Eure Habe den Armen und lasset Euren Leib brennen: habt Ihr der Liebe nicht, so ist das nichts“ *. Oder scheidet, um einem großen Ziel nachzujagen, vom geliebten Heerde, und von allem, was ihn Theures und Werthes umringt, wie die Jünger unsers Herrn: kommet Ihr, bei jeder Gelegenheit, mit der Frage herbei: was wird mir dafür? so machet Ihr Eure Liebe zur Sache verdächtig; so erscheinen alle Eure Opfer nur als Lokspeisen, die Ihr nach desto grösseren Gewinnsten auswerfet; so tritt, was auch die Welt von Euch sage, vor dem Lichte der Religion

* 1 Cor. 13, 1 ff.

Euer Verdienst in sein Nichts; und die Sittenlehre des Evangeliums sogar waget, eine Tugend, wie die Eurige, verstecktes Laster zu nennen.

Aber auch Eure Person überhaupt würdigt Ihr herab, wenn Ihr nach Lohn für Eure Tugend fragt.

Gott hat uns berufen, meine Brüder, an seinen erhabenen Endzwecken Theil zu nehmen, und für seine segenvollen Plane mit thätig zu seyn. Diese Ehre genießt nun zwar auch die ganze übrige Natur. Da ist keine Kraft, die seine Weisheit nicht irgendwo gebrauchte. „Er macht die Winde zu seinen Boten und die Feuerflammen zu seinen Dienern"; Sonnen und Sonnenstäubchen sind Herolde seiner Herrlichkeit und seines Ruhms. Uns aber übertrug er mehr. Wir sollen nicht als willenlose Werkzeuge in seine große Arbeit eingreifen; wir sollen als denkende Mitgenossen, jeder da, wo er angestellt ist, in seinem Geiste schaffen und wirken. Wir sollen sein Werk nicht als eine fremde Sache ansehen, für die wir blos, nothgedrungen, uns hergeben müßten; wir sollen es lieb gewinnen, und durch Liebe zu unserer eigensten Angelegenheit machen. Dahin haben wir's noch nicht gebracht, so lange wir nach Lohn für

unsre Tugend fragen. Wir wollen dann nur dingen und gedungen werden, statt auf den Ruf in der Brust zu horchen. Wir könnten Arbeiter seyn im eigenen Geschäfte, und sind nichts als Miethlinge in fremdem Dienste.

Ehe der „eingeborne Sohn" hervortrat, gabs Knechte blos auf Erden; denn es herrschte in den Gemüthern Knechtessinn. Der Knecht aber will nicht umsonst dienen; er begehrt Lohn. „Er bleibt ja nicht immer im Hause". Je mehr er eben deshalb in seiner langen, oder kurzen, Dienstzeit für die Tage sammeln kann, wo er des Amts einmal entsetzt seyn wird: um so glüklicher fühlt er sich. Gleich fragt er nach Lohn, wo dieser länger, als gewöhnlich, zögert. Der Sohn aber „bleibt immer im Hause"*. Was des Vaters ist, das ist auch sein. Er kann seinen Vortheil von dem Wohl der Familie nicht trennen, oder auch nur getrennt denken. Wie könnte er denn Vergeltung fordern wollen, wo er, für Vater und Brüder, gearbeitet hat, deren Glük ja sein Glük ist? — Bis zu dieser Ansicht unsers Lebens und Wirkens hat Der es aber offenbar noch nicht gebracht, wer noch nach Lohn für seine

* Joh. 8, 35.

Tugend fragt. Er zieht das Gemeinere vor, statt das Ehrenvollere dankbar zu ergreifen. Er ist nichts als Knecht im Hause, und könnte Sohn in der Familie seyn.

Was ist's denn aber, daß Ihr das Fragen nach Lohn nicht aufgeben könnet? — Das es zum Wesen der Tugend nicht gehört, habet Ihr gesehen. Daß es nicht in der Natur des Menschen seinen Grund hat, ward vorhin erwiesen. Daß es Edle gab, die darüber bereits hinweg waren, lehret die Geschichte aller Zeiten, und besonders das Beispiel dessen, der auch unter den Guten die Besten verdunkelt. Woher dennoch bei so Vielen das ewige, wiederkehrende Fragen nach Lohn? — Sie stehen unter der Herrschaft sinnlicher Lüste, deren Befriedigung ihnen alles gilt, und für die daher selbst das, was sie ihre Tugend nennen, in Beschlag genommen wird. Sie arbeiten, um zu essen. Sie verwalten ihr Amt, weil es sie nährt. Sie schaffen den Elenden mit einer Gabe hinweg, daß sein Flehen sie nicht weiter beunruhige. Sie helfen, damit ihnen wieder geholfen werde. Sie geben hohen Bestrebungen sich hin, damit herrlich ihr Name unter den Menschen sei. Ein Tauschen und Han-

deltreiben, ein Berechnen und Abmessen, ist ihr gesammtes Thun; und die Wage, mit welcher gewogen, die Regel, wornach entschieden wird, ist — Geniessen, möglichst hohes, ungetrübtes, „dauerhaftes"! Geniessen des eitlen „Augenbliks". — O wie anders! wie ganz anders, wenn aus dem Zustande überwiegender Sinnlichkeit der Mensch erst hinauf sich gerungen hat! Er geht dann bei seinem Thun nicht von sich aus; zum Ganzen erhebt sich sein Blik. Er begehrt dann nicht blos Angenehmes; er will das Wahre, Schöne, Gute. Die Vernunft entwirft, diesem Ziele gemäß, einen Plan für seine Thätigkeit. Das Christenthum liefert die Grundsätze, nach welchem dieser Plan eingerichtet wird. Die Ausführung desselben wird seine Speise, sein Bedürfniß, seine Ehre, seine Seligkeit. Der Ernst, womit er dazu sich anhält, und die Treue, womit er daran sich bindet, macht ihn frei und immer freier von Allem, was nicht Gottes ist. In diesem Zustande braucht er denn keinen Lohn von Aussen; und so fragt er nach keinem. Die himmlische Ordnung, darin er wandelt, erhebt ihn über Lob und Tadel, Dank und Undank; und sezt ihn in den Stand, Ermunterungen von Menschen und

Belohnungen vom Schiksal zu entbehren. — Bis zu dieser Würde des Seyns hast du es noch nicht gebracht, mein Mitbruder, so lange du nach Lohn für deine Tugend fragst. Du suchest vielmehr das Zufällige statt des Wahrhaften. Du entsagest dem Ewigen, wenn du das Eitle nur erhaschen kannst. Du solltest ein freier Unterthan der Vernunft seyn, und bist nichts — als ein feiler Sklave der Begier.

Endlich, meine Brüder, betrachten wir die Sache genau, so will uns aus aller äusseren Dienstbarkeit das Christenthum erlösen. Wir stehen zwar in vielfachen, zum Theil über-, zum Theil untergeordneten Verhältnissen zu einander; und es sei fern, daß ich behaupten sollte, diese Verhältnisse wolle das Christenthum aufheben, umkehren. Will es nicht vielmehr alle Menschen in die innigste, friedsamste Gemeinschaft versetzen und zu einer großen, durch Liebe verbrüderten, Familie machen? — Aber, indem es uns Einen Vater, Gott, — und Einen Meister, Jesum, — und Einen Helfer, den Geist, der „vom Vater und Sohn ausgehet", bekannt macht und zuführt, — besteht es darauf, daß das Leben und Weben in diesen ewigen Ver-

hältnissen alle unsre Verbindungen in der Zeit durchdringen, erheben, verschönern, adeln soll. Die dies fassen und glauben, meine Brüder, fühlen sich von dem Herrn in ihren irdischen Wirkungskreis eingewiesen, und auf ihren hohen, oder niedern Platz in der Gesellschaft gestellt. Darum thun sie alles, was sie thun, um Gottes willen, im Namen des Herrn Jesus, und getrieben vom heiligen Geiste. Darum nehmen sie auch den Lohn nur von Gott, und nie brauchen sie auf diesen zu warten, oder nach ihm zu fragen. Ja, als Gottes Diener, ist ihnen das Leben an sich schon, und ohne alle andre Vergeltung, unendlicher Segen. — O, Ihr habt es zu solchen Ueberzeugungen noch nicht gebracht, Ihr könnet es dahin noch nicht gebracht haben, Ihr, die Ihr nach Lohn für Eure Tugend fragt, und dann Euch umsehet im nächsten Kreise, und forschet, ob kein Auge Euch Beifall lächle, und zuhöret, ob kein Mund zu Eurem Lobe sich aufgethan, und wartet mit Ungeduld, ob keine Anstalt, Euch das Geleistete zu erstatten, gemacht werde. Nur vor sichtbaren Zeugen lebet Ihr; darum schauet Ihr nicht in die Höhe. Nur um der Menschen willen thut Ihr Alles; darum

kann nirgend andersher, als von ihnen, der Lohn kommen. Nur von Euresgleichen lasset Ihr in Eure Dienst- und Lebenspflichten Euch einweisen; darum muß Eure Ruhe wohl ein Spiel werden ihres Dankes, oder Undanks. Nur die zeitliche Vergeltung hat für Euch einen Werth; darum seid Ihr dann auch mit dieser für immer abgefunden. „Ihr habet Euren Lohn dahin". Wehe, wehe Euch! Ihr könntet Gesandte seyn des himmlischen Vaters, und Ihr begnügt Euch Söldner der Menschen zu seyn. — Saget, was ist Erniedrigung, was Entweihung, was Ausartung, wenn sich dies alles nicht als eine solche offenbart??

Es liegt sonach am Tage: wer nach Lohn für seine Tugend fragt, thut nicht darum allein Unrecht, weil er sich irret; er würdigt sich auch herab. Setzet endlich hinzu:

Er verführet sich selbst: und zwar zum Müssiggange, zur Ungenügsamkeit, zur Scheelsucht, zu gänzlichem Abfalle von Gott und aller ächten Tugend.

Der Christ, meine Brüder, hat immer Arbeit, immer ein Werk vor sich, das seine Seele beschäftigt und seine Zeit ausfüllt. Wie könnte es

anders seyn! Er wartet nicht erst, daß man ihn auffordre, oder treibe, oder dinge. Wo es Gutes zu thun giebt, da hat er ein Amt, ein Amt von Gott, „dessen er warten" muß. Ach, und Gutes zu thun, findet sich ja wohl Gelegenheit an jedem Orte, zu jeder Stunde, in jeder Lage, für jede Kraft. Ist dem einen Mangel abgeholfen, so tritt ein anderer wieder ein. Hat hier jemand, dem wir mittheilen mußten, sich kaum entfernt, so kommt dort der Andre schon wieder her. Ein schöner Gedanke selbst führt zu neuen. Ein edles Beginnen veranlaßt mehrere. Und wie manches Gottgefällige Unternehmen wird, seiner Natur nach, in Kurzem nicht abgethan, sondern nimmt Tage, nimmt Jahre, nimmt vielleicht das ganze irdische Leben hin? Kann es da an Arbeit fehlen? — Seid Ihr aber gewohnt, nach Lohn für Eure Tugend zu fragen: dann lasset Ihr Euch auf nichts ein, ehe Ihr nicht Bedingungen gemacht habt; dann reget Ihr weder Hand, noch Fuß, ehe Ihr nicht wisset, wofür? Dann entschliesset Ihr Euch zu keiner Gefälligkeit, keiner Mühe, ehe Ihr nicht überzeugt seid, sie werde sich auf irgend eine Art wieder bezahlt machen; dann „stehet Ihr lieber den ganzen Tag

müßig", wenn Ihr „von Niemand gedungen" wurdet, als daß Ihr Eure Kräfte anstrengen solltet, ohne die Aussicht auf Lohn zu haben. Lohn ist einmal der einzige Hebel, der Eure Seele in Bewegung setzt, weil er das einzige Ziel ist, von dem Ihr einen Begriff habt. Ihr vermöget nichts, Ihr liebet nichts, Ihr wisset nichts, Ihr seid nichts, ohne ihn. Es giebt da für Euch nichts zu thun, wo es nichts zu verdienen giebt. — Haltet Ihr das aber für eine Gemüthsverfassung, die mit Eurer Würde übereinkomme, und Eure Veredlung fördre? Müssiggang ist aller Laster Anfang, sagt das Sprichwort; und tausend Erfahrungen rufen alle Tage, daß dies fürchterlich wahr sei.

Der Christ, wie er gern arbeitet, meine Brüder, so ist er auch gern zufrieden mit dem Lohne, den sein Fleiß einbringt. Durch die höhern Ansichten, die er von seiner Thätigkeit hat, und durch die Lust, die er an allem Guten findet, wird sein Tagwerk eine freiwillige, eine liebe, eine heitere Beschäftigung. Gelegenheiten, ausser seinem irdischen Berufe sich nützlich zu machen, sind ihm sogar ein Theil seines Lebensgenusses. Je mehr dergleichen sich darbieten, desto wohler ist

ihm. Bleibt dann der zufällige Gewinn, oder der Menschen Dank auch einmal aus: so macht ihn das nicht unglüklich. Bleibt er nicht aus: so macht es ihn um so froher, weil er auf bestimmte Zahlen und Maasse nicht gerechnet hat. In den meisten Fällen genügt ihm das Aeussere, da er reich in sich selber ist. — Seid Ihr aber gewohnt, nach Lohn für Eure Tugend zu fragen, und was damit unzertrennlich zusammenhängt, diesen Lohn als Hauptsache anzusehen: dann machet Ihr große Ansprüche, dann habt Ihr lachende Aussichten, dann nähret Ihr feste Erwartungen. Eben daher kommt es, daß Ihr immer meynet, „Ihr würdet noch mehr empfangen"; und daß man, Eurem Wahne nach, bald nicht dankbar genug für Eure Dienste, bald nicht geschäftig genug in Eurem Lobe, bald nicht aufmerksam genug auf Eure Wünsche, bald nicht entzükt genug von Euren Tugenden ist. Diese Ungenügsamkeit führt sodann zum Mißmuthe. Wer sich oft in seinen Rechnungen betrogen sah, beschließt bald, keinen Dank mehr verdienen zu wollen, statt, daß er nur beschliessen sollte, keinen mehr fordern zu wollen. Und wird ein solches Vornehmen, ausser daß es eine tadelhafte Sinnesart schon bezeugt,

nicht zugleich wieder Verrath an der Menschheit, und an der eigenen Würde des zur Tugend berufenen Wesens?

Wohin den Christen seine Genügsamkeit bei dem, was ihm beschieden ward, vorzüglich leitet, meine Brüder: das ist ein ruhiger Blik auf fremde Vorzüge. Eben, weil ihm sein Zustand ja recht ist, vergleicht er sich mit andern entweder gar nicht, zumal da ein solches Vergleichen überdieß sehr viel Unzuverlässiges hat; oder, er läßt sich dadurch doch nicht um seinen guten Muth bringen. Er gönnet Allen, gegen die das Schiksal dankbarer ist, als gegen ihn, die Gunst der Fügung gern. Er bemerkt den grösseren Ertrag ihres Fleisses ohne Kummer. Er hört es mit Theilnahme, wie man ihnen danket und sie lobt. Er würde, selbst bei entschiedener innerer Ueberlegenheit, ihnen den glänzenderen äussern Lohn nicht beneiden, weil Zufälligkeiten in seinen Augen für Zufälligkeiten gelten, und Erfüllung der Pflicht ihm herrlich in sich selbst ist. — Seid Ihr aber gewohnt, nach Lohn für Eure Tugend zu fragen: so werdet Ihr nicht nur lauschen auf Anderer Lohn; Ihr werdet auch Vergleichungen anstellen zwischen diesem und dem Eurigen; Ihr werdet das um so mehr thun,

da die Tugend Euch nur etwas Aeusseres ist, und Ihr, bei einer solchen Ansicht, den Werth des Mitbruders ja völlig beurtheilen zu können, wähnen müsset; Ihr werdet alsdann „scheel sehen“, dafern sich Euch das geringste Mißverhältniß entdekken sollte; Ihr werdet keinen Augenblik Bedenken tragen, zu sprechen: „diese Letzten haben nur Eine Stunde gearbeitet, und du machst sie uns gleich, die wir des Tages Last und Hitze tragen mußten“? — Ist das aber ein Sinn, der uns ziemt? Ist es ein brüderlicher Sinn? Ist es ein uneigennütziger Sinn? Ist es der Sinn eines Gemüthes, das die Bestimmung hat, wie auch das äussere Loos falle, in dem inneren Werthe seine reichste Entschädigung zu finden?

Und wer ist es, dem jener Vorwurf gemacht wird? Wer, gegen den Ihr murret? — Es ist „der Hausvater“, der Hausvater voll Lieb' und Weisheit. Nein, Christ, du kannst nicht murren; denn du fühlst dich nicht zurükgesetzt. Es ist ja sein schönstes Werk, daran er dich Theil nehmen lässet. Es ist Verklärung zu seinem eigenen Bilde, für die er dich erkohren hat. Es ist sein Vaterherz, an welchem er dir einen Platz giebt. Es ist Kindesrecht und Kindes-Nam' und Kindeserb-

theil, womit er dich begnadigt. — Aber wissen sie von dieser Herrlichkeit, die engherzigen Menschen, denen der Eigennutz den Gesichtskreis beschränkt, und das Auge verdüstert hat, daß sie nichts sehen, als den irdischen Lohn? Ein anderer Lohn ist ihrem Herzen keiner. Wird ihnen dieser nun entzogen, oder im Geringsten verkümmert: dann dünkt ihnen ihre Bestimmung verfehlt; dann sagen sie sich los von ihrer Pflicht; dann glauben sie dem Rufe des Gewissens weiter keinen Gehorsam schuldig zu seyn; dann fallen sie ab von dem, den sie nie wahrhaft geliebt; dann spotten sie der Tugend, die sie nimmer, nimmer gesehen haben in ihrer Himmelsgestalt. — Es ist nicht anders, meine Brüder! zum Müssiggang, zur Ungenügsamkeit, zur Scheelsucht, zu gänzlichem Abfall von Gott und ächter Tugend, muß der Mensch sich selbst am Ende verführen, wenn er die Tugend so wenig begreift, daß er für sie, die das Herrlichste ist, noch belohnt seyn will.

Aber, verargt man es denn dem Fleissigen, „wenn es nun Abend wird, und der Herr zu dem Haushalter spricht: rufe den Arbeitern, und gieb ihnen den Lohn, und hebe an vom Letzten bis zum Ersten", — daß er dann auch herbeikom-

me, und „nehme, was sein ist"? Deutet man es dem Handwerker übel, wenn er über das, was er geliefert, eine Berechnung einzeicht? Oder dem Staatsbeamten, wenn er sich eine angemessene Vergütung seiner Mühwaltungen gefallen läßt? Oder dem Diener der Religion, wenn er den Grundsatz befolgt: „die das Evangelium verkündigen, die sollen sich vom Evangelio nähren"*? Wie? Oder wenn der, dem wir Zeit und Kräfte gewidmet haben, seine Schuld abzutragen vergisset: sollen wir ihn nicht erinnern? Wenn ein Anderer die Seine zu entrichten sich weigert: sollen wir ihn nicht dazu anhalten? Wenn ein Dritter uns den rechtmäßigen, vielleicht sauern, vielleicht ohnehin schon kargen, Verdienst schmälert: sollen wir unser Recht nicht behaupten? —

Meine Brüder. Gegenseitiges Geben und Empfangen ist das Wesen jedes Vereins. Nur, wo alle, für einander, arbeiten; wo Keiner sich ausschließt, zum Gemeinwohl seinen Beitrag zu liefern, und jeder, was ihm Gutes geschah, nach Vermögen, zu erwiedern sucht: nur da wird der Zweck des Beisammenlebens erreicht.

* 1 Cor. 9, 14.

Der ist ein schlechtes Glied der Gesellschaft, der nur zehren will; nicht wirken; nur immer hinnehmen mögte, nie zurükerstatten; nur Geringes sich zumuthet, wo er Großes thun könnte; nur dürftige Entschädigungen darbringt, wo ihm bedeutende Vortheile errungen worden sind. „Leben und Lebenlassen" hieß es demnach von jeher; oder mit jenem herrlichen Wort des Meisters: „Nicht, daß mir nur gedient werde, sondern, daß ich diene, und mich hingebe für Viele"! Haben wir aber die Pflicht, dem, welcher für uns gearbeitet, seinen Lohn zu reichen: so haben wir auch das Recht, von dem, für welchen wir thätig waren, den gebührenden Lohn zu fordern. Eine solche Forderung ist nicht Eigennutz; man müßte denn das gesammte, vernünftige und wohlgeordnete Bestreben, sich selbst zu erhalten, welches der Schöpfer gleichwohl von uns allen erwartet, also benennen wollen.

Regst du dich jedoch nie anders, als — für Lohn; dann bist du eigennützig. Liegt dir weniger an der Arbeit selbst, wodurch er verdient wird, als daran, daß er aus derselben gewonnen werde: dann bist du eigennützig. Verwaltest du deinen Beruf nur da, und nur in

so fern, und nur so lange, wo und wiefern dir vergolten wird; lässest aber sogleich nach in deinem Eifer, wo die Vergeltung ausbleibt; oder missest den Grad deiner Sorgfalt kleinlich ab nach dem Maasse des Dankes; und unterscheidest willkührlich zwischen deinen Pflichtleistungen für Reiche und denen für Arme: dann bist du eigennützig. Magst du endlich, ausser dem, was in deinem nächsten irdischen Berufskreise liegt, dich um nichts kümmern, weil du für etwas, dir nicht ausdrüklich Uebertragenes, auch nichts fordern dürftest; kannst du es vielmehr gleichgültig ansehen, daß einem Uebel nicht gesteuert, daß ein Nutzen nicht gestiftet, daß einem Menschen nicht geholfen, daß eine herrliche Sache nicht gefördert werde, blos, weil du keine genügende Antwort auf die Frage hast: wenn nun ich der gemeinen Nothdurft mich annehme, — „was wird mir dafür"? Dann bist du eigennützig, ein feiler, verächtlicher Lohnknecht, nichts achtend, als den armseligen „Groschen", den die Erde dir reicht. Nein! So thut kein Christ.

Meine Brüder. Wie entgeht der Freund Jesu diesem groben Gebrechen?

Er liebt Gott. Er liebt ihn „von gan-

zem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, aus allen Kräften". Er liebt ihn über alles.

Fasset Ihr es nicht, wie dies ihn erheben müsse über Fragen nach Lohn? Sehet! Er thut Alles aus Liebe. Sein Freund „will es so"; das ist ihm bei pflichtmässigen Anstrengungen genug, um ihn zu begeistern, um ihn zu treiben, um ihn mit unendlicher Lust daran zu erfüllen, um ihm das Schwere leicht, und das Undankbare vor der Welt dennoch theuer und köstlich zu machen. Habt Ihr aber jemals gehört, daß die Liebe, ausser dem Lohne, den sie in ihrer Wirksamkeit selbst findet, noch einen andern gebrauche?

Ueberdieß arbeitet der Christ für Liebe; für seines Vaters Huld und Beifall, für den Gedanken ihm nahe zu seyn und immer näher zu kommen. Da endet seines Herzens ganze Sehnsucht. Darin ruht seines Lebens höchster Wunsch. Wer aber das Liebste errungen hat, oder doch zu erringen gewiß ist, habt Ihr jemals gehört, daß der noch nach Kleinlichem bekümmert frage? Muß dies nicht in Schatten treten, wo ihn jenes in aller Herrlichkeit umleuchtet? Muß nicht die Gottesliebe das Herz zuletzt bis zu der Sonnenhöhe emportragen, wo es, ahnend seinen überschwäng-

lichen Reichthum, bekennet: „Herr, wenn ich nur dich habe, so frag' ich nicht nach Himmel und Erden"!? —

So ein Christenherz endlich wirkt zugleich mit aller der Zuversicht, welche die Liebe giebt. Durch den, in dem es lebt, muß ihm „Alles zufallen", das ist ihm klar. Da kann es ihm nicht fehlen, weder an der Ehre, die seiner Arbeit gebührt, noch an den Erfolgen, die seine Bemühungen verdienen, noch überhaupt an den Ermunterungen, deren er werth ist durch Sinn und Wandel. Wer aber solches Vertrauen hat, habt Ihr jemals gehört, oder läßt es sich auch nur einmal denken, daß der ängstlich sich umschauen werde nach dem, was, seiner Ueberzeugung nach, nothwendig und unfehlbar, zu rechter Zeit, kommen muß? — —

Eigennutz ist das Grab der Liebe, meine Brüder. Aber Liebe, — hat sich die Seele ihr aufgethan, — Liebe wehrt auch wieder dem Eigennutze, und duldet ihn nicht neben ihren himmlischen Regungen. Fraget darum nach Gott, bei all' Eurem Vornehmen nach Gott, und nur nach ihm: wahrlich! ich sage Euch: Ihr werdet nie mehr nach Lohn fragen.

So gieng es den ersten Gefährten unsers Herrn. Es ist anfangs nur Eitles, ein „Reich von dieser Welt", darauf sie warten. Daher äussert sich täglich ihre Ungeduld. Daher kennen sie nur irdische Rüksichten. Daher geitzen sie so nach den Ehrenstellen in der neuen Verfassung. Daher warnen sie den Meister vor jeder Gefahr, von der er redet, und verstehen ihn nicht, wenn er eine Trübsalvolle Zukunft weissagt. Daher fragen sie: „Siehe, wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür"? — Späterhin aber, als ihnen der Rathschluß Gottes erst klar, und der Wille Gottes erst theurer, als das eigene Gelüsten, und die Liebe Gottes erst Alles in Allem geworden ist: da haben sie aufgegeben ihre thörigten Anmaassungen; da suchen sie den Lohn ihrer Gemeinschaft mit Jesus nicht bei der Erde mehr; da sind sie aus eitlen Weltmenschen in Anspruchlose, bescheidene, Einfaltvolle Seelen, und aus Schwächlingen in Helden umgewandelt. Da haben sie auch eine Frage; aber, nicht wie vormals: was wird mir dafür? sondern: „Was will uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Gefährlichkeit,

oder Schwerdt? Nein, in dem Allen überwinden wir weit um des willen, der uns geliebt hat" *.

O, meine Brüder! Berufe sich Keiner auf seine Tugend, ehe er es nicht auch dahin gebracht hat, daß er so fühlt und redet und handelt! So lange wir nach Lohn fragen, dienen wir nur uns, nicht dem Herrn; meynen nur den Genuß, nicht die Pflicht; arbeiten nur für die Erde, nicht für den Himmel; sind nur klug, nicht gut, nicht edel, nicht Jünger des erhabenen Menschenmeisters. Lasset uns diesen Unterschied einsehen. Lasset uns die Herrlichkeit unsers Wesens nicht länger verkennen. Lasset uns vertraut werden mit dem Gefühle, daß ächte Tugend keinen Lohn gebraucht. Und soll ja doch nach Lohn noch eine Frage seyn: so blikt nach oben, — wartend! — nicht nach unten. Daher schimmert er. So oft wir Gutes thaten, bereitet ihn das Gefühl, daß, vom Himmel herab, ein Auge voll Liebe uns betrachtet, und ein Herz voll Liebe uns hinaufzieht, um sich ewig, ewig mit uns zu vereinigen. Amen.

* Röm. 8, 35. ff.

Am

Sonntage Sexagesimä *.

Die hundertfältige Frucht des göttlichen Wortes.

Lucas 8, 4 — 15.

„Als einst viel Volks bei einander war, und sie auch aus den Städten herzueilten, trug ihnen Jesus folgendes Gleichniß vor:

Ein Säemann gieng, sein Feld zu bestellen.

Indem er säete, fiel Etliches an den Weg, und ward vertreten; und die Vögel unter dem Himmel fraßen es auf.

Anderes fiel auf Felsgrund; und als es aufgieng, verdorrete es, weil es keinen Saft hatte.

Noch anderes fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchsen mit auf, und erstikten es.

Ein Theil endlich fiel auf gutes Land. Dies gieng auf, und trug hundertfältige Frucht".

Als er dies gesagt hatte, rief er: Wer Ohren hat zum Hören, der höre!

* 1811.

Nachher fragten ihn die Jünger: worauf dies Gleichniß ziele?

Er antwortete:

„Euch ist's gegeben, das Geheimniß des Reiches Gottes zu fassen. Den Andern aber hüllet es sich in Gleichnisse, so daß sie sehen, und auch nicht sehen, hören, und doch nicht verstehen.

Des Gleichnisses Sinn ist dieser:

Der Saame ist das Wort Gottes.

Die an dem Wege — sind die blossen Hörer. Zu ihnen tritt der Teufel und nimmt aus ihren Herzen das Wort, damit sie nicht glauben und selig werden.

Die auf dem Felsgrunde sind diejenigen, welche das Wort, indem sie es hören, mit Freuden aufnehmen. Doch es schlingt keine Wurzel. Eine Zeitlang glauben sie; und zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab.

Was unter die Dornen fiel, bezeichnet Solche, welche das Wort zwar hören, gehen dann aber hin unter Sorge, Reichthum und Wollust dieses Lebens, und erstikken es, und es bringt keine Frucht.

Die auf dem guten Lande endlich sind mir Alle, die das Wort hören, es behalten in einem feinen, guten Herzen, und Frucht bringen, unermüdet".

Wie verschieden unter den Menschen des Wortes Frucht sei: diesen Gedanken sehet Ihr hier dargestellt.

Auf dreierlei Classen jedoch nimmt der Heiland dabei keine Rüksicht.

Wie es Völker giebt, die den wohlthätigen Akkerbau gar nicht kennen: so giebt es auch Solche, die nichts wissen von einem Anbau des Geistes. Das sinnliche Bedürfen beschäftigt sie allein, und der starren Wildniß um sie her gleicht ihr innerer Zustand. Da ist dem Anschein nach gar keine Aussaat des göttlichen Wortes: so kann auch von einer Frucht desselben nicht die Rede seyn. — Wie man Gegenden findet, wo den Bewohnern das Köstlichste zuwächst, obschon sie nicht säen, noch pflanzen: so hat es, zu allen Zeiten, einzelne Menschen gegeben, die, ohne von Jesus zu wissen, dennoch in seinem Geiste dachten, und seine Werke wirkten. Was sie umgab, wurde für diese Edlen eine geistige Nahrung; und so galt auch hier: „der Mensch lebt nicht vom Brodte, vom Brodte Jesu *, allein; sondern von jeglichem Worte, das durch den Mund Gottes geht" **. Vor ungebildeten Juden indeß hatte der Meister über diese nichts zu sagen. — Wie man Landwirthe antrifft, bei welchen der schlechte Ertrag ihres Grundstücks eine Folge des schlechten Saamens ist, den sie ausstreuen: so kann

* vergl. Joh. 6, 51.

** vergl. Matth. 4, 4.

auch da nichts Schönes, Beglükkendes wachsen, wo man Irthum und Vorurtheil und böses Beispiel, statt göttlichen Wortes, in die Gemüther säet. An dergleichen Feinden der Menschheit und des Guten hat es nie gefehlt, weder vor unserem Heilande, noch nachher, weder ausserhalb seiner Kirche, noch in ihrem Schoosse; und er konnte daher die Warnung: „Fürchtet die falschen Propheten" *! nicht oft genug wiederholen. Für diesmal aber redet er zunächst blos von seinem eigenen Unterrichte, und will zeigen, warum dieser so ungleiche Frucht trage.

Er bemerkt hier eine vierfache Verschiedenheit unter den Menschen.

Einige haben gar nicht die Fähigkeit, das göttliche Wort aufzunehmen. Was auch Wahres, Tiefbedeutendes, Herzerhebendes, Seelerfreuendes darin liege: sie sind zu stumpf, zu gedankenlos, zu sehr noch versunken in der Thierheit. „Es fahet nicht unter ihnen". In der Wüste verhallet der Ruf des einsamen Wanderers: so verhallet unter ihnen, ohne daß, antwortend, ein Laut in ihrem Innern erklänge, die Stimme des Menschensohns. Jesus sagt: „der Saame dringt nicht

* Matth. 7, 15.

ein, der an den Weg fällt. Er wird vertreten, oder die Vögel unter dem Himmel fressen ihn auf".

Andere zwar vernehmen das Wort, und ahnen, was es in sich fasse. Sie sind aber, — besonders „die aus den Städten und von den Höfen herbeieilen", — anderweitig zu sehr beschäftigt; bald mit ihrem Gewerbe, bald mit ihren Schätzen, bald mit geschmackvoller Anordnung ihrer Vergnügen, bald mit den wechselnden Flittern ihres Anzugs, bald mit ehrgeitzigen Entwürfen, und bald mit Krieg und Frieden, mit den Berichten der Schlachtfelder, und mit dem alles umwandelnden Lauf der Dinge, — als, daß unter so viel „Wohllust, Reichthum und Sorge dieses Lebens" die Pflanze der Ewigkeit im Herzen Raum finden könnte zu gedeihlichem Aufkommen. Die Neuigkeiten vom Schauplatze der Welthändel verschlingen alle Theilnahme an den Erinnerungen der Religion; und über den Götzen auf Erden vergißt man des einigen höchsten Gottes im Himmel. Jesus sagt: „Und etliches fiel mitten unter die Dornen, und die Dornen giengen mit auf und erstikten's".

Wieder Andre vernehmen das Wort auch, und

fühlen dunkel seine Herrlichkeit, und achten es hoch, und haben es gern. Welch ein Anblik! Wenn da „viel Volks bei einander ist"; wenn die Vorhöfe Gottes die Menge kaum fassen können, die zu ihnen herbeidrängt; wenn von tausend andächtigen Lippen Ein Wonnelaut, Ein Jubel des Danks, Ein demüthiges Bekenntniß, Ein heiliger Entschluß strömt, und Aller Mienen verklärt sind von des Herzens schöner Begeisterung! O, da ist es aufgegangen, das göttliche Wort! Da steht es in Hoffnung! Ein Gotteshaus voll tiefgerührter Anbeter ist wie ein Segenreicher Frühlingsgarten; und ihre Augen voll frommer Thränen glänzen wie ein Blüthenflor im Thaue des Frühroths um dich her. Aber ach! Hat die Pflanze nicht Erdreich genug: so verschwindet, wenn Du sie kaum begrüßt hast, des jungen Glaubens Pracht. Umsonst hat sich dein Herz gefreuet. Der schwüle Tag des Lebens zerstört den schönen Morgentraum. — Solche Menschen, „wenn sie es hören, nehmen sie das Wort mit Freuden an; doch sie haben nicht Wurzel. Eine Zeitlang glauben sie; aber zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab." Oder, wie zu Anfange Jesus das Bild zeichnet: „Und etliches fiel auf den Fels; und da es auf-

gieng, verdorrete es, weil es nicht Saft hatte". Auch diesen giebt daher der Heiland nicht den Preis. —

Nun aber sagt er: „Und etliches fiel auf ein gutes Land, und es gieng auf und trug hundertfältige Frucht". Hier ist das Muster, dem alle gleichen sollen. „An Euren Früchten wird man euch erkennen" *. „Darin ehret Ihr den Vater und werdet meine Jünger, so Ihr viel Frucht bringet, hundertfältige Frucht" **.

Auch unsere Betrachtung finde hier ihren Ruhepunkt. Wo ist etwas Herrlicheres zum Anschauen für christliche Seelen, als

Die hundertfältige Frucht des göttlichen Wortes?

Wir mögen uns das göttliche Wort denken, wie wir wollen: immer erscheint es als eine Summe von Gedanken, Vorschriften, Verheissungen, die von Gott ausgegangen sind. Ob wir also darunter die Bibel verstehen; oder irgend eine andere Schrift, deren Inhalt aus ihr entlehnt ward; oder einen mündlichen Vortrag, der ihre Lehren entwikkelt, auf ihren Grundsätzen

* Matth. 7, 16. ff.

** Joh. 15, 8.

fortbauet, und ihren Geist athmet; oder die in unser Gemüth bereits eingedrungene Ueberzeugung von göttlichen Dingen, die durch sie entstanden, vielleicht auch nur berichtigt, unterstützt und begründet ist: — übereinkommen müssen wir darin: hier sei nicht Meynung von Menschen, sondern Ausspruch des Allerhöchsten; hier sei nicht Irthum, sondern Wahrheit; hier sei nicht schwankendes Vermuthen, sondern ein Felsgrund unumstößlicher Entscheidungen; hier sei nichts willkührlich Erfundenes, sondern lauter Nothwendiges und durch innere Nothwendigkeit Ewiges; hier sei nicht todter und tödtender „Buchstabe", sondern „lebendiger und belebender Geist".

So angesehen, so aufgenommen, so geglaubt und „behalten in einem feinen, guten Herzen", kann das göttliche Wort nun aber nicht ohne Wirkung bleiben. Groß muß die Wirkung seyn, und einfachherrlich wie es die Ursach ist. Es muß sich zeigen in Denkart, Thun, und Sitte eines Menschen, ob das Evangelium in ihm „Wurzel habe". Schlicht und rein und stark und keinen Zweifel zulassend, muß sich das aussprechen. Und so geschiehet es. Frucht bringt, wo es gesäet ist in guten Akker, das Wort des Herrn.

Eine Frucht bringt es, wie es von Einem Säemann nur gestreuet wird; nämlich: ein durchaus erneuertes Wesen, einen aufs Gute gerichteten Willen, ein der Pflicht gewidmetes Wirken, ein zum Himmel anstrebendes und im Herrn hochvergnügtes Herz. Neben dieser Frucht ist weiter keine zweite, keine dritte, die anderer Natur wäre, gedenkbar. „Es giebt nicht mehr, als eine Tugend, und als ein Laster neben ihr". Lasset uns mit einem christlichen Manne, der hierüber aus eigener Erfahrung sprach, kurz und treffend, die Frucht des göttlichen Wortes bezeichnen: „Ich schäme mich, spricht er, des Evangeliums von Christo nicht. Denn es wirkt in gläubigen Seelen eine Gotteskraft, die da selig macht" *. Hiemit ist alles gesagt. Das göttliche Wort giebt eine seligmachende Gotteskraft; diese Kraft ist die Frucht. „Es hilft aber jenen nichts, die da nicht glauben" **. Nur der Glaube, die zuversichtvolle Aufnahme ist die Bedingung, unter welcher die Frucht entstehet und gedeihet.

Wollten wir indeß, nach dieser Ansicht, welche uns des Wortes Frucht als nur Eine gezeigt

* Röm. 1, 16.

** Hebr. 4, 2.

hat, den Ausspruch, der sie hundertfältig nennt, in Zweifel ziehen? Der Schluß wäre übereilt, meine Brüder. Wir werden uns vielmehr jetzt überzeugen, wie sie, mit dem völligsten Rechte, auch also könne genannt werden; indem sie als hundertfältig sich nicht nur an uns erweiset, sondern an allen Gläubigen von Anbeginn sich erwiesen hat.

Hundertfältig erscheint die Frucht des göttlichen Wortes an uns selbst, in unserem innern und äussern Leben.

Schauet in Euch, o Ihr Gläubigen alle, und zeuget von der Euch inwohnenden, seligmachen Gotteskraft, und — woher Ihr sie habet.

Soll es uns überall möglich seyn, zum richtigen Gefühl unserer selbst zu gelangen, und den Stand zu bemerken, der uns unter den Erschaffenen angewiesen ist: so muß unsere Vernunft gewekt, sie muß über den Kreis des Sinnlichen hinausgeführt, sie muß geübt werden, alle diejenigen Triebe und Regungen, die auf das Sichtbare gehen, zu beherrschen. Das göttliche Wort ruft: „Prüfet alles, und das Gute behaltet"; so giebt es der Vernunft diese Anregung, diese Erhebung, diese Herrschaft.

Sollen wir den Weg finden, der uns, als von Gott ausgegangenen Wesen, ziemt, der an Irthum und Unrecht uns glüklich vorüberleitet, und unserer Bestimmung uns täglich näher bringt: so muß Licht in unser Leben fallen; und nicht aus der Lüste tiefem Schlamme muß es hervorgaukeln, trüglich, verderbend; vom Himmel herab muß es stralen, ein sicherer Stern. Das göttliche Wort enthält alle Anweisung, die wir brauchen, das Ziel unserer Pilgrimschaft nicht zu verfehlen; so schafft es unserem Geiste jenes Licht.

Soll das, was wir wissen und glauben nicht ein übelgeordnetes widersprechendes Gemisch seyn, vielmehr ein Ganzes bilden: so müssen unsere Gedanken Zusammenhang haben; um aber diesen zu gewinnen, muß es einen Mittelpunkt geben, an welchen sie sich knüpfen, von dem sie ausgehen, darauf sie zurükführen. Das göttliche Wort nur hat einen solchen Schlußring für die Kette unserer Begriffe, eine solche Achse für das Rad alles Denkens, Erkennens und Wissens. Es knüpft die Zufälligkeiten in unserem Daseyn an einen Ewigen, und läßt uns Gott erblikken, „in dem wir leben, weben und sind". Dadurch bringt es in unsre Gedanken Zusammenhang.

Soll nicht zu verwerflicher Gemeinheit unser Wesen hinabsinken; soll unser Tagewerk mehr bedeuten, als ein Ziehen am irdischen Joche, und unsre Freude mehr gelten, als der Genuß des weidenden Thieres, und unsre Trübsal uns mehr dünken, als „Traurigkeit", und unser Tod mehr scheinen, als ein Aufhören: so müssen unsere Ansichten vom Leben des Menschen, von seinem Beruf und Glükke, nicht aus der sinnlichen Erscheinung, vielmehr von einem höheren Standpunkte aus, genommen seyn. Das göttliche Wort erinnert uns, mitten unter den Creaturen der Erde, daran, daß wir „mehr, viel mehr sind, denn sie alle"; dadurch ertheilt es unsern Ansichten solche Würde.

Soll in diesem Wechsel der Stimmungen und bei diesem Streit der Gelehrten unser Dafürhalten in den wichtigsten Angelegenheiten nicht täglich ein anderes werden, und nicht bald hieher, bald dorthin, sich unsre Seele neigen: so müssen wir eine Auskunft finden, die unsre Zweifel löse, und unsere Muthmaßungen in Ueberzeugung verwandle. Das göttliche Wort faßt in sich, was wir suchen. „Himmel und Erde werden vergehen, von seinem Inhalt wird kein Tüttel fallen". Dadurch

gewährt er unsern Entscheidungen jene Gewißheit.

Sollen wir frei uns bewegen in unserm Thun, ohne Gängelband fremden Ansehens, mithin, statt Andern nachzulallen, selbst urtheilen, statt mit bequemer Blindheit im Gleise des großen Haufens fortzuschleichen, eine eigene Bahn brechen: so müssen wir Grundsätze haben, wie kein träges, kein furchtsames, kein eigennütziges Gemüth sie ahnt; wir müssen eine Regel für unser Verhalten kennen, die unabhängig von einer verkehrten Zeit und ihrem Geschlechte im Himmel entworfen ist. Das göttliche Wort bietet eine solche Regel uns dar; und während es uns verpflichtet, „Gott mehr als den Menschen zu gehorchen", erhebt es zu jener Selbstständigkeit unsern Sinn.

Sollen wir in unsern Planen nicht einmal über das Andre fehlgreifen, und den Verdruß haben, ein Angefangenes aufzugeben, oder Schritte zurükzuthun: so müssen wir ohne Leidenschaft, ohne Vorliebe, ohne Haß, mit ruhigem Selbstbewußtseyn, so, daß die äussere Welt in diesem stillen, klaren Spiegel sich richtig abbilden könne, bei jedem Vornehmen zu Werke gehen. Das göttliche Wort empfiehlt uns, daß wir „nüchtern

und wachsam" durch keine Art sinnlicher Unmäßigkeit unser „Herz beschweren"; dadurch sichert es unsern Ueberlegungen jene Besonnenheit.

Soll unsern Worten die That entsprechen, und unser reges Gefühl für die Tugend zugleich durch Pflichterfüllung sich offenbaren: so müssen wir, entschlossen, fürs Gute aufbieten, was in unserer Gewalt steht. Das göttliche Wort wünscht uns für diesen Zwek nicht nur zu gewinnen, sondern zu rüsten, zu waffnen, zu bereiten, zu stärken. Und indem es an „den Herrn und seine Hülfe" uns verweiset, durchdringt es unsern Willen mit Kraft, mit Himmelskraft.

Sollen Fortschritte von uns gemacht werden in der Heiligung, und schwinden das Heer unserer Fehler, und verlieren die Sünde ihren Reiz, und die üble Gewohnheit ihren Einfluß: so müssen wir, nicht jetzt blos, im Augenblikke der Zerknirschung, heisse Schwüre emporlodern lassen auf dem Altar unserer Herzen; bleiben muß das Gefühl, das diese fromme Gluth entzündet hat. Das göttliche Wort kann uns nicht oft genug ermuntern „treu zu seyn bis ans Ende", weil man nur selig werde durch Beharren"; dadurch gewinnt es unsern Vorsätzen jene Dauer.

Sollen Anstrengungen, in denen wir uns erschöpfen, Hülfen, die wir bringen, Dienste, die wir leisten, Wohlthaten, die wir mittheilen, einen Werth haben, nämlich ausser dem Werthe in der Gesellschaft und vor den Menschen, auch noch einen Werth vor uns selbst und vor dem obersten Richter: so müssen wir dabei keinem sinnlichen, unlauteren, strafbaren Beweggrunde folgen; es muß alles aus einem Pflicht begeisterten Herzen kommen; es muß geschehen, weil es so recht ist, und der Vater es so fordert von seinen Kindern. Das göttliche Wort will eben diesen Kindessinn wekken und das Miethlingswesen verbannen; dadurch läutert es zu solcher Reinheit unsre Absichten.

Soll das, was in einzelnen Fällen Schönes, Gutes, Großes von uns geschiehet, als gehörend zu unserer Persönlichkeit, und folglich nicht blos als ein Werk flüchtiger Aufwallungen erscheinen: so müssen wir uns selbst gleich werden. Derselbe Wille recht zu thun, der uns heute beseelt, muß uns ewig erfüllen; und was wir jemals beginnen, es muß als ein gleichartiger Bestandtheil zu diesem herrlichen Ganzen treten. Das göttliche Wort legt es in allen seinen Darstel-

lungen und Ermahnungen darauf an, dies zu bewirken; es nennt eine solche Verfassung gerade zu ein „köstlich Ding", und stellt uns Personen, die sie errungen hatten, überall zur Nachahmung auf; dadurch bildet es unsern Charakter zu jener Festigkeit.

Sollen die Freuden des Lebens uns nicht verbittert werden; soll es im Unglük uns nicht an Tröstungen gebrechen; soll die Natur für uns nicht umsonst so schön seyn; soll der höchste Genuß, den die Erde geben kann, unser Gemüth beseligen: so muß keine Selbstanklage uns martern, und unser Herz im Einklange stehen mit sich selbst. Das göttliche Wort will diesen Einklang vermitteln, und wenn er gestört ist, uns mit dem Richter der Welt wieder versöhnen. Dadurch senkt es in unser Gewissen des Himmels Frieden.

Ja, meine Brüder! Soll sie ganz in Erfüllung gehen, die Absicht, dazu der Schöpfer uns berief: so muß der in uns wohnende, Gott zugewandte und Gott gefällige, Sinn unserem ganzen Wesen, dem Geiste und dem Leibe, den Sinnen und allen Gliedern, die Weihe geben, wodurch

der Mensch allein herrlich wird vor den Geschöpfen des Staubes. Das göttliche Wort ist das Taufbad, das „Bad der Wiedergeburt", daraus ein so geheiligtes Wesen hervorsteigt. Nur wer den Ausspruch: „Wisset ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid, und der Geist Gottes in euch wohnet"? Wer es wägt, dies ehrende Wort, „wenn es nahe ist, wie im Munde, so im Herzen" *, wer es bestätigt durch Wandel, Sinn und Sitte: der nur empfängt sie, und hat sie, schon hier auf Erden, die Weihe der bessern Welt.

Wie? Traget Ihr Bedenken, die Frucht des göttlichen Worts für eine hundertfältige zu erklären, meine Brüder?

Schauet aber auch in Euer äusseres Leben, Ihr Frommen; da erblikket Ihr Gleiches. Auch da zeigt sich das Evangelium als eine „hundertfältig" segnende Gotteskraft unter Euren Geschäften, in Euren Verbindungen, bei Euren Schiksalen, auf allen Euren Lebensstufen.

Es flößt Euch Liebe zu Eurem Tagwerk ein, indem es Euch dasselbe als eine Berufung Gottes

* Röm. 10.

darstellt. Es macht Euch alle Eure Amtsverrichtungen wichtiger, weil es Euch erinnert, „daß Ihr Rechenschaft davon geben müsset". Es duldet keine Trägheit, keine Versäumniß, kein Ermüden. Es will, daß Ihr fröhlich „das Eure schaffet"; daß Ihr „mit stillem Wesen arbeitet", daß Ihr unter Schwierigkeiten nicht verzaget, und über einen geringen Erfolg, oder Lohn, Eurer Bemühungen nicht murret. Thätige, unverdrossene, und selbst unter der größten Berufslast heitre Menschen macht aus Euch das göttliche Wort. So zeigt es seine seligmachende Gotteskraft unter Euren Geschäften.

Tretet dann in einen christlichen Haushalt. Da lachet Euch ein so schönes Bild von zwangloser Ordnung, von weiser Sparsamkeit, von Lieb' und Milde entgegen, daß Euch tief in der Seele wohl wird. Da giebt es tüchtige Wirthschafter, treue Diener, redliche Eltern, dankbare Kinder, friedsame Geschwister, zärtliche Verwandte. — Gehet aus diesem Hause in eine gleichgesinnte Nachbarschaft: da findet Ihr nicht die beschwerliche Neugier, die blos lauschet, was unter des Mitbruders Dache sich zutrage, um darüber Geschwätz zu treiben und Gericht zu halten; da

findet Ihr nichts als Theilnahme, die da dienet und giebt und hilft und vertheidigt und schützt und beispringt in der Noth, wo und wie es der Augenblik fordern mag. — Beobachtet unter solchen Menschen das gesellschaftliche Leben überhaupt: da misset man zwar die Mienen nicht ab und die Stellungen, und will nicht mit Worten Euch abfinden, mit feiner Aussenseite und glatter Höflichkeit; da tritt man Euch herzlich entgegen und wahr, und redet, wie man denkt, und hält, was man verspricht, und fühlt mit Euch, was Ihr leidet, und thut für Euch, was man kann. Da ist man freigebig gegen den Bedürftigen, und schonend gegen den Verirreten, und zuvorkommend gegen den Schüchternen, und zart gegen den Schwachen, und zuverlässig gegen den Freund, und gütig und bescheiden gegen Alle ohne Unterschied. — Und ist die Beziehung, in welcher Ihr solche Menschen prüfet, noch öffentlicher, so wird es auch ihr Verdienst seyn. Denn, nicht Eitle sind sie, die da vor der Gefahr pralen mit dem, was sie fürs Vaterland thun wollen; aber, für Alles, was Gemeinwesen und Gemeinwohl heissen mag, in Wahrheit begeisterte und mit Ernst thätige Gemüther. Jeder

beschafft auf seinem Posten das Beste und das Möglichste. Jedem ist die gute Sache seine Sache. Jeder ist da, wo irgend der Staat auf ihn gerechnet hat. Jeder vergißt in entscheidenden Zeitpunkten über das Ganze, das Eigene. So viel Bürger, — so viel Helden, und wenn es seyn muß, so viel Märtyrer giebt das göttliche Wort dem Vaterlande. Auf diese Weise zeigt es seine seligmachende Gotteskraft in unsern Verbindungen.

Und was thut es für unsere Schiksale? — Kennt Ihr ein wirksameres Mittel, dem Elende zu entgehen, das durch Thorheiten und Laster über die Menschen kommt? Ein wirksameres Mittel, um Euer Leben zu schmükken mit dem Beifall der Guten? Ein wirksameres Mittel, um eine Menge der köstlichsten Güter, die mit Fleiß und Sparsamkeit und Mässigung und menschenfreundlichem Sinne verbunden sind, Euch zu sichern und zu bewahren? — O es steht nicht bei dem schwachen Pilger im Staube, sein Schiksal zu leiten und die Wege zu wählen, die er gehen will. Aber, wenn doch jemand Rosen auf seinen Pfad streue, und nach der Wanderung das müde Haupt sanft betten kann, so ist es der Mensch, den das gött-

liche Wort geheiligt hat. Nicht nur, daß sein Glaube, seine Liebe, seine Hoffnung, sein Gebet zu Gott und sein Blik in die Ewigkeit ihm eine Speise bereitet, die er jedem andern Genuß vorzieht, und davon die Kinder der Welt nicht wissen *; — auch, was er mit ihnen theilt, hat er anders, als sie. Er lebt im Wohlstande; aber das Wort Gottes sichert ihn vor „Stolz auf den ungewissen Reichthum" **. Er ist arm, aber das Wort Gottes giebt ihm ein Herz, das „keinen Mangel" fühlt ***. Er bekleidet hohe Würden; aber das Wort Gottes legt ihm einen Schmuk an, der Kronen überstralt, den Schmuk der „Demuth" und der Frömmigkeit †. Er verliert sich unter den Geringsten im Volke; aber das Wort Gottes adelt die „Knechtsgestalt" und macht ihn zu einem Auserwählten des Himmels ††. Er wird gepriesen von Tausenden: aber das Wort Gottes hindert ihn, „eitler Ehre geizig zu seyn" †††. Er

* Joh. 4, 32.

** 1 Tim. 6, 17.

*** Phil. 4, 18. 2 Cor. 6, 10.

† Phil. 3, 8. Buch Esther 3, 11.

†† Phil. 2, 7.

††† Gal. 5, 26.

wird verkannt, gelästert, unterdrükket; aber das Wort Gottes lehrt ihn seine „Zuversicht setzen auf den Herrn Herrn" *. Er findet zahllose Erleichterungen, Hülfen, Annehmlichkeiten in seinem Wirkungskreise; aber das Wort Gottes treibt ihn nur um so mehr an, sie zu verdienen, und, während er sie eifrig benutzt, nicht zu vergessen, „er sei durch höhere Gnade, was er sei" **. Er hat mit äusseren und inneren Feinden seiner Rechtschaffenheit zu kämpfen, und siehet täglich vielleicht diesen Kampf erneuert: aber das Wort Gottes schildert ihm die Gefahren der Sicherheit, und die Bedeutung des Streites, und die Nähe des Sieges, und den Lohn des Ueberwinders ***. Er gehört zu den Glüklichen, welchen bei jedem Beginnen und an jedem Orte die Freude blühet; aber das Wort Gottes mahnt ihn: „die Welt vergehe mit ihrer Lust" †. Er muß „viel leiden" und lange; aber das Wort Gottes, „welches alles heilet" zeigt ihm einen Ausgang, den seine Noth haben wird, und eine Ferne, die jeden Kummer vergütet, und eine Herr-

* Psalm 73, 28.

** 1 Cor. 15, 10.

*** Sir. 5, 5. Hebr. 12, 1 ff. Offenb. Joh. 5, 3. Hebr. 2, 7 ff.

† 1 Joh. 2, 17.

lichkeit, mit welcher „der Augenblik voll Mühe“ nicht in Vergleichung kommt, und einen Vater, der ihm, bis er überwunden hat, zuwinkt: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir“ *. Noch ist er gesund und stark und lebenslustig, und die Kinder der Welt spotten des Ernstes, womit er gleichwohl „das Ende bedenkt“; aber das Wort Gottes läßt nicht ab mit der Erinnerung: „wir wissen weder Zeit, noch Stunde, in welcher der Herr kommen wird“ **. Einst wird sie auch ihm geschlagen haben, und der Leichtsinn wird abermals betroffen werden von seiner Heiterkeit; aber das Wort Gottes, dem er so lange treu geblieben, konnte ihn ja nicht sinken lassen. Tod, ruft es, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gelobet aber sei Gott, der uns den Sieg gegeben hat durch Jesum Christum“ ***! — In dieser Gestalt zeigt es seine seligmachende Gotteskraft bei unsern Schiksalen.

Und erhalten wir hiedurch nicht auch den Wink, wie du über alle Lebensalter deine Segnungen ausströmst, Wort des Friedens?

* Psalm 34, 20. Buch der Weish. 16, 12.

** Matth. 25, 13.

*** 1 Cor. 15, 55.

Kaum hat er die Erde begrüßt, der zarte Säugling: so empfängst du ihn; und geweihet für ein edleres Seyn wird er von deinen Altären zurükgetragen in des Vaters Arm, an der Mutter Busen. Da soll nun keimen, was die Bedeutungsvolle Taufe säete. — Beginnet er zu stammeln: dann sind es süße Laute von dir, die ihn die fromme Mutter lehrt. — Oeffnet späterhin sich ihm die Schule: so ist es abermals dein Odem, der ihn umhaucht, und deine Sprache, die er vernimmt. — So wie er dann erwächst, und mehr der junge Geist entfaltet wird, und Mehrerem aus Drang und Wissenslust die Seele nachfragt: so thut auch völliger dein Heiligthum sich auf; bis er, erzogen in deinen Vorhöfen, den feierlichen Schwur nun ablegt, Dir, überall, in Wort und That, zu folgen, und auf solches Gelübde vor dem Angesicht deiner Verehrer aufgenommen wird in ihre Zahl.

Und o! wie selig! wenn nun im Lichte dieses Tages die Jugend wandelt! „Wie wird sie ihren Weg unsträflich gehen"! Wie wird sie, reines Herzens, vom Hauch der Wohllust unberührt, zu ernstem Werk sich bilden und bereiten und keuscher Freude nur sich weihn! Denn —

seht! Da tritt, in bräutlichem Gewande, ein liebend Paar zu jenen Stufen hin, das Band der Herzen heiliger zu knüpfen. Du sollst es segnen, Himmelswort. Dich wollen sie aufs Neue hören; durch dich für ihre Pflichten sich begeistern, zu ihren Leiden sich ermuthigen, des Bundes hohen, schönen Sinn erfassen, und dann getrost, mit Gott, die neue Bahn beginnen.

Ein andrer Auftritt zeigt sich dort; zwar heiter, doch nicht minder ernst. Mit aufgehabner Rechten, das Auge himmelan gewandt, betheuert jener, vor des Richters Stuhl, er rede Wahrheit; gelobet dieser, daß er leisten wolle, was Pflicht und Recht von ihm erheischt. Auf Gottes Wort geschieht die heilige Erklärung. Gerufen wird der Ew'ge selber, daß er zeuge; und wo zu Trug und Frevel der Mund sich öffne, daß er strafen solle. Es ist ein Eidschwur. Wo der geschieht, da hat die Wahrheit Tempel und Altar; und Streit und Hader löset sich in Frieden.

Doch, was bedeutet jenes Bild? Auf stillem Lager harrt ein Sterbender des Boten aus der Heimath. Er will mit Ruhe ihn empfangen. Er will würdig von allem scheiden, was er hier geliebt. Er will die letzten Stunden sich köstlich

machen, und den Seinigen. Dein, dein bedarf er nun, du Wort von oben. Zu deinen Erquikkungen, Nachtmal Jesus, nimmt er seine Zuflucht. An deinen Verheissungen labt er das Herz, Evangelium des ewigen Lebens. Du umleuchtest sein brechend Auge. Du streuest Blumen an seinen Ausgang. Du zeigst ihn, wenn die Hütte nun gefallen ist, den Weinenden, — wie er über die Trümmer sich erhebt zu schönern Wohnungen, — wie er auffährt, ein glüklicher Engel, zu seinem Gott und zu ihrem Gott, und ein Bruder nun wird der vollendeten Geister.

Sei „eine Thorheit, Wort vom Kreuze, o sei eine Thorheit denen, die verloren werden; uns, die wir selig werden, bist du eine Gotteskraft" *. So erweisest du dich, segnend und seligmachend, unter unsern Geschäften, in unsern Verbindungen, bei unsern Schiksalen, auf allen unsern Lebensstufen.

Ja, Ihr Christen, Ihr Gotteskinder allzumal, wer kann es ganz fassen, wie gesegnet Ihr seid?! Denn, ausserdem, daß das göttliche Wort unter den beschriebenen Gestalten seine Frucht bei Euch einführt, thut es noch mehr. Indem

* 1 Cor. 1, 18.

es Euch selbst erneuert, heiliget, weihet, — belebt es, verschönert es, verwandelt es in Segensquellen die Welt um Euch her. Leset des Jesaias köstliche Worte im 55 Capitel, im zehnten und den folgenden Versen, die hier so ganz ihre Anwendung leiden:

„Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt, spricht der Herr, und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar, daß sie giebt Saamen zu säen, und Brodt zu essen: also soll das Wort, das aus meinem Munde gehet, auch seyn; es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ichs sende. Denn ihr sollet in Freuden ausziehen und in Frieden geleitet werden. Berge und Hügel sollen vor euch her frohlokken mit Ruhm, und alle Bäume auf dem Felde in die Hände klatschen. Es sollen Tannen für Hekken wachsen, und Myrten für Dornen; und dem Herrn soll es ein Ruhm, und ein ewiges Zeichen seyn, das nicht ausgerottet werde."

Es ist so, es ist so, geliebte Brüder. Nehmet das Wort Gottes mit Euch, und drükket es täglich fester an Euer Herz: mit Freuden ziehet Ihr

dann aus, in die unbekannte Zukunft. Es froh-lokken um Euch her Berg' und Hügel. Es theilt selbst das Leblose Euer Glük. Es wachsen Euch „Tannen für Hekken, und Myrthen für Dornen", Liebe statt des Hasses und Freude statt des Jammers, Reichthum aus Dürftigkeit und himmlische Ehre aus ird'scher Schmach. Und zu einem ewigen „Zeichen", daß „das Wort, welches der Meister geredet, nicht sein, sondern Gottes ist", blühet, wo Ihr auch wandeln möget, ein Garten des Lebens um Euch her *.

Hiemit wäre denn viel dem göttlichen Worte nachgerühmt. Könnte ich aber wähnen, es sei die Frucht desselben in ihrer ganzen eigentlichen „Hundertfältigkeit" Euch vorgezeigt, und auch nicht eine ihrer mancherlei Gestalten unberührt gelassen: dann würde ich von der Sache, die ich Euch zu schildern unternommen, überall keinen Begriff haben. Mit einem gleichen Gefühl spricht Paulus: „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit" ** — — — und bricht hier die Reihe ab, weil er in der Aufzählung

* Joh. 14,

** Gal. 5, 22.

alles Schönen sich gleichsam erschöpft hat, und wohl weiß, daß sie, wenn auch fortgesetzt, doch nicht an ein Ende gebracht werden könne. Kürzer und gleichwohl umfassender sagt er daher in einer andern Stelle: „Die Frucht des Geistes ist allerlei Gütigkeit und Gerechtigkeit und Wahrheit" *.

Wollet Ihr jedoch das „hundertfältige", oder vielmehr das unendliche Mancherlei in den Gestalten, unter welchen das Evangelium uns selig macht, noch deutlicher wahrnehmen: so erweitert, über Eure ganze bisherige Erfahrung, Euren Blik.

Denket, wie manche Zeit für Euch noch kommen dürfte, wo Ihr seine Lehren gebrauchen; wie manche Lebenslage, wo Ihr seine Erinnerungen nöthig haben; wie manche Entbehrung, wo Ihr nach seinen Vergütungen Euch umsehen; wie mancher Kampf, dazu Ihr seines Beistandes bedürfen; wie manche einsame, dunkle Stunde des Verlassenseyns von aller Macht und Weisheit der Menschen, und selbst von der Liebe der Geliebtesten, die nur beten und weinen, aber nicht helfen und retten können, — wo Ihr Euch, Sehnsuchtsvoll, an sein aufheiterndes Licht wen-

* Epheser 5, 9.

den werdet, und erquikt und gestärkt und geheiligt zurükkehren. Wisset Ihr sie voraus, alle diese Fälle? Oder giebt es irgend eine Regel, darnach Ihr sie, jezt schon, zu berechnen vermöget?

Denket Euch einen Menschen, in dessen Gemüthe das göttliche Wort eine tiefe Wurzel hat, dem es Gesetz ist und „Schild und großer Lohn"; denket Euch diesen Menschen in einem kleinen Kreise, wie er „dienet mit der empfangenen Gabe, als ein guter Haushalter" und „allenthalben ihrer Etliche gewinnen mögte" für einen gleichen Sinn; denket Euch diesen Menschen mit seinem Glauben an alles Heilige und mit seiner Begeisterung für alles Schöne — unter seinen Kindern und Dienstboten und Freunden und Verwandten, unter Nachbarn und Mitbürgern: oder, denket ihn Euch gar in einem wichtigen Amte, mit ausgebreitetem Einfluß, voll hohen Ansehens, an der Spitze eines Heeres, herrschend über ein großes Volk: — und lasset dann, auch nur zuweilen einmal, sein Wort, seine Ermahnung, sein Beispiel „fahen" in einer nicht ganz verstokten Seele: — wo habt Ihr ein Maaß, um das Gute zu bestimmen, das da an dem Stamme des christlichen Evangeliums wachsen wird?

Oder auch, denket Euch eine Sonntagsstunde, wie diese, wo Ihr Euch hier sammelt, „zu hören das Wort Gottes"; und während nun die Guten empfinden, es sei „süßer denn Honig und Honigseim", die Sünder nicht läugnen können, es sei „schärfer denn ein zweischneidiges Schwerdt", und Alle sich erinnern, „es werde sie richten am jüngsten Tage" *; denket sie Euch, Eine solche Stunde, und die Menschen, welche sie feiern, nur wenigstens als nicht abgeneigt, ihren Segen zu empfahen und zu benutzen; denket Euch dann einen jeden, wie er, nach Beschaffenheit seines Herzens, entweder gerührt, oder erschüttert, oder gehoben, oder gedemüthigt, auf alle Fälle aber geregt, gewekt, getrieben vom heiligen Geiste, zurükgeht in seine Wohnung, und da nun thut, wie er beschlossen hat: welch eine Erndte, welch ein Gewinn von dem ausgestreueten Wort!

Gehet noch weiter! Denket Euch alle Kirchen, wo das Evangelium von begeisterten Zungen strömt; denket Euch alle Hütten, welche die Andacht eines frommen Familienvaters in Tempel verwandelt; denket Euch alle Menschen der Vorzeit, denen „Christus Jesus" ein „theuer werthes

* Hebr. 4, Joh. 12, 48.

Wort" war; oder auch nur die Menschen denket Euch, Eure Väter, denen von dieser Stätte herab der Heiland gepredigt worden ist: — Wie? Könnet Ihr die Todten um Euch her stellen, daß sie Euch sagen, was sie diesem Gebenedeieten verdanken? Zählet Ihr auch Eure Odemzüge? Zählet Ihr die Funken, die ein angezündetes Feuer sprühet? Zählet Ihr die Strahlen welche der aufgehende Tag, nach allen Seiten, über die erwachende Erde schießt?? — —

Sehet! Es ist noch zu wenig, zu bescheiden, wenn man die Frucht des göttlichen Wortes eine hunderfältige nennt. Unzählbar, und Namenlos sind die Segnungen, die es gewährt.

Meine Brüder, lasset uns heute hier enden im Gefühl unsers unaussprechlichen Glüks, und mit Ehrfurcht für unsre hohe Berufung.

Es geht täglich der Säemann des Himmels aus, um Saamen von dorther in unsre Seelen zu streuen; lasset uns die Saat aufnehmen in „einem feinen, guten Herzen". Lasset uns mit wehmüthigem Ernst untersuchen, was ihre Frucht bisher gehindert habe. Fragen lasset uns: Wer ist „der Teufel, der von unserm Herzen das Wort nahm, daß wir nicht glauben

konnten und selig werden"? Wo liegt in unserem Wesen „der Fels", der das tiefere Eindringen der Wahrheit unmöglich machte? Was sind „die Dornen", die mit unsern edleren Regungen zusammen aufwuchsen und sie „erstikten"? — Es muß ja anders werden! und besser!

Nicht aber blos bei uns aufnehmen und Frucht bringen lassen wollen wir das Wort des Herrn. Auch wir wollen, nach seinem Beispiel, und von seinem Saamen, in die Seelen der Brüder streuen. Gläubig an die künftige Frucht wollen wir ausgehen. Bei jedem Schritt werfe die volle Hand ihre Körner hin auf des Lebens Akker. Sie werden keimen. Die Saat wird prangen in der Farbe der Hoffnung. Bald „freuen sich dann zusammen, die da säeten, und die da schneiden" *. „Der Herr der Erndte kommt, und sammelt Garben, uns, die wir starben. Halleluja"!

* Joh. 4, 36.

Am

Sonntage Quinquagesimä oder Estomihi*.

Der Hinblik auf nahe Trennungen.

Wollen wir die Wahrheit gestehen, meine Brüder, so kommen uns die meisten Veränderungen des Lebens unerwartet. Wir haben es uns entweder gar nicht vorgestellt, daß sie eintreten könnten, oder wir haben, zu der Zeit, sie nicht nahe geglaubt. Gleichwohl sind sie vorgegangen; und weil sie uns so unbereitet trafen, währt es oft lange, ehe wir uns zurechtfinden lernen.

Sind die Veränderungen trauriger Art, so ist dies um so gewisser der Fall. Lasset uns zurükdenken an die Augenblikke, wo eine süße Hoffnung uns fehlschlug, wo ein Unfall unsre

* 1810.

Angelegenheiten verwirrete, wo ein Mensch, den wir liebten, für diese Erde, auf immer von uns schied: unvermuthet, fast allemal unvermuthet erschien uns das Unglük. Es überfiel uns in tiefer Sicherheit. Wir hatten an nichts weniger gedacht, als dies zu erleben; und nun war auf Wochen, vielleicht auf Jahre, die Ruhe und Heiterkeit des Herzens verloren.

Liegt dies so in der Natur der Sache, meine Brüder?

Freilich! unser Blik reicht nicht weit. In ein mitternächtliches Dunkel hüllen sich oft die Geheimnisse der Zukunft. Und selbst dem Weisesten muß, in dieser Beschränktheit, gar Manches aufstoßen, wovon sein Scharfsinn und seine Weltkenntniß keine Ahnung hatten. Wiefern, in solchen Fällen, eine bestimmte Vorbereitung schlechthin unmöglich war, konnte sie dem Menschen auch nicht zugemuthet werden. Vernunft und Religion empfehlen ihm da nichts weiter, als, daß er den allgemeinen Wechsel des Lebens stets vor Augen habe, daß er auf das Ungewisse nie mit Zuverlässigkeit rechne, daß er immer recht hell besonnen, oder mit des Meisters Ausdrukke, daß er „wakker sei allezeit".

Oftmals aber kommen selbst Veränderungen uns unerwartet, auf welche Gott uns durch mancherlei, sowohl äussere, als innere, Winke hinwies. Daß wir, auch durch solche, überrascht werden, liegt folglich nur daran, weil wir diese Winke nicht beachten, oder nicht verstehen. Und hievon mögen wir den Grund keineswegs in den natürlichen Einschränkungen unsers Wesens, vielmehr in Fehlern suchen, die wir vermeiden würden, wenn wir weise wären, und vermeiden sollten, um glüklicher zu seyn.

Ein lehrreiches Beispiel giebt uns das heutige Evangelium. Da sehen wir den Heiland, wie er einer Wendung seines Lebens, welche den Jüngern nicht in den Sinn kam, ruhig entgegentritt. Da sehen wir die Jünger, wie sie auf nahe Veränderungen hingewiesen werden, und dennoch das Wort ihres Herrn weder fassen, noch beherzigen.

Mögen wir denn mit frommem Sinne nutzen, was Gott uns hier vorhält! Unbegreiflich sind oft seine Gerichte selbst für gläubige Seelen. Wem aber auch das Licht, das er auf unsre Wege, aus huldreichem Erbarmen, fallen lässet, erlischt in gedankenloser Eitelkeit und Blindheit: o zu

dem verworrensten aller Räthsel wird einem Solchen der Lebensgang.

Hilf uns, heiliger Gott, in Deinem Lichte die Wahrheit zu schauen! Hilf uns vernehmen die ernsten Lehren, die Du auf allen Seiten unserem Herzen ertheilst; damit wir so zu allem, was uns aufbehalten ist, bereit werden, und, wie Du uns auch führest, uns kindlich „demüthigen unter Deine gewaltige Hand". Amen.

Lucas 18, 31 ff.

Jetzt nahm Jesus die Zwölfe bei Seite, und sprach zu ihnen:

Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem. Da wird alles, was die Propheten geschrieben haben, an dem Menschensohn in Erfüllung gehen. Er wird den Heiden überliefert, verspottet, verhöhnt, angespieen, gegeisselt werden. Sogar tödten werden sie ihn; aber am dritten Tage wird er wieder auferstehen.

Allein, sie verstanden nichts von dem Allen. Die Rede war ihnen dunkel; und sie wußten nicht, was er damit sagen wollte.

Seinen bevorstehenden Abschied von ihnen enthüllet hier der Heiland seinen Jüngern. Er thut dies mit der höchsten Bestimmtheit und Klarheit. Dennoch aber verstehen die Jünger von Allem

nichts. Es ist ihnen eine dunkle Rede, deren Sinn auch nicht Einer entziffert.

Ihr Betragen sei ein Spiegel, meine Brüder, darin wir uns selbst beschauen, und veranlasse die heilsame Erinnerung:

> Wie oft Gott auch uns, ohne daß wir es beachten und verstehen, auf nahe Trennungen hinweiset!

Erwägen wir, wie kurz unser Leben ist, und wie schnell selbst solche Zeiträume verfließen, die man zuweilen lang nennt: so leuchtet es ein, weit entfernt kann man nichts nennen, was auf Erden uns begegnen wird. Dem betrachtenden Geiste treten auch solche Ereignisse, die sehr aus einander zu liegen scheinen, dicht zusammen. Eine Spanne nur messen wir zwischen der Geburts- und der Todes-Stunde. Es ist alles nahe, was die Zeit uns zu geben hat.

Die Dunkelheit der Zukunft, und die Ungewißheit, ob erst nach Jahren, oder nicht morgen schon, der Augenblik kommen werde, der uns von unsern Geliebten, oder sie von uns scheiden soll, muß, ausserdem, dies Gefühl von der Nähe bevorstehender Veränderungen noch mehr beleben; und belebt es, in ernsthaften Gemüthern, offenbar.

Kommt endlich hinzu, daß jeder von uns nicht nur einen Menschen zu verlieren hat, der ihm theuer ist: sondern, daß wir, nach allen, die vor langer, oder kurzer Zeit heimgiengen, immer noch manche übrig behielten, wie manche! die uns, wenn wir nicht selbst die Reihe beginnen, nach einander verlassen werden, erst dieser, dann jener: sind Trennungen überhaupt dann etwas Fernes? Drängen sie nicht nahe, ganz nahe, zu uns sich heran? Und darf der Gedanke, daß sie unser warten, uns jemals thörigt, oder überflüssig scheinen?

Wie gern auch will des Ewigen Liebe uns mit Vorstellungen dieser Art vertraut machen! Jeder Tag muß uns die Flucht des Irdischen predigen. Seuchen müssen um sich greifen, und den Hügeln der Todten vorüber unser Pfad gehen! Bilder des Hinwelkens muß die Kunst vor uns aufstellen. In ergreifenden Harmonieen muß der Sehnsucht Klage zu unserem Ohr dringen. Heilige Blätter müssen zeugen: „Wir haben hier keine bleibende Stätte; darum! was du thust, o Mensch, bedenke das Ende“! — — — Wen aber führt der Geist dabei in seine Zukunft hinaus?

Sogar von des Freundes eigenen Lippen oft ergeht die Warnung: „sei nicht so sicher". Er kündet die Nähe seines Hingangs uns an. Beredter, als sein Mund, spricht seine zunehmende Schwäche. Oder, wir bemerken, was für unsre Gemeinschaft mit ihm einerlei ist, die Vorboten einer nahen Zerstörung an uns selbst. Wer aber glaubt solchen Hindeutungen? Wer hat Ernst und Muth genug, sie zu prüfen? Wer schmeichelt sich nicht gern, von ihnen getäuscht zu werden? Wer übersiehet sie nicht lieber ganz und gar??

Wir kommen hiedurch zu unserem Evangelium zurük. Deutlicher konnte doch Jesus über seinen Hingang nicht reden. Denn, nicht etwa in zweifelhaften Ausdrükken, welche ein Jeder nach Gefallen auslegen mogte, noch weniger in einem Geheimnißvollen Tone, der Allen ein Räthsel seyn sollte, beschreibt er die Zukunft. Er erinnert daran, wie begeisterte Lehrer der Vorzeit, schon von jeher, das Loos des Messias geschildert hätten, und versichert: die Bestätigung von dem Allen sei im Anzuge. „In Erfüllung gehen wird Alles, was die Propheten geschrieben haben, an dem Menschensohne. Er wird verspottet, verhöhnt, angespieen, gegeisselt werden; sie werden ihn tödten;

und am dritten Tage wird er wieder auferstehen". Gleichwohl „fassen die Jünger davon nichts. Die Rede ist ihnen dunkel; und ihren Sinn errâth Niemand".

Woher aber war dem Heilande sein naher Abschied so gewiß? Bemerkt Folgendes meine Brüder. Sein Beruf schrieb ihm Zwekke vor, die gegen die herrschende Sitte in geradem Widerspruch standen, und eben darum mit Gefahren sein Haupt bedrohen mußten. Die Gesinnung Derer, welche das Volk leiteten, hatte er kennen gelernt. Auf seiner Auslieferung stand schon ein Preis. Das Schiksal früherer Lehrer schwebte ihm vor Augen, und ihre bestimmte Ankündigung, daß es dem Erlöser der Menschheit in der Folge nicht anders ergehen werde, konnte die Kraft solcher Eindrükke nur vergrößern. Wenn dann auch der Geist, der ihn einst „in die Wüste", und aus der Wüste in die Schulen und Tempel seines Vaterlandes getrieben hatte, um „selig zu machen, was verloren war", ihm innerlich bezeugte: das werde sein Ausgang, und so nahe werde er seyn; — es ist dann erklärt, wie der Heiland so bestimmt von seinem Abschiede reden konnte.

Auch zu unserem Innern redet der Geist

oft über das Künftige; zwar, wohl selten nur, eben so deutlich, aber doch manchmal mit wunderbarem Nachdruk. Wir fühlen dann, was uns erwarte, im voraus; wiewohl wir nicht jederzeit Gründe dafür anzugeben wissen. Eine Ahnung nennen wir diese Geheimnißvolle Stimme in den Tiefen unserer Brust. Manche sogar wollen versichern, daß sie regelmässig, so oft ihnen Wichtiges nahe, zumal vor Todesfällen im Kreise ihrer Freunde, durch ihr weissagendes Herz darauf hingewiesen würden. Wie dem sei, es zu bezweifeln haben wir kein Recht; denn auch glaubwürdige Personen melden von sich ähnliche Erfahrungen; — es zu erklären, kennen wir nicht genug die Wirksamkeit des Geistes, und den Umfang seiner Kräfte, und die Art, wie die Aussenwelt ihn berühtt.

Sind es indessen nicht eben so unverwerfliche Regungen, o Ihr, denen jener ahnende Blik in die Ferne mangelt, — wenn der Gedanke an die Eitelkeit aller irdischen Freuden auch Euch doch zuweilen stärker ergreift: wenn auf fremden Gräbern die Möglichkeit eigener baldiger Verluste Euch heller einleuchtet; wenn das Sterbebette des Vaters Euch zuruft, daß die Mutter auch sterblich sei;

wenn der plötzliche Tod eines Gesunden, mitten in des Körpers Kraft und Blüthe, eine lange Lebensdauer der Schwachen Euch noch weniger zu hoffen vergönnet; oder, wenn in eines Feierabends heiliger Stille die Betrachtung: daß Ihr selbst, ehe man es vermuthet, nicht mehr hier seyn könnet, Eure Seele beschäftigt?! —— Doch, sie vergehen wieder, solche Augenblikke. Und wer bewahrt sie in treuem Herzen? Wer mag sie absichtlich wiederholen? Wer glaubt, daß eine Bedeutung in ihnen liege und ein Ruf Gottes? — Auslöschen vielmehr, und zwar eilend wieder auslöschen zu müssen einen Eindruk von so finsterer Art, meynt der große Haufen, und es fordre die Klugheit, alles zu vergessen, ausser dem Genusse der Gegenwart. So redet der himmlische Vater denn mit seinen Kindern, durch Stimmen von Aussen, durch Regungen im Innern; aber sie bleiben ihm die dankbare Antwort schuldig. So weiset er sie hin auf nahe Trennungen von ihren Lieblingen; aber sie verstehen's nicht. Die Rede ist ihnen räthselhaft, und keiner deutet sie.

Meine Brüder; der Vorwurf, der im Evangelium die Jünger trifft, fällt auch auf **uns**.

Wie erklären wir eine Erscheinung, die eben so befremdend, als beschämend ist?

Eine Unmöglichkeit ihres Meisters Worte zu fassen, war bei den Jüngern offenbar nicht vorhanden. Alles, in dem bisherigen Laufe seiner lezten Lebensjahre, deutete ja auf ein solches Ende hin. Vor ihren Augen entwikkelte sich sein Schiksal. Was er von dem Hasse seiner Feinde wußte, hatten sie alle mit ihm erfahren. Zu häufig kamen, besonders seit Lazarus Auferwekkung, in seinen Gesprächen ähnliche, und nicht weniger bestimmte Aeusserungen vor. Fühlten sie nun auch wohl den Abstand seiner Lehre von der herrschenden Denkart noch immer nicht genug: solche Aeusserungen konnten doch nicht ganz verloren seyn. Warum verstehen sie dennoch nichts? — Den Einen mag der Blik auf die neue Ordnung der Dinge, die er hinter diesen Auftritten beginnen siehet, zerstreuen; dieser, nur mit fröhlichen Entwürfen beschäftigt, hört gar nicht, was Jesus von seinem Tode sagt. Ein Anderer bemerkt, daß Reden solcher Art mit seinen Wünschen sehr übel zusammenstimmen. Aber eben darum, weil er nur auf diese sich versteht, weiß er jene nicht zu erklären; und ob darin ein Sinn verborgen liege,

ihn zu erforschen, wird seinem Leichtsinn viel zu mühsam. Ein Dritter ahnt, was die Worte verkünden. Dies erschüttert aber die eitlen Hoffnungen, an welchen seine Seele hängt, zu mächtig; darum kann er es nicht für wahr halten. Was sein ganzes irdisches Glük zerstören würde, nein, das kann der Meister so nicht meynen. Um sich in dieser Vermuthung zu bestärken, tritt er lieber zu ihm hin mit verweisender Zärtlichkeit: „Herr, schone Dein! Das wiederfahre Dir doch nicht." *.

Dieser zerstreuete, dieser leichte, dieser eitle Sinn enthält die Ursachen, meine Brüder, warum Gott auch uns, so oft, ohne daß wir es beachten und verstehen, auf nahe Trennungen hinweiset.

Ist ein Mensch zu sehr mit seinem Berufe, mit seinen Vergnügungen,, mit den Opfern, die er der Leidenschaft, dem Eigennuz, dem Ehrgeiz, der Wohllust bringen will, beschäfftigt; nehmen Rüksichten auf seinen persönlichen Genuß ihn in dem Maaße hin, daß er alles Andre, daß er Gatten und Kinder und Familie und Freunde darüber vergisset: so mag er Winke von nahen Trennungen

* Matth. 16, 22.

erhalten; — er hat keine Zeit darauf zu merken. Sie liegen zu fern von dem Kreise seiner Theilnahme, oder auch nur seiner Neugier. Er beachtet ihrer keinen, weil er zu zerstreut ist.

Hat ein Mensch sich gewöhnt, nur flüchtig zu sehen und zu hören; gilt die Natur ihm mit all' ihren Sinnvollen Erscheinungen nicht weniger und nicht mehr, als dem Kinde ein Bilderbuch; gehen die Schiksale der Menschen an ihm vorüber, ohne daß Lehren und Warnungen für sein Herz zurükbleiben; bringet er die mancherlei Gestalten und Töne des Lebens in keine ernsthafte, heilige Beziehung auf seinen Zustand; und pflegt er nicht zu fragen, was dieses, was jenes nun wohl für ihn bedeuten solle: so mag er Winke von nahen Trennungen erhalten; es fehlt ihm die Fähigkeit ihren Inhalt zu erforschen. Er vernimmt die Rede; aber der Inhalt bleibt ihm ein Geheimniß. Er bemerkt die todten Zeichen; aber der Geist, der dem Buchstaben inwohnt, theilt sich dem Seinigen nicht mit. Er versteht ihrer keines, weil er zu leicht ist.

Kennt ein Mensch nichts Anderes, und auch Höheres und Besseres nicht, als das Irdische; hat sein Daseyn nur, wiefern es mit der sicht-

baren Welt ihn verknüpft, für ihn einen Werth; träumt er sich, weil seine Seele daran hängt, das Vergängliche so gern als ein Bleibendes; und darf er, aus gleicher Ursach, an die Auflösbarkeit seiner zärtlichen Verbindungen nicht denken, wenn er nicht im innersten Herzen erbeben will: so mag er Winke von nahen Trennungen erhalten; — er meidet sie; er hat den Muth nicht, sich ihrer hell bewußt zu werden; er wiegt lieber durch Täuschungen, woher er sie auch nehme, sich ein; er tröstet sich mit Beispielen, die auf ihn und seine Angehörigen nimmer passen sollen; er gaukelt sich vor, daß seine Hinfälligkeit Stärke und ihr welkender Herbst, noch blühender Frühling sei. Scheiden müssen, scheiden werden, das sind Donnerworte, von denen er sein Ohr abwendet. Er glaubt ihrer keinem, weil er zu eitel ist, weil er das Geschöpf mehr liebt, als den Schöpfer, weil er sich reich nur fühlt im Wesen dieser Welt, die mit „aller ihrer Lust vergeht".

Es ist wahr, meine Brüder; nicht immer sind die Hinweisungen so bestimmt, als die, welche Jesus seinen Freunden giebt. Viele werden in ihrer Bedeutung nur erkannt, wenn wir sorgsam prüfend auf sie achten. Einzelne selbst sind so

leise, daß sie gerade hiedurch, auch wenn sie dem Gemüthe auffallen sollten, dennoch verloren gehen; und daß erst die Folge, wenn wir vergleichend zurükschauen, uns sagen kann, was sie wohl angedeutet haben. In der Regel aber gilt das Obige. Weiset uns Gott, ohne daß wir es beachten und verstehen, auf nahe Trennungen hin: so sind die Zerstreuung, der Leichtsinn, die Eitelkeit unsers Herzens davon die Ursach.

Soll es so seyn?

Unser Leben mit allen seinen Lehren ist Gottes. Kann es ziemen, die Offenbarung des Himmels zu verachten? Es liegt bei denselben augenscheinlich eine Absicht zum Grunde, und eine hohe Absicht, und keine andere, als, daß auch auf diesem Wege unser Heil befördert und unser Umgang mit Menschen veredelt werde; kann es recht heissen, kann es vernünftig scheinen, kann es für dankbar gegen Gott gelten, das, was uns leiten soll, zu verschmähen?

Ausserdem aber, daß ein solches Betragen **unser nicht würdig** ist, meine Brüder, hat es zugleich die größten **Nachtheile für unsre Pflichterfüllung und für unsre Seelenruhe.**

Petrus läugnet alle Gemeinschaft mit seinem geliebten Meister ab. Würde er ihm so wehe gethan haben, wenn er dem Gedanken an Jesu nahen Hingang, und an die damit zusammenhängenden Veränderungen schon immer Raum gegeben hätte in seiner Seele? Statt dessen aber spricht er, wenn er von einem baldigen Ende hören muß, ein: Schone dein; und überzeugt, es werde schon so schlimm nicht kommen, versinkt er in die tiefste Sicherheit. — Judas sogar bietet die Hand zur Auslieferung des Göttlichen an seine Feinde. Würde er sich beflekt haben mit dieser Frevelthat, wenn er auch nur einen Blik gethan hätte auf die Martern, durch welche sich Jesus so bald von der Erde trennen sollte? Statt dessen aber ersann er nur Befriedigungen seiner verächtlichen Habsucht, bildete sich ein, durch seine List, den Heiland zu einem entscheidenden Schritte zu nöthigen, rechnete sich wohl gar, in solchem Wahne, eine That, die jedes Herz empört, als ein besonderes Verdienst an, und träumte nicht, daß er dasselbe Unternehmen, davon er sich jezt so viel für die endliche Eröffnung des Messiasreiches versprach, schon am folgenden Tage verfluchen würde.

Anders, o ganz anders handeln wir, meine

Brüder, wenn wir die Trennung aus dem Kreise der Unsrigen uns als nahe denken. Kann der Tag bald kommen, der unsern Bund mit ihnen zerreißt: so ist vielleicht das, was wir, eben jezt, an ihnen thun, das Lezte, was sie von uns empfangen. Werden wir dann auch nur die geringste Pflichtleistung ihnen schuldig bleiben wollen? Werden wir Freuden, die wir ihnen heute bereiten können, für ein ungewisses „Morgen" sparen? Werden wir nicht eilen mit der Bildung ihres Herzens, mit der Begründung ihrer Wohlfarth, mit der Erwiederung ihrer Zärtlichkeit? Kann der Tag bald kommen, der unsern Bund mit ihnen zerreißt: so ist es, vielleicht in Kurzem schon, nicht mehr möglich, für Kränkungen sie zu entschädigen; und vergebens, vergebens wird dann unsre Sehnsucht, vergebens werden unsre Vorwürfe, vergebens die Thränen, die wir ihnen nachschikken, und schreklich, mehr als schreklich wird das Gefühl seyn, daß alles, was das beleidigte Gewissen erfinden mag, um die Abgeschiedenen zu versöhnen, nicht mehr zu ihnen gelangt. Wie? Müssen solche Betrachtungen uns nicht sanfter stimmen? Nicht lieben uns lehren, und verzeihen? Nicht ermuntern zu Eintracht und Duldung? Nicht

eine Grenze setzen jeder Ungerechtigkeit und Härte? Nicht selbst den ältesten, den tiefsten Groll hinwegschmelzen aus der Seele, damit sie rein werde für den Tag des Gerichts? Erinnert den herzlosen Tyrannen, der die schwächere Gefährtin mißhandelt, sie könne, bald, als eine Leiche, vor ihm da liegen; erinnert die pflichtvergessene Mutter, die ihre Kleinen so gern verläßt, sie könne sie bald auf ewig verlassen; erinnert den undankbaren Sohn, der Gram und Herzeleid über das Haupt seiner Eltern bringt, er könne bald an ihrer Grube stehen; erinnert den kaltsinnigen, den verrätherischen Freund, der Erwartungen von seiner Liebe rege macht, ohne sie zu befriedigen, eine Rükkehr zu seiner Pflicht könne gar bald, für diese Erde, auf immer zu spät kommen: wird es nicht sie alle erschüttern und ihnen die Augen öffnen? Oder, fraget die Beweinenswerthen, bei denen die Trennung von Menschen, welche sie im Leben vielfach beleidigten, bereits vollendet ist, fraget sie, ob sie auch dann, wenn sie diese Trennung so nahe geglaubt hätten, in ihrem Umgang mit den Entschlafenen, so gleichgültig, so widerwillig, so erbittert, so lieblos, so unbarmherzig gewesen seyn würden? Entwaffnet, sie beken-

nen es Euch mit zerrißnem Herzen, entwaffnet haben würde sie ein solcher Gedanke. Bestrebt haben würden sie sich, alles, was die Liebe Rührendes und Erquikkendes vermag, zusammenzudrängen in diese Zeit. Verwandelt haben würde sich ihr unzärtlicher Sinn in Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Ach, mit den größten Anstrengungen und Opfern würden sie sich ein Bewußtseyn erkauft haben, das ihnen nun — fehlt.

Achten und verstehen wir, meine Brüder, wenn Gott uns auf nahe Trennungen hinweiset: ein edlerer Geist beseelt dann unser Verhalten. Mit heiliger Gewissenhaftigkeit thun wir Jedem, was recht ist. Mit weisem Ernste nutzen wir die flüchtige Zeit. Mit zarter Liebe widmen wir uns dem Glük der Unsrigen, so lange wir noch etwas dafür zu thun vermögen. Mit emsiger Treue bringen wir, was vor dem Abscheiden geschehen muß, in gebührende Ordnung. Kleinode, deren Verlust wir uns denken, behandeln wir sorgsamer, zarter, edler, Gottgefälliger. Es bedarf nicht weiter Zeugniß: Wenn Menschen, die Gott berufen hat zu gegenseitiger Liebe, diese Liebe gleichwohl, so oft, verletzen in Worten und Werken: daher kommt es, daß sie, blindlings, und

als werde nimmer ein Tag der Reue erscheinen, gegen einander zufahren; daß es ihnen nicht einfällt, ihr Bündniß könne der Himmel bald auflösen; daß sie nicht wahrnehmen und inne werden, wenn Gott sie auf nahe Trennungen hinweiset. Es liegt in der Natur eines solchen Verfahrens, daß es unsre Liebe schwächt, so lange der Bund mit den Unsrigen dauert;

Und unsre Trostlosigkeit vermehrt, wenn er einst aufgehoben wird. Lasset uns die Jünger betrachten. Daß die Zeit nahe sei, wo Jesus sie verlassen, und was die Propheten geweissagt, in Erfüllung gehen müsse; nein, das fassen sie nicht. Es läßt sie kalt, weil sie es, buchstäblich genommen, unmöglich finden; und sie finden es unmöglich, weil es ihren Erwartungen widerspricht. Als der Schlag sie nun dennoch ereilt; da sind sie zerschmettert; da zerstreuen sie sich, gleich einer Heerde ohne Hirten; da überlassen sie sich, trostlos, dem herben Gefühl getäuschter Hoffnungen; und, wie sie vorher nicht glauben wollen, was so lehrreich für sie hätte werden können, so wollen sie nun nicht glauben, was so ermunternd und beseligend für sie seyn mußte.

Das ist der Gang der menschlichen Thorheit, meine Brüder. Erst sind wir leichtsinnig, nachher sind wir schwermüthig. Erst entschlagen wir uns jeder ernsthaften, und nachher fliehen wir jede heitere Betrachtung. Erst mögen wir nicht weise werden, und nachher können wir wieder nicht ruhig werden. Das Eine muß aber aus dem Andern folgen. Haben wir die Winke, wodurch uns Gott auf nahe Trennungen hinweiset, nie verständig beachtet; haben wir unsre eigene, und der Geliebten Sterblichkeit nie ernstlich beherzigt; haben wir wohl gar den Gedanken an so etwas, wenn er in uns aufsteigen wollte, als eitle, trübe Schwärmerei getadelt, und ihn absichtlich unterdrükt; kann es anders, als uns überraschen, wenn das Unerwartete nun geschiehet? Darf es uns befremden, daß ein Gemüth zu Boden geworfen, daß es selbst der Fähigkeit, sich wieder zu erheben, beraubt, daß es auf lange für die sanften Regungen der Zuversicht zu Gott und des Vertrauens auf seine Führungen verschlossen, daß es wohl gar ein Opfer wird seines Grames und seiner Verzweifelung, wenn es, unbereitet, durch Trennungen, vielleicht durch mehrere, vielleicht

durch die schmerzlichsten, die es auf Erden erfahren kann, sich verwundet fühlt?

Oft anschauen muß man den Tod und seine Zerstörungen; eben so oft auch das anschauen, was er nicht zerstören kann, um ihn kennen zu lernen. Kennen aber muß man ihn, um jeder Trostlosigkeit auszuweichen, die er dem blos sinnlichen Menschen einflößt.

Werden wir deshalb keine Trauer bezeugen um die, welche von unserem Herzen sich loswinden? O eine tiefe, aber eine edle. Werden wir mit unserem Schmerz über ihren Hingang weniger zu kämpfen haben? O nicht weniger, aber leichter und siegreicher. Werden wir, in einzelnen Fällen, nicht selbst eben so sehr überrascht und erschüttert werden? O auch überrascht und erschüttert. Aber besinnen werden wir uns früher. Ergeben werden wir uns sanfter. Dulden werden wir gesetzter. Zurükkehren zu heiterem und freudigen Glauben werden wir rascher und gewisser. Und, was wir auch empfinden, es wird sich, wie einst bei dem, der „allenthalben versucht ward, gleichwie wir", es wird sich bald, und herrlich, auflösen in den Wohllaut des Friedens: „Nicht, wie ich will, mein Vater, sondern wie du willst"!

Dies ist Weihe, dies ist Himmelsweihe für jede Trennung, die unser wartet, meine Brüder.

Wie erlangen wir sie?

Vergeßlich bleibt immer der unvollkommene Sohn der Erde. Es giebt Augenblikke, wo auch dem Besseren der wahre Sinn des Lebens und seiner Verbindungen, hätte er denselben auch noch so wohl begriffen, weniger gegenwärtig ist. Da bedürfen wir einer Erinnerung. Und siehe! Gott hat dafür gesorgt, daß uns, von allen Seiten her, aus der Natur, aus der Erfahrung, aus den Schiksalen der Brüder, aus den Schätzen des heiligsten Buches, durch die Lebenden, durch die Todten, daß uns von Aussen, wie von Innen, Wink und Rath kommen muß. Besonders darauf, daß wir mit unsern Liebsten hier nicht vereint wurden, um es ewig zu bleiben, und folglich Trennungen immer nahe sind, weiset uns, vielfältig und unverkennbar, die Vorsehung hin.

Lasset uns ernsthaft werden, und diese Winke ehren. Kein christlichedler Mensch verhehlt sich mit Absicht, was die Zukunft ihm ankündigt. Er will weder seine Ruhe auf Gedankenlosigkeit bauen, wie der Leichtsinn, noch in Täuschungen suchen, wie die Feigheit. Er will — sehen, und

sich bereiten. Und er thut dies, um so gewisser, mit gutem Muthe, da es eine der Grundfesten seines Glaubens, Handelns und Hoffens ist, „daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen". So gerüstet finden wir den Heiland, wenn er „die Zwölfe um sich sammelt, und ihnen zuruft: sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem, und nun wird alles am Menschensohn erfüllet werden, was die Propheten geschrieben haben".

Jeder Tag ist ein Blatt im Buche unsers Lebens, und jedes Blatt füllt der Himmel mit seinen Zeichen. Diese Zeichen lesen, sie richtig deuten, sie mit besonnenem Geist anwenden, wo es gilt; darin, darin liegt alle wahre Lebenskunst, und sie zu üben, lehrt uns der große Meister.

Eine solche Aufmerksamkeit soll gleichwohl nicht ausarten. Sie soll keine Spielerei seyn, die kindisch mit Zeichen tändelt, und neugierig nach Zeichen fragt. Sie soll nicht zu Aberglauben führen, der das, was er siehet und hört, ohne Geist und Wahrheit deutet. Sie soll nicht in Aengstlichkeit übergehen, die sich mit Auslegungen quält und in Vermuthungen über die Zukunft erschöpft. Sie soll nicht bis zu jener An-

maassung steigen, die sogar eine prophetische Miene erkünstelt, und jede leere Träumerei für Ausspruch himmlischer Weisheit verkaufen will. Denn, dies alles hindert einen pflichtmässigen Gebrauch der Kraft, untergräbt den Frieden des Gemüthes, und hält, weder vor dem gesunden Verstande, noch vor dem Richterstuhl des Glaubens die Probe aus. Die Bibel betheuert *: „Eigne Weissagung und Deutung und Träume sind nichts, und wer darauf hält, der greift nach Schatten und will den Wind haschen". — Aber, Allem, woran ein prüfendes Auge, ein heller Geist, ein erfahrenes Gemüth, ein reiner Sinn die Beziehung nicht verkennen kann, es finde sich im Schooß der Natur, oder im Kreise unserer Familie, in der Andacht stillem Heiligthume, oder in des Lebens lautem Gewühl; — allem, was für die weisesten und trefflichsten Menschen von jeher wichtig gewesen und lehrreich geworden ist; — allem, was in ernsten Augenblikken, was nach frommem Bedenken, was, auch plötzlich zuweilen, dann aber, wie durch himmlische Offenbarung, das Herz uns zusagt: dem wollen wir trauen, und dem allein. Auch auf die Trennungen, welche

* Sir. 34.

die Zukunft uns vorbehalten hat, fern, oder nahe, werden wir dann hingewiesen, und auf jede gefaßt werden.

Wir werden umgehen mit unsern Geliebten, als Sterbende mit den Sterbenden; das heißt ernst und würdig und zart und edelfroh. Wir werden für den Tod einweihen uns selbst und sie, durch eine Himmelsgeist athmende Zärtlichkeit. Wir werden, indem wir täglich „das Grab uns, in Gedanken, baun", nicht als finstre Klausner, aber als heitre Pilger erscheinen, denen tief in der Brust das Gefühl wohnt: Siehe, „es ist alles eitel", ausser dem Einen, „in dem wir leben und sind". Ihn, unsern Gott, werden wir, überall, auf diesem Wege antreffen; seine Stimme werden wir erkennen, ob er zum Leben rufe oder zum Tode; bei ihm werden wir uns sammeln mit jeder verwandten Seele, und so Verbindungen stiften, die kein Schiksal verhindern und kein Sterbebette trennen kann.

Auch hierauf verweiset uns Jesus. Und wo ist Heiliges, Seliges, dahin Er uns nicht leitete?! Er schildert den Jüngern seinen Tod und ihren Verlust. Aber beides sind nur Namen für ein sinnliches Ereigniß. Der Geist kennt solche Namen

nicht. „Siehe, spricht dieser, ich bin bei euch, alle Tage, bis an der Welt Ende" *. Auch der Himmel, dahin er zurükkehrt, hat nicht Trennungen, noch blutende Herzen. „Ich gehe hin, verheißt er, euch die Stätte zu bereiten, damit ihr einst alle seid, wo ich bin" **.

O, so geschehe uns!

Das Leben hat einen großen, einen herrlichen Sinn, und nur diesen Einen Sinn für uns alle. Es soll führen zu ewigem Licht. Und was immer auf dieser Bahn liege, Kampf und Sorge, Noth und Tod; dieses Ziels kann es nicht verfehlen. Wohl! Lasset uns furchtlos „hinauf gehn" zu diesem Jerusalem!

Es kehren uns mit dem heutigen Tage die Wochen wieder, die wir dem besondern Andenken an die Leiden unsers himmlischen Meisters widmen, und die daher eine „Fastenzeit" für uns seyn sollen. O lasset uns sie, auch dazu, verwenden, daß wir die Leiden unsers eigenen Zustandes einmal recht klar überschauen, und unter allen Verlusten und Trennungen, welche uns noch treffen können, vorzüglich diejenigen uns lebhaft vor die

* Matth. 28, 20.

** Joh. 14, 3.

Seele stellen, die vielleicht zuerst kommen, vielleicht schon ganz in der Nähe uns treffen dürften. Nicht unnöthig ist ein solcher Blik. Er ist natürlich, pflichtgemäß, und heilsam. Er ehrt unsre Vernunft. Er leitet unsre Thätigkeit. Er sichert unsre Ruhe. Er waffnet unsern Muth. Er treibt uns zu Gott. Er lehrt uns „stark im Herrn, und in der Macht seiner Stärke zu seyn". Amen.

Am

Sonntage Palmarum*.

Die innere Gewißheit.

Es wohnt in dem Menschen, meine Brüder, ein Trieb nach Gewißheit. Alles Schwanken und Zweifeln ist ihm peinlich. Er fühlt sich dadurch aufgehalten. Er wird seiner selbst nicht froh, so lange er für das, woran ihm liegt, keine Bürgschaft hat, und gleichsam auf einem Gebiete sich befindet, wo er keinen festen Fuß fassen kann.

In unsern Bestrebungen wird dies auch überall sichtbar. Nur äussert es sich gar oft verkehrt. — Wir wollen Gewißheit; aber worin? und wofür? Für die Dauer unsers Lebens, für den Besitz unserer Güter, für das Fortwähren unserer Ver-

* 1811.

bindungen, für die Treue unserer Freunde, für die Gunst der Mächtigen, für die Launen des Glüks. So wünschen wir das Unbeständige zu fesseln und das Fliehende zu bannen; und alle Versuche und Anstalten, selbst gegen die Wuth der Wogen, der Stürme, und der Flammen unsern Wohlstand in Schutz zu nehmen, und, was die Elemente in jedem Augenblik zerstören können, gleichwohl zu „versichern", sind nur aus solchem Trachten hervorgegangen.

„Warum dies verkehrt sei"? Weil es vergebens ist. In dem, was, seinem Wesen nach, dem Wechsel angehört, giebt es von Natur keine Gewißheit; sie dennoch dort zu begehren, streitet wider die Vernunft.

Was aber diese Verkehrtheit nachtheilig zugleich macht: über dies fruchtlose Ringen versäumen wir die Gewißheit, die uns allein vorbehalten ist. Es fällt uns nicht ein, einen festen Standpunkt zu suchen für unsere Ansichten, eine sichere Grundlage für unsre Kenntnisse, eine untrügliche Regel für unser Verhalten, ein unwandelbares Ziel für unser Hoffen, Wünschen, Trachten unter den Veränderungen des Geschiks. Und daher sind wir so oft rathlos, ehe wir handeln, und so

oft trostlos, wenn wir gehandelt haben; und alle sogenannten Ueberlegungen, die wir anstellen, wenn etwas geschehen soll, können nicht hindern, daß wir uns in vielen Fällen nicht dennoch Vorwürfe machen, sobald der Erfolg wider Erwarten ist.

Manche endlich hätten zwar gern Gewißheit über das Höchste ihres Lebens, das Unsichtbare, Heil'ge, Ewige; aber, sie verkennen die Art der Gewißheit, welche hierüber allein Statt findet; sie irren sich in den Mitteln, die hier einzig zu wahrhafter Befriedigung führen; sie wissen selbst nicht recht, was? und wohin? Wie könnten sie den Weg finden, der sie leite?

Lasset uns heute den Genuß haben, meine Brüder, ein Gemüth voll innerer Gewißheit anzuschauen. Jesum lasset uns sehen, wie er, mit innerer Gewißheit, den Auftritten entgegen geht, welche sein irdisches Tagwerk schließen sollten. Wie könnten wir passender die Woche beginnen, die uns das Andenken an seine letzten Lebenstage zurückrufen, die uns am Kreutze den Edelsten der Menschen zeigen wird?

O komm denn, Geist unsers Vorgängers, Du Geist der Wahrheit und der Zuversicht; komm und erleuchte unsre Seelen; damit der Weg sich

uns enthülle, den wir wandeln müssen, um ihm ähnlich zu werden, und um den höchsten Segen, den es für ein schwaches Menschenherz giebt, zu gewinnen, — den Segen innerer Gewißheit. Amen.

Matth. 16, 21 ff.

Von der Zeit fieng Jesus an, seinen Schülern anzukündigen, wie er nach Jerusalem gehen, und dort von den Aeltesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten viel leiden und getödtet werden müßte, doch am dritten Tage wieder auferstehen würde.

Petrus nahm ihn bei Seite und sprach, ihm zuredend: Herr, schone dein selbst! Das wolle nie dir widerfahren! Doch Jesus wandte sich von ihm, und rief: Hinweg, Versucher, fort! Du legst mir einen Fallstrik. Nicht was Gott will, nur Menschliches liegt dir am Herzen.

Dann sprach er weiter zu seinen Schülern:

Will jemand mein Anhänger seyn, der verläugne sich selbst und nehme sein Kreutz auf sich und folge mir. Wer sein Leben retten will, der wirds verlieren; wer es aber, um meinetwillen, wagt, der wird es retten. Was hälfe es einem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann ein Mensch geben, um seine Seele wieder einzulösen?

Einst wird der Menschensohn, in seines Vaters Herrlichkeit, von seinen Engeln begleitet, kommen: dann wird er einem jeglichen vergelten nach seinem Thun.

Ja, wahrlich, ich sage Euch: es stehen hier Etliche, die des Todes Kelch nicht schmekken werden, bis sie den Menschensohn kommen gesehen haben in seiner Hoheit.

Innere Gewißheit, — Ihr müsset es fühlen, — athmen diese Worte. Ein Gemüth zeigen sie an, das, in jeder Hinsicht, und im höchsten Grade, seiner Sache gewiß, und über Natur und Zweck und Ziel seines Lebens mit sich selbst durchaus im Reinen und fertig ist. So klar liegt hier Alles vor Augen. So bestimmt spricht Alles sich aus. So nachdrüklich ist Alles bekräftigt. Und das „Wahrlich, Wahrlich"! am Schlusse, dessen es, unter solchen Umständen, kaum bedurfte, dient nur dazu, den Eindruk des Ganzen zu verstärken, und das Urtheil zu bestätigen: Hier sei die vollkommenste innere Gewißheit, hier sei ein Herz voll untrüglicher, unerschütterlicher Ueberzeugungen, und ein diesen Ueberzeugungen gemäß gerichteter und entschiedener Wille.

Bei dieser inneren Gewißheit stehen wir jezt still mit unsern Gedanken; damit wir

vor allen einen richtigen Begriff von ihr gewinnen,

sodann ihren wohlthätigen Einfluß kennen lernen,

hernach die Mittel ihrer Erlangung erfahren, und begeistert werden für ein frommes Streben nach ihrem Besitze.

Sind wir noch nicht dahin gekommen, uns Gegenstände des Nachdenkens recht klar zu machen, meine Brüder: dann ist bei uns auch noch von keiner Gewißheit die Rede. Diese setzt Licht voraus; Dunkelheit läßt immer nur blindes Umhertappen zu.

Für unsre Ansichten und Urtheile müssen wir ferner Gründe haben, diese Gründe vollkommen einsehen, und auf solche Weise uns gleichsam bezeugen: so sei es, und nicht anders. Gewißheit duldet kein leeres, beliebiges Meynen: sie fordert Ueberzeugungen.

In den Begriffen gewöhnlicher Menschen ist viel Unbestimmtes und Schwankendes. Sie mögen dies zwar nicht gestehen, und wenden lieber vor, sie wüßten sich nur nicht recht auszudrükken. Die Wahrheit ist aber, daß ihre Vorstellungen selbst verworren und mangelhaft sind, daß sie mit volltönigen, gleichwohl Gehaltlosen, oder doch

nicht verstandenen Worten sich selbst täuschen, daher auch ihre Urtheile nicht nach inneren Bestimmungen, sondern nach äusseren Umständen, verändern, und meistens der Meynung dessen sind, was sie, gerade zuletzt, gehört oder gelesen haben. Gewißheit dagegen findet sich nur, wo man in seinen Ueberzeugungen beharret, was sie schwächen könnte, abwehret, und durch den Andrang entgegengesetzter Gedanken, hätten diese auch noch so viel Schein, sich nicht erschüttern lässet.

Sollen Ueberzeugungen aber diese Unerschütterlichkeit haben: so müssen sie untrüglich seyn. Das heißt nicht: der Mensch muß aufhören zu irren; wann wird die Zeit kommen? Sondern: wir müssen, in Beziehung auf unsre Ueberzeugungen, für jetzt, uns innigst bewußt seyn, daß wir nicht irren; wir müssen den Einklang bemerken, darin sie mit allem Uebrigen stehen, was uns ausgemachte Wahrheit ist; wir müssen keine Stimme in unserem Innern vernommen haben, die sich gegen sie erhöbe; wir müssen vielmehr sehen, erkennen, fühlen, daß, eben durch sie, mehr Frieden mit uns selbst, mehr Gleichgewicht unserer Kräfte, mehr Aufschluß über unser Daseyn, und für unser ganzes Wesen mehr ächte

Vollkommenheit gewonnen ward. Was uns vollenden hilft, ist kein Wahn.

Hiemit wird nicht gesagt, daß Ueberzeugungen nicht auch, wie alles Andre an uns, der Mangelhaftigkeit ausgesetzt bleiben, und folglich einer fortgehenden Nachhülfe und Verbesserung bedürftig wären; wohl aber, daß Ueberzeugungen, als Solche, selbst diejenigen, welche nur irdische Gegenstände betreffen, nichts Zufälliges, nichts Willkührliches, sondern etwas durch höhere Gründe Bedingtes, Nothwendiges sind, und daher, jederzeit, als erhaben über Laune und Zufall, als bestehend, festruhend, und dauerhaft erscheinen müssen. Wallungen flattern vorüber; und wer kann auf sie rechnen? Ueberzeugungen sind ein Zustand, darin die Seele heimisch wird und wohnt. Wallungen des Gefühls und der Einbildungskraft bringen in unsern Entschliessungen und Bestrebungen oft durchaus keine Veränderung hervor; Ueberzeugungen, wahre Ueberzeugungen, in welchen der Mensch sich selbst erst recht gefunden hat, und von denen er daher sich auch in keinem Punkte seines Daseyns zu trennen weiß, haben immer Einfluß auf seine Gesinnung, geben seinem

Willen die Richtung, und entscheiden über sein Thun und Lassen.

Soll ich Euch, nach diesem Allen, nun das, was wir vorhin innere Gewißheit nannten, mit wenigen, jetzt aber deutlichen, Worten beschreiben, meine Brüder; so werde ich sagen müssen: Innere Gewißheit sei — der Zustand, wo wir uns fühlen im Besitze untrüglicher, und eben daher unerschütterlicher Ueberzeugungen, und eines denselben gemäß gerichteten und entschiedenen Willens.

Nur, warum sie eine innere Gewißheit heisse, hättet Ihr noch zu fragen ein Recht. Dies erkläret Euch also: Es sind nicht äussere Zeugen, die sie Euch verschaffen; es sind nicht fremde Worte, denen Ihr sie nachbetet; es sind nicht Wahrnehmungen vermittelst der Sinne, denen Ihr sie verdankt. Euer Inneres hat Euch die sichere Kunde gegeben. Der denkende, auf alles achtsame, besonders aber zu frommem Aufschauen gewohnte Geist hat sie gebohren.

Auf was für Gegenstände zunächst, bezog sich nun bei unserem Heilande diese innere Gewißheit? Ziehen wir unsern Abschnitt zu Rathe, so finden wir Folgendes:

Er nennet sich den Menschensohn. Er redet

von Gott, als seinem Vater. Er deutet auf eine Gemeinschaft mit diesem Unsichtbaren hin, die sonst Niemand von sich rühmen darf. Er fühlt die ihm inwohnende Würde mit einem edlen Stolze. Wer es sei, dies ist das Erste, davon er eine innere Gewißheit hat. — Er weiß überdies, was durch ihn geschehen soll. Ein Reich Gottes soll beginnen. Seelen sollen durch ihn gerettet, und für ein ewiges und seliges Leben gewonnen werden. Nicht, was Menschenklugheit genehmigt; was Gott will, soll für diesen Zwek geschehen. Dabei soll alles Andre ihm weichen, das Theuerste ihm aufgeopfert werden, kein Hinderniß und keine Trübsal von ihm abwendig machen, und seine vollständigste Ausführung Hauptgedanke und Hauptsorge bleiben. Wozu er berufen sei, und was ihm obliege, und welch ein gutes, großes, herrliches Werk er treibe, — das ist das zweite, wovon er eine innere Gewißheit im Herzen trägt. — Bekannt ist ihm endlich: er gehe auf diesem Wege schweren Leiden entgegen; mitten in der tiefsten Noth aber werde sein Vater sich an ihm verherrlichen; es erwarte ihn, nach dem schmachvollen Untergange, eine ausserordentliche Ehrenrettung; und dieses Ende seiner Laufbahn müsse,

statt zu hindern, den Fortgang der Absichten Gottes vielmehr unterstützen, und die Erscheinung des von ihm angekündigten himmlischen Reiches beschleunigen. Was ihm begegnen, und wie alles zuletzt sich wenden werde, damit dennoch des Ewigen Rath in Erfüllung gehe, — das ist das Dritte, davon ihm eine innere Gewißheit die Seele füllt.

So, meine Brüder, hat auch bei uns, die innere Gewißheit nur drei Hauptpunkte, welche sie umfaßt, — unser Wesen, unsre Bestimmung, unser Schicksal.

Erkennen wir, daß wir Menschen sind; daß wir alles, was blos athmet und genießt, beherrschen; daß unser Daseyn ein Leben, und unser eigenthümliches Leben ein vernünftiges Denken und freies Wirken ist; daß mit einer höheren Klasse von Erschaffenen unsere Natur uns verbindet; daß wir, nicht, wie die andern Creaturen des Staubes, blos als Werke des Schöpfers dastehen, sondern als seine Kinder und Auserwählten in Christo uns betrachten dürfen; daß wir „in ihm leben und weben, und Er nicht fern ist von einem Jeglichen unter uns"; daß wir also recht eigentlich zu Hause gehören bei ihm, und

die Erde, wenn sie uns auch den Leib gab, über unser wahres Selbst keine Gewalt hat; — erkennen wir, neben diesen allgemeinen Vorzügen der Menschennatur überhaupt, zugleich das, was wir unsre besondere Natur nennen, unser Temperament, unsre Anlagen, unsre Neigungen, unsre Stärke, unsre Schwäche, unsre Persönlichkeit mit Einem Worte; — erkennen wir dies alles so, daß wir uns selbst bezeugen dürfen: es sei uns klar, es trüge uns nicht, es rege sich kein Zweifel dagegen in unserer Seele: dann haben wir über unser Wesen eine innere Gewißheit.

Erkennet Ihr zweitens, meine Brüder, worauf es mit Eurem gesammten Daseyn angelegt sei, — daß Ihr dem Muster, nicht eines Menschen, sondern Gottes und Jesu, unablässig nachringen, diese Heiligung des Sinnes und Wandels zu Eurem vornehmsten Geschäft machen, und nur in Beziehung hierauf alles Andre achten und brauchen sollet; — erkennet Ihr, was, nach dieser erhabenen Regel, nun in jedem Zeitpunkt, bei jedem Vorfall, in jedem Verhältniß, Euch obliegt; — erkennet Ihr, Jeglicher, was insbesondre ihm, mit seinen Kräften, bei seinen Fähigkeiten, durch

seine Mittel, in seinen Verbindungen, unter seinen Begünstigungen oder Hindernissen, von Gott abgefordert werde, welches Ziel er verfolgen, welchen Beruf er wählen, welche Lebensordnung er treffen, welchen Umgang er halten, welche Menschen er suchen, wie er seinen Geist bilden, seine Zeit anwenden, seine Güter nutzen, seine Natur behandeln solle, damit des Guten möglichst viel an ihn komme und durch ihn geschehe; — erkennet Ihr das alles für die zunächst Euch anheimgefallene Aufgabe, unabhängig von fremdem Beispiel, weil dieses ja über uns nichts entscheiden darf; — glaubet Ihr, daß, was Euer ist, von Euch geschehen müsse, wenn gleich kein andrer Mensch so thäte, wie Ihr; — fühlet Ihr, mit gleicher Selbstständigkeit, in Zeiten, wo Viele sich gar nicht, oder doch nur erst nach langem Berathschlagen zu helfen wissen, Eure Verbindlichkeit auf der Stelle; — bemerket Ihr in jenen Verwikkelungen des Lebens, wo eine Pflicht mit der andern zu streiten scheint, sofort das Rechte, welches immer nur ein Einziges ist; — bringen sogar solche Fälle, die noch nie vorkamen, Euch nicht aus der Fassung, weil Ihr geübt und gewohnt seid, das Allgemeine

in steter Beziehung auf das Besondere zu denken, und die ewige Regel auf das Vorübergehende und Zufällige anzuwenden; — erfüllet Euch dabei das Bewußtseyn: hier walte kein Irthum, Euer Wandel sei gen Himmel, und es wolle Euer Herz ein für allemal nichts anderes, als — was Gottes ist, Gott geben: dann habet Ihr über Eure Bestimmung eine innere Gewißheit.

Es giebt sodann noch ein Drittes, mein Christ, worüber du gleiche Gewißheit, wenn du sie liebst, erlangen kannst. Siehe, es ereignet sich mit dir Manches, zum Theil ohne geahnet zu seyn. Das aber ahnest du nicht blos, du kannst es wissen: dein Leben mit allen seinen Auftritten stehet unter der Leitung einer höheren Hand; ohne Vaters Genehmigung widerfährt dir nichts; nach Gesetzen, von ihm bestimmt, erfolgt jede Schikkung; Freude und Leid, Reichthum und Armuth, Leben und Tod sind Mittel nur zu höherem Zwek, für deine Sittlichkeit; bei allem, was dich trifft, wird auf deine Kräfte gerechnet, und alles nimmt die Wendung, währt die Zeit, und findet die Endschaft, welche deine Erhebung zu ewiger, und ewig wachsender Herrlichkeit nöthig macht. Das kannst

zu wissen, daß der Vater dich liebt; daß er mit deiner Schwachheit Geduld hat; daß er dir deine Sünden, und wenn sie Blutroth wären, aus Erbarmung verzeiht, sobald du von ihnen lässest und zu Ihm zurükkehrst; daß er in keiner Noth, wo du an Ihn dich wendest, dir Beistand und Hülfe versagt; daß er dir verheissen hat, dich einst „zu erlösen von allem Uebel und auszuhelfen zu seinem himmlischen Reiche". Ja, oft sogar tritt, was die Zukunft mit dunklem Schleier dekt, zu unserer Kunde her; es fällt ein Licht auf den vor uns liegenden Pfad, das uns tief in die Seele strahlt; erhöhete Achtsamkeit auf die Offenbarungen, die uns Gott durch Nachdenken, durch Erfahrung, und durch des Herzens leisen Spruch ertheilt, lässet uns, nicht selten mit einer Klarheit, die uns befremdet, in die Ferne schaun. Wenn das nun bei dir geschiehet, und alle vorhingenannten Ueberzeugungen dir geläufig sind; wenn du dich fühlst mit deinem Glük und deinem Schmerze, mit deinem Zustande auf Erden und mit deinem Loose jenseit des Grabes, — dich fühlst in der Hand eines Vaters, der dich nicht sinken lasse, — und nichts hieran dich irre machen kann, weil du in diesem Gefühle lebst,

und es verflochten ist mit deiner ganzen Art zu seyn: dann hast du über dein Schiksal, mein Mitbruder, eine innere Gewißheit.

Schon aus dieser Darstellung des Wesens der inneren Gewißheit geht hervor, daß sie keinen andern, als höchst wohlthätigen Einfluß haben könne. Doch, dieser Punkt verdient besonders erwogen zu werden.

Innere Gewißheit ist ein Kleinod; denn, sie bringt Würde, Ordnung, Frieden, Stärke, Festigkeit, und eine Menge der glüklichsten und glänzendsten Erfolge in unser Leben.

Der Mensch kann zur Gewißheit gelangen. Nicht, als müßte nicht auch er tausend Dinge, daran er seinen Scharfsinn versucht, dennoch unentschieden lassen. Aber, wo es darauf ankommt, was er glauben muß, was er thun soll, und was er hoffen darf, um ein weiser, guter, heiterer Mensch zu seyn: da kann er Gewißheit finden, sofern er sie ehrlich und einfältig sucht. Dürfen uns denn über die Hauptangelegenheiten unsers Lebens die nöthigen Aufschlüsse fehlen; so daß wir nicht wissen, was wir aus uns selbst zu machen haben? Dürfen wir unsre Meinungen und unsre

Handlungen dem Zufall überlassen, so daß der Zeitgeist uns gestalten, und die Menge uns dahinreissen, und der Unglaube, oder der Aberglaube uns ein- und ausreden können, was sie wollen? Dürfen wir zwischen Recht und Unrecht, zwischen Tugend und Laster, als sei hier noch eine Wahl übrig, schwanken, so daß wir, nicht etwa einmal im Leben, sondern täglich, wie am Scheidewege stehen, und, alles eigenen Willens durch unsre Lüste beraubt, nicht das Herz haben dem Dienste Gottes den Vorzug zu geben vor dem Dienste der Welt? Dürfen wir Menschen uns nennen und Christen und dennoch „an Gott verzagen", so daß der Lauf der Dinge uns verwirret, das Gefühl unserer Sündenschuld uns zerschmettert, die Nähe des Grabes uns ängstigt, als gehe hinter diesen Schatten kein freundlicher Morgen wieder auf?? — O ein unlöbliches, ein von der eigenthümlichen Höhe und Herrlichkeit der Menschennatur tief gefallenes, ein unserem heiligen Berufe widersprechendes Leben ist das! Nur innere Gewißheit über unser Wesen, unsre Bestimmung, unser Schicksal bringt in unser Leben die Würde, die es haben soll.

Um fortzuschreiten auf der Tugendbahn, meine Brüder, That und Gesinnung zu vollenden,

und möglichst viel Gutes zu schaffen in der kurzen Zeit, muß unsre Thätigkeit ein Plan beherrschen, und Ordnung in alle Fugen und Fächer unsers Lebens dringen. Lasset diese Ordnung fehlen: da mag auch gar Mancherlei geschehen; aber, es geschiehet ohne einen Gedanken, der das Ganze bindet; es ist abgerissen; es greift nicht Eines in das Andre, und dient also auch Eins dem Andern nicht zur Unterstützung; es ist ein Hin- und Her-Irren von diesem zu jenem, ein blindes Verfallen bald hierauf, bald darauf. Darüber kommt nichts zu Stande; es wird viel gearbeitet, und doch wenig gethan. — Wo sie herrscht, die schöne, heilige Ordnung: da vertheilt sich der Mensch nicht zwischen Widersprechendem. Er faßt nicht heute Vorsätze, die er morgen zurüknimmt. Er beginnt nicht jetzt ein Werk, um es bald, abgebrochen, liegen zu lassen. Er hat einen Plan. Nach diesem Plane will er Eines. Welch ein Mancherlei dies Eine auch umfasse, es ist nach Geist und Wesen doch nur Eins. Dies Eine will er, und was dem fremd ist, will er nicht, räumt er aus dem Wege, berüksichtiget er nicht weiter. Wie nun in einer Kette sich Glied an Glied reihet: so reihet sich

in seinem Leben That an That, und jede mit sichtbarer Beziehung auf den Hauptring in der Kette seines gesammten Wirkens. Da erscheint dann, wenn auch nur erst im Werden, ein Ganzes, und ein großes, herrliches Ganzes. — Woher aber kommst du, Himmelstochter, die du dies Ganze bildest? Ist der Mensch noch mit sich selbst uneins über das, was er will; hat er das Ziel seines Strebens noch nicht deutlich gedacht; lässet er in seinen Urtheilen und Beschlüssen sich stimmen, umstimmen und verstimmen durch zufällige, stets wechselnde Eindrükke; folgt er bald eigener Laune, bald fremdem Beispiel, bald dieser, bald einer andern ihn treibenden Leidenschaft: kann er dann einen Plan machen? Und wenn er ihn macht, ist da an Ausführung zu denken? Ist da etwas, was die durch eine unglükliche Vielgeschäftigkeit gleichsam zersplitterten Kräfte sammelt, einigt, lenkt? Waltet da ein ordnender Sinn? So ein planloses Wirken aber, wobei du nichts hast, als den Anblik, daß es Segenlos zugleich sei, und eine ewig von Neuem beginnende Reue: ist es nicht eine wahre Verdammniß? Nur innere Gewißheit über unser Wesen, unsre Bestimmung, unser Schiksal

bringt in unser Leben die Ordnung, die es zieren kann.

Und sehnet Ihr Euch nicht aus der Unruhe in die Ruhe, meine Brüder? Wünschet Ihr nicht Frieden zu haben? Ständet Ihr nicht gern in einem sanften, freundlichen Verhältnisse zu Gott und zu den Menschen und zu Euch selbst? — Werdet des Vaters und seiner liebenden Nähe gewiß; und nie wird der Gedanke an ihn Euch schrekken. Werdet der Menschen, als Eurer Brüder, und dessen, was Ihr ihnen leisten sollet, gewiß; und zahllose Zwiste, die das Herz verwunden, sind nicht mehr. Werdet Eures Berufes gewiß; und ein gewissenhafteres Vollbringen muß Euch tausend Vorwürfe ersparen. Werdet Eurer Gesinnung, so daß Ihr auf sie rechnen könnet, gewiß; und Ihr höret auf, in ewigem Widerspruch mit Euch selbst zu liegen. Werdet des Zwekkes, den alle Eure Schiksale haben, gewiß; und Ihr lasset Euch die Hitze weniger befremden, die Euch widerfähret, daß Ihr versuchet werdet. Selbst eine traurige Gewißheit hat etwas Sanftes, Stillendes für das Gemüth. Menschen, die, als sie noch hin und her geworfen wurden von Furcht und Hoffnung, keinen Augenblik fast

zu sich selbst kamen, besinnen sich und werden ruhig, wenn das Harte nun entschieden ist. Nur Ungewißheit, und dies Zerrissenwerden von einem Wechsel widersprechender Gefühle, die in der Brust auf- und niederwogen, wie das vom Sturm bewegte Meer, dies kann das Herz nicht tragen. — Möget Ihr aber Frieden finden, Ihr Zweifelnden, Ihr Wankenden? Wenn Ihr noch fragen könnet, ob ein Gott sei; werdet Ihr seiner Euch freuen? Wenn Ihr, wie eine Schlange entschlüpfet, wo man Euch halten will; werden die Menschen sich liebend zu Euch neigen und gern an Euch schliessen? Wenn Ihr in Eurem Schiksal nichts als des Zufalls blinde Würfe sehet, und an Eurem Leben nichts zuverlässig findet, als seinen Unbestand; werdet Ihr mit Ruhe die Entwikkelung Eurer Angelegenheiten erwarten? Wenn Ihr, nicht einmal von dem, was Ihr selbst sollet und wollet, bestimmte Rechenschaft vor Euch abzulegen vermöget, und entweder gar keinen, oder täglich einen neuen Plan habet; wird je der Frieden einziehen können in Euer Gemüth und in Eure Hütte? — — Habet Ihr keinen Glauben, so habet Ihr auch keinen Frieden. Sogar, wo Ihr recht gethan zu haben

meynen werdet, werdet Ihr, bei ungünstigem Ausgange, hinterher dennoch trauern, weil Ihr über Eure Pflicht nicht gewiß waret. Nur innere Gewißheit über unser Wesen, unsre Bestimmung, unser Schiksal bringt in unser Leben den Frieden, der es himmlisch versüßt.

Ueberdieß macht nichts so stark, als sie. Welche Kraft giebt das Bewußtseyn, unsre Rede sei wahr, unser Wandel sei schuldlos, unsre Forderung sei recht? Welchen Unternehmungsgeist, welche Kühnheit, welche Unerschrokkenheit haucht die Ueberzeugung uns ein, es gelte einer guten That? Welche Gewalt gewinnen wir für unsre Zwekke, wenn wir einen Grund unter uns fühlen, darauf wir sicher stehen? Welcher Nachdruk theilt sich sogleich allem mit, was wir angreifen, wenn wir über die Hauptsache dabei im Reinen sind, und für diese nun uns sammeln ernst und ganz? Selbst der Schwächste, was kann er vollenden, wenn einmal die Zuversicht: es werde ihm nicht fehlen; oder, es könne dem nichts schaden, wer dem Guten nachkomme, seine Brust erfüllt und seine Seele begeistert? — Bist du aber unschlüssig, ob du wollest, oder nicht wollest; fragst du noch erst, ob der Gegenstand es auch verdiene, daß

du etwas für ihn thuest; oder hast du sonst über wichtige Punkte, die dabei eine Rüksicht fordern, noch Sorgen aller Art; oder weißst du überall nicht, was du willst: siehe, dann ist des Muthes ergiebigste Quelle trokken; woher magst du ihn nehmen? Dann weicht der Boden unter dir; wie dürftest du kräftig zuschreiten? Zweifel sind keine Bundsgenossen, sie sind Feinde. Sie spannen nicht stärker die Geistes- und Leibeskraft; sie lassen sie erschlaffen und zehren sie auf. Nur innere Gewißheit über unser Wesen, unsre Bestimmung, unser Schiksal bringt in unser Leben die Stärke, mit welcher wir Thaten thun.

Hiezu kommt noch: Wessen man gewiß ist, davon läßt man nicht, darin dauert man aus. Wozu sollte man auch greifen, liesse man das fahren? Das Gewisse wegwerfen und dem Ungewissen nachlaufen, die Wahrheit aufgeben und den Irthum an ihre Stelle setzen, hiesse das nicht, sich mit sich selbst entzweien? Daher findet Ihr Gemüther, in welchen Gewißheit wohnt, auch immer treubeharrend. Was sie als richtig einsehn, daran halten sie. Was sich ihnen als heilsam bewährt, das thun sie. Was sie als Ruf Gottes und ihres Gewissens gelten lassen müssen, davon

weichen sie keinen Fingerbreit. Was ihnen durch seine Zuverlässigkeit doppelt ehrwürdig und köstlich ist, zumal, wenn sie es nur durch große Mühen und Opfer erwarben, das lassen sie sich nicht rauben; nicht durch Drohungen, nicht durch Lokkungen, nicht durch Menschen, nicht durch Schiksale. Dafür opfern sie Gut und Blut. „Ihr Glaube ists, der die Welt überwindet". — Hat der Mensch aber diesen Glauben nicht, dieses Glaubens „gewisse Zuversicht" nicht: was soll ihn halten? Er weiß nicht, ob er etwas anderes und besseres sei, als das Thier; was soll ihn schützen gegen thierische Lüste? Er trägt keinen Gott in seinem Herzen; was soll ihn abhalten, mit den Thoren zu sprechen: „Es ist kein Gott"? Er ist mit seinem Berufe noch nicht im Klaren; und daß er „theuer erkauft" sei, noch nie hat er davon die unwidersprechliche Wahrheit gefühlt; was soll ihn retten aus den Schlingen der Versucher, oder seinen Vorsätzen Dauer geben, wenn er auch die heiligsten gefaßt hätte? Ihm ist Unsterblichkeit eine bloße Aufgabe für gelehrte Grübeleien, aber kein Wonnegedanke, den sein Herz umfaßt hielte, wie ein unverlierbares Kleinod; was soll ihn emporhalten in jenen Leidens-

nächten, wo kein Lichtstrahl die Wolken seines Elends theilt, kein Engel ihm zur Seite steht, kein Lohn ihm aus der Ferne winkt; was soll der Verzweiflung wehren, daß sie nicht mit allen ihren Qualen ihn überfalle?? — Habet kein Selbstgefühl, das Euch erhebt, und keinen Gott, auf den Ihr bauet, und keine Bestimmung, für die Ihr entschieden seid, und keinen Anker, den Ihr auswerfet, wenn es im Leben stürmt: dahin kommt es mit Euch, und muß es kommen. Nur innere Gewißheit über unser Wesen, unsre Bestimmung, unser Schiksal bringt in unser Leben die Festigkeit, dadurch jeder Schritt, den wir vorwärts thun, ein Schritt zur Vollendung wird.

Wenn ich nach diesem allen behaupte: diese innere Gewißheit führe auch eine Menge der glüklichsten und glänzendsten Erfolge in unserem Leben herbei; werdet Ihr lange Beweise fordern? — Daß sie unser eigenes Leben allererst zu einem Leben, zu unserem Leben macht, liegt am Tage. Wir sind ja nicht wir, und also nichts, so lange wir von unserem edleren Selbst nicht wissen, so lange wir über unser Wesen, unsre Bestimmung, unser Schiksal nicht zu befriedigenden Entscheidungen gelangt sind. —

Aber, auch unsre Wirksamkeit unter den Menschen wird durch innere Gewißheit erst recht Erfolgreich und gesegnet. Oft hängt das Gedeihen unserer Werke davon ab, wie kühn und rasch wir sie beginnen; wer hat aber mehr Muth, als, wer seiner Sache gewiß ist? Oft davon, wie leicht, wie gewandt, wie unbefangen wir uns dabei nehmen; wer versteht dies aber besser, als wer seiner Sache gewiß ist? Oft davon, wie treu wir darin ausdauern; wer beharret aber freudiger, als wer seiner Sache gewiß ist? Oft davon, wie glüklich wir Hindernisse überwinden; wer hat aber eine siegreichere Gewalt ihnen entgegenzusetzen, als wer seiner Sache gewiß ist? Der Mensch mit der inneren Gewißheit trete als Lehrer auf; und seine Worte werden Gewichtvoller in die Seelen fallen. Er erscheine als Arzt an einem Siechbette; und seine Versicherungen werden glüklicher wirken, denn seine Heilkunst. Er stelle sich als Feldherr an die Spitze eines ergebenen und ihm vertrauenden Heeres; und er wird den Sieg davon tragen, weil er ihn heilig verhieß. Jene Alle, die viel leisteten, thaten dies insgesammt nur, weil sie — Charakter hatten, wie man

es oft nennt; was aber nichts anderes ist, als innere Gewißheit. Innere Gewißheit, mein Mitbruder, wo sie in dir wohnet und durch dich wirket, da thut sie Wunder; und nie größere, als in einzelnen, entscheidenden Augenblikken. Ganz anders bewegt sich da die Hand, ganz anders schreitet da der Fuß, ganz anders tönt da die Stimme, ganz anders leuchtet da das Auge, ganz anders schlägt da das Herz, ganz anders gestaltet sich da der Mensch und seine Arbeit. Mit innerer Gewißheit schoß einst, auf Tyrannenbefehl, ein Vater den Apfel von seines Knaben Haupte, ohne den Liebling zu berühren. Mit innerer Gewißheit würdest du an einem Abgrunde vorüberwandeln, ohne in seine Untiefen hinabzusinken. Der blosse Anblik eines Menschen, dem innere Gewißheit die Brust umgürtet; der eine Ueberzeugung hat, und daher in ihr lebt; der über seine Pflicht im Reinen ist, und darum sie erfüllen muß, es gelte, was es wolle, und führe, wohin es sei; — der bloße Anblik so eines Menschen, wie er da steht — „so stehet ein Berg Gottes, den Fuß in Ungewittern, das Haupt im Sonnenstrahl"! Dieser bloße Anblik gebietet Ehrfurcht; und wenn du auch das

Haupt nicht verneigst, deine Seele beugt sich tief.

So sehet Ihr, wo Ihr ihn aufsuchen möget, den Heiland. Die Würde, die ihn immer umstrahlt; die Ordnung, die seine Thätigkeit bezeichnet; der Frieden, der aus seinem Wesen und Wirken haucht; die Stärke, der nichts Kühnes zu kühn und nichts Großes zu groß ist; die Festigkeit, daran alle Versuche der List und alle Pläne der Bosheit zu Schanden werden; dies Alles, woher kam es ihm? Und daß Thaten durch ihn geschahen, die seine Jünger ihm nicht nachthun konnten, weil sein Glaube ihre Herzen nicht hob *; daß Tausende ihm nachzogen und sich nicht satt hören konnten an der „gewaltigen Predigt"; daß die Edleren das Wort aufnahmen von seinen Lippen und es bewahrten, als ein Heiligthum; daß selbst erbitterte Feinde „dem Geiste, der aus ihm redete, nicht widerstehen" konnten; daß sie gegründet ward, seine Kirche, und wiewohl mit dem Untergange seiner Person, dennoch herrlich emporstieg, ein Gebäude für alle Zeiten und Geschlechter: woher kam dies? Daher! Daher, daß es

* vergl. Matth. 21, 21. Marc. 9, 18. 19. 23. Marc. 11, 23.

ihm gewiß war: „Er sei gekommen, er müsse leben, leiden, sterben um uns selig zu machen".

Ein Kleinod des Himmels, o es liegt am Tage, ist die innere Gewißheit.

So dürfen wir heute auch nicht aus einander gehen, ohne uns über die Mittel ihrer Erlangung wenigstens eine kurze Auskunft gegeben zu haben.

Durch Andre mitgetheilt, so daß wir blos nöthig hätten, sie in Empfang zu nehmen, kann uns die innere Gewißheit nicht werden. Man erwirbt sie auch dadurch nicht, daß man Brüdern, bei denen man sie etwa zu finden glaubt, sie unbedingt ablernen will. Sie ist jedes Einzelnen eigenste Sache. Und was dein Herz befriedigen soll, das muß auch deinem Herzen nichts Fremdes, es muß darin einheimisch, es muß da geboren seyn. „Suchet denn; so werdet Ihr finden".

Nur was klar ist, kann uns gewiß werden. Nur was wahr ist, kann uns gewiß bleiben. Nur was den Einklang mehrt in unserem Innern, kann ewig und einzig das Rechte seyn; denn auf Widerspruch, Lüge und Selbstzerstörung ist in Gottes heiligem Staate nichts berechnet.

Mitbruder, der du nach innerer Gewißheit ringst, verstehe also vor allem dich selbst. Erblikke dein Wesen, wie es ist, und deine Kräfte, worauf sie zielen, und dein Schiksal, wohin es deutet. Ansichten, die dich ehren und beseligen, sind wahr; mache sie dir zu eigen. Ansichten, die dich entzweien, und während sie dir auf der Einen Seite Genuß bieten, dich auf der andern erniedrigen, sind falsch. Verwirf sie sogleich. Wie in einem Werke der Tonkunst da ein Fehler liegt, wo Uebellaut ist, — so bist du auch mit dir selbst noch nicht im Reinen, wenn noch Widerspruch ist, und wäre er noch so leise, in deinen Begriffen, Gefühlen, Ueberzeugungen und Handlungen. Damit er weiche, und du selbst dir klar werdest: schaue, in einem Spiegel, den dir Gott selbst dazu vorhält, dein Bild. Dieser Spiegel ist des Herrn Evangelium. Laß das Licht seiner Lehre, seiner Vorschriften, seiner Verheissungen in deine Seele fallen; und nichts wird dir dunkel bleiben. Vergleiche mit dem Geiste, der da sich ausspricht, die Urtheile deines eigenen Innern; und du wirst dich, nach Wesen, Bestimmung und Schiksal, darin gezeichnet finden mit überraschender Klarheit.

Soll dich dann, fortdauernd, diese Klarheit

umleuchten, und was dir deutlich ward, auch gewiß werden: wandle im gefundenen Lichte, und nur in diesem. Ein „reines Herz" giebt den „gewissen Geist", und wer das Rechte thut, der wird des Rechten inne. Fühle also, wie dein Glaube, wo du ihn anwendest, dich erhebt; und er wird bald unerschütterlich seyn. Fühle, wie die Pflicht, wo du sie übst, dich veredelt; und sie wird bald die Achse werden deiner Thätigkeit. Fühle, wie jede Schikkung, wo du sie nutzest, dich segnet mit himmlischem Segen; und es wird bald für deine Hoffnung und Zufriedenheit keinen festeren Grund geben, als den Lobgesang: „des Herrn Rath ist wunderbar, doch er führet es herrlich hinaus". Nur der Weltsitte wolle nicht huldigen, sie ist schwankend. Nur fremdem Urtheil wolle nicht nachlallen; darüber verschwindet die eigene Ueberzeugung. Nur mit „Fleisch und Blut", und mit den Eingebungen des Eigennutzes, der Trägheit, der Wohllust, der Leidenschaft, wolle nicht zu Rathe gehen; denn sie überreden ihren Sklaven: es sei nichts gewiß, als der Augenblik und sein Genuß, und haben uns am Ende doch betrogen, — denn „das Wesen dieser Welt vergeht". Je niedriger der Stand-

punkt ist, den wir nehmen, desto beschränkter, verdächtiger ist unsre Ansicht. Je mehr wir über das Irdische, Vergängliche, Zufällige uns aufschwingen, desto mehr nahen wir dem Gebiete des Wahren, Gültigen und Gewissen.

Und wollet Ihr zu der allerhöchsten Mündigkeit, deren hier auf Erden der Mensch fähig ist, gelangen, theure Brüder: Leidet selbst für Euer Wissen und Gewissen, sobald es die Umstände fordern, und kostet es irgendwo Kampf, die bessere Ueberzeugung darzulegen, geltend zu machen, in Thaten zu bewähren, — scheuet den Kampf nicht. Wer viel für einen Gegenstand gethan, der läßt ihn schwerlich sich entreissen. Märtyrer, die ihrer inneren Gewißheit zulezt das Leben brachten, fiengen erst mit kleinen Opfern an. Und einen einleuchtenderen Beweis, daß das, woran er hält, kein Wahn ist, kann sich der Mensch nie geben, als wenn er handelt im Geiste der Ueberzeugungen, die ihn beseelen, und durch diese Handlungen, die ihn äusserlich zu Grunde richten, sein inneres Glük wachsen siehet.

Gott führe Euch, geliebte Brüder, zu diesem inneren Glükke, durch innere Gewißheit!

Gott „erleuchte die Augen Eures Verständnisses, daß Ihr erfahren möget, was das Beste" *, und, als Solches, zugleich das Gewisse, das einzige Gewisse sei! Gott helfe, daß wir, alle, bald! von uns bezeugen können: „Ich bin gewiß, daß weder Tod, noch Leben, weder Kräfte des Himmels, noch Gewalten der Erde, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges, weder Hohes, noch Tiefes, noch irgend eine andre Macht uns scheiden könne von der Liebe Gottes" **. Bis es aber dahin kommt, lasset uns wenigstens also sagen: „Ich bin dessen in froher Zuversicht, daß der in mir angefangen hat, das gute Werk, — der wird es auch vollführen bis auf den Tag Jesu Christi" ***. Amen.

* Philipper 1, 9. 10.

** Röm. 8, 38. 39.

*** Philipper 1, 6.

Am

Sonntage Misericordias Domini*.

Hohe Berufsfreudigkeit durch würdige Berufsansicht.

Es giebt „mancherlei Kräfte, meine Brüder, und mancherlei Aemter". „Ein Geist" aber, sollte alle beseelen, wie sie alle von „Einem Gott" sind, der Geist der Freudigkeit. Finden wir diesen, wo Menschen arbeiten, überall?

Lasset uns, in ihrem Berufskreise, sie betrachten.

Dort wartet der Eine seine Geschäfte ab; aber Ihr sehet es ihm an, er schämt sich ihrer, er läßt sich ungern dabei antreffen, er glaubt seine Ehre dadurch gekränkt. Ist das Freudigkeit? —

* 1811.

Dort treibt ein Anderer sein Werk; aber, Ihr sehet es ihm an, er fährt ohne Sorgfalt darüber hin; er will nichts Ganzes, nichts Vollendetes, nichts Ruhmwerthes liefern; er wills nur fertig haben, um Zeitvertreibe, die ihm mehr am Herzen liegen, zu beginnen. Ist das Freudigkeit? — Dort nimmt ein Dritter seine Arbeit wahr; aber, Ihr sehet es ihm an, es sind heuchlerische Anstrengungen; er mögte blos dem Brodherrn, der neben ihm steht, von seiner Treue einen hohen Begriff beibringen; hat ihn jedoch dieser verlassen, so ist auch der Fleiß verschwunden, und der Augendiener weiß kaum noch, daß ihm etwas übertragen sei. Ist das Freudigkeit? — Dort steht ein Vierter im Taglohn. Aber, Ihr sehet es ihm an, ob er Nutzen schaffe, ist ihm gleich. Langsam bewegen sich die trägen Glieder. Er überlegt nicht, er sorgt nicht, er eifert nicht, es rinnt kein Schweiß ihm von der Stirn. Wird die Zeit doch dahingehn und am Abend der Sold erfolgen! Ist das Freudigkeit? — Dort verwaltet ein Fünfter sein Amt. Aber, Ihr sehet es ihm an, er fühlt sich in ein Joch gezwängt, abstreifen mögt' er die verhaßten Fesseln, er wartet auf den Augenblik, sie wenigstens zu lüften, mit

peinlicher Ungeduld; und werden ihm vollends einmal ungewöhnliche Anstrengungen zugemuthet, so hört er nicht auf zu murren, und seinen Verdruß an den Tag zu legen. Ist das Freudigkeit? — „Miethlinge, Schalksknechte" nennt die Sittenlehre Jesu die Arbeiter solcher Art.

Wo ist denn Freudigkeit, meine Brüder?

Sahet Ihr einen Menschen, dem der Beruf an sich, und ohne Nebenrüksicht, theuer war; dem Liebe zur Sache im Herzen wohnte; der in seiner Amtsführung des Lebens schönsten Genuß fand; der sein ganzes Wesen an das ihm übertragene Werk hingab; der Tag und Nacht darauf sann, immer Vollkommneres zu liefern; der seinen Geschäften entgegenflog; der am Erfolge nicht zweifelte, und für einen möglichst hohen Segen glühete; der selbst zu erschöpfenden Mühen, wo es seyn mußte, sich gern verstand, und gebot es die Pflicht, Zeit und Kräfte, Erholung und Ruhe, Geld und Gut, und sogar das Leben dranzusetzen kein Bedenken trug; — sahet Ihr einen Solchen: das war ein Berufsfreudiger Arbeiter.

Und so sollten sich Christen, ohne Ausnahme finden lassen. Denn nicht ein gemeiner, auf eigenen

Ruhm und Gewinn bedachter Mensch, — ein Herrlicher ist unsers Bundes Haupt, der da „kam, daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für Viele", — der es seine „Speise nannte, zu thun den Willen des Vaters, der ihn gesandt, und zu vollenden sein Werk". Nein, Ihm gleichen wir nicht, seine Schüler sind wir nicht, zur Heerde dieses „guten Hirten" gehören wir nicht, wenn es uns im Berufe an seiner Freudigkeit fehlt.

Mögten wir zu ihr uns bilden, theure Brüder! Es giebt doch keine Gemüthsverfassung, die ehrenvoller für uns selbst wäre, und zugleich wohlthätiger für unsern Kreis, — die mehr Ruhe in unser Herz, mehr Freude in unser Leben, mehr Reitz in unsre Arbeiten, mehr Segen in unsre Verhältnisse bringen könnte, als sie.

O, der du uns berufen hast zu dieser Freudigkeit, du Gott der Ordnung und des Heils! Hilf uns, sie zu gewinnen, und begeistre uns durch das Musterbild des „guten Hirten". Amen.

Joh. 10, 12 — 18.

Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt lässet sein Leben für die Schafe. Ein Miethling aber, der nicht der rechte Hirt ist, und dem die Schafe nicht zugehören, siehet den Wolf kommen, und verlässet die Schafe,

und flieht. Nun kann der Wolf rauben und die Heerde zerstreuen. Der Miethling flieht, — denn er ist ein Miethling; und der Schafe achtet er nicht.

Ich bin der gute Hirt, und kenne die Meinen, und bin bekannt den Meinen, so wie der Vater mich kennet, und ich kenne ihn. Darum lasse ich mein Leben für die Schafe.

Und ich habe noch andre Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind. Auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören, und so wird Eine Heerde und Ein Hirt werden.

Darum liebt mich mein Vater, weil ich mein Leben wage, um es wieder zu gewinnen. Niemand zwingt mich dazu; ich lasse es freiwillig. So wie ich es aber freiwillig lasse, so habe ich auch die Macht, es wieder zu gewinnen. — Dies Gebot habe ich von meinem Vater empfangen.

Berufsfreudigkeit, geliebte Brüder, haucht aus jedem Wort des guten Hirten zu uns her. In jener Seelenstimmung befindet er sich hier, wo das ihm obliegende große Werk sein ganzes Gemüth füllt; wo ihn die Hoffnung glänzender Erfolge hoch entzükt; wo er mit Ueberzeugung empfindet, es werde keine Gefahr davon ihn abwenden können; wo er aus freier Liebe dafür sterben will.

Auch die Quellen dieser Freudigkeit sind klar. Er erkennet seinen Beruf als Auftrag

Gottes. „Dies Gebot habe ich empfangen von meinem Vater". Er betrachtet sein Tagwerk nicht als eine gleichgültige, fremde, sondern als seine Angelegenheit; darum er die, zu welchen er gekommen ist, auch stets die Seinen nennt. „Ich kenne die Meinen und bin bekannt den Meinen". Er findet an sein Amt selbst den Werth seiner Person geknüpft. Mit sichtbarem Wohlgefallen nennt er sich daher den „Hirten" der Menschen, den „guten Hirten"; und es ist ihm entschieden, daß ohne seine Dazwischenkunft „der Wolf die Heerde zerstreuen" werde. Ja, er erklärt das, was er für den Augenblik zu thun vermöge, nur für eine Vorbereitung auf größere Zwekke und seligere Entscheidungen. „Ich habe noch andere Schafe, spricht er, — und sein weissagendes Herz schauet dabei begeistert in eine ferne Zukunft, — ich habe noch andre Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind. Auch diese muß ich herbeiführen; und sie werden meine Stimme hören; und es wird eine Heerde und ein Hirt werden".

Daß er seinen Beruf so richtig beurtheilte, sehet, das war die Ursache, warum er ihn so freudig trieb. Und es muß daher für uns, wollen wir zu gleicher Höhe des Sinnes uns erheben,

heute das Erste seyn, daß wir die Ueberzeugung gewinnen:

Eine würdige Berufsansicht führe zu hoher Berufsfreudigkeit.

Der Herr lasse uns finden, was wir suchen!

Jede Kraft, meine Brüder, die wir besitzen, und jede Verbindung, darin wir leben, erlässet einen Ruf an uns. Entscheidet der innere Richter, dieser Ruf könne nicht abgelehnt, ihm müsse gehorcht werden, so wird aus dem Rufe ein Beruf. So haben wir alle den Beruf: die Wahrheit zu erforschen, das Unrecht zu meiden, die Brüder zu lieben, den Himmel zu suchen. Ausser diesem allgemeinen Berufe, den der König hat, wie der Hüttenbewohner, soll jeder Mensch, sobald er durch Alter und Kräfte dazu gereift ist, noch einen besonderen Beruf übernehmen; das heißt, er soll, nach Maaßgabe seines Standpunktes in der Gesellschaft, auf ihren Ruf, zur Abwartung gewisser Geschäfte, zur Besorgung gewisser Angelegenheiten, zur Erfüllung gewisser Pflichten, zur Leistung gewisser Hülfen sich anheischig, und dadurch unter den Brüdern sich nützlich machen.

An diesen Beruf denken wir hier zunächst, wenn wir würdige Berufsansicht die Quelle hoher Berufsfreudigkeit nennen. Aus der eigenthümlichen Natur dieses Berufes, meynen wir, gehe alles hervor, was der Mensch bedürfe, um sich unter den Obliegenheiten desselben zu erfröhlichen.

Unter der Menge freilich herrschen solche Begriffe nicht. Man glaubt vielmehr: ob ein Mensch mit Freuden, oder „mit Seufzen" sein Amt führen könne, das liege an den Umständen, am Zufall, an den Aufmunterungen, oder Behinderungen, die er finde, an dem Dank, oder Undank, den er erndte, und ob gesegnet, oder fruchtlos seine Mühe sei. — Verhielte sichs also: dann hätte Jesus keine Berufsfreudigkeit haben können. Denn, wer ward jemals, bei der gewissenhaftesten, beharrlichsten, uneigennützigsten, und edelmüthigsten Berufsverwaltung, von den Zeitgenossen weniger gewürdigt, tiefer gekränkt, schmachvoller gemißhandelt, als er? — Aber, der gemeine Glaube ist auch hier, wie so oftmals, eitler Wahn. Es giebt keinen Beruf, schlechthin keinen rechtmässigen Beruf auf Erden, der nicht Freudigkeit forderte, Freudigkeit wirkte; denn jeder Beruf gestattet würdige Ansichten.

Unter folgende vier Hauptpunkte läßt sich alles, was hier in Betracht kommt, am leichtesten zusammenstellen.

Wir haben nämlich von unserem Beruf eine christlich würdige Ansicht; wenn wir ihn achten —

als Auftrag unsers himmlischen Oberherrn;
als Hauptgegenstand unsers irdischen Wirkens;
als Bedingung unsers gesellschaftlichen Werthes;
als Vorschule unserer höheren Thätigkeit.

Die Ueberzeugung, daß ihr Beruf Auftrag ihres himmlischen Oberherrn sei, rauben Viele sich selbst. Entweder, sie überlassen es, wie sie sagen, dem Schiksale, und darunter verstehen sie blindes Ungefähr, in was für Geschäfte es sie werfen werde. Oder sie betrachten die Uebernahme eines Amtes nur als einen Schritt, wozu mit eiserner Ruthe der Hunger die Menschen treibe. Oder sie wählen das Fach ihrer künftigen Thätigkeit nach allerlei zufälligen und kleinlichen Rüksichten, nach der Gemächlichkeit, der Ehre, den Vorrechten, den Einkünften, den Freistunden, den Belustigungen, die es ihnen verspricht. Oder sie bleiben bei den sichtbaren, nächsten Anlässen stehen, wodurch sie ihren Posten

empfiengen, und sagen: die Gesellschaft, die Obrigkeit, der Staat habe ihnen ihren Wirkungskreis angewiesen. Beziehungen auf Gott suchet Ihr hier vergebens.

Und doch liegen diese so nahe. Jeder Mensch hat sein besonderes Kraftmaaß, seine besonderen Anlagen und Neigungen. Oft zeigen sich diese schon frühe, und gleichsam vor die Stirne hat Gott es solchen Menschen geschrieben, wohin er sie unter den Uebrigen stellen will. Oft aber entwikkelt es sich erst später, zu welcher Berufsart jemand am meisten tauge und hinneige. In beiden Fällen zeigt der Hausvater der Welt, was er mit jedem Einzelnen im Sinne habe, durch die ihm verliehene eigenthümliche Natur. Wo eine Kraft von Gott ist, da ist auch ein Auftrag von Gott. Und habt Ihr denn nur für Euch selbst, und für Eure Zöglinge das Feld der Thätigkeit gewählt, wofür sich Euer Wesen und das Ihrige am besten eignet, und wo das größte Gute von Euch geschehen kann: so verlasset Euch darauf, der himmlische Oberherr hat Euch in Euren Wirkungskreis geführt.

Befändest du dich aber auch nicht da, wohin dein Inneres dich gewiesen, mein Christ; immer

bist du von Gott, und nur von ihm, zum Werk berufen. Er herrscht in seiner Welt; so lenkt er auch die Umstände, unter welchen gerade dieser Kreis sich für uns öffnen muß; so geschieht es nach seiner Genehmigung, wenn wir die Stelle nicht finden, auf welche unsre Kraft berechnet schien; so ist es seine Einrichtung, daß Menschen für Menschen in höchst manchfaltigen Verbindungen und zu höchst verschiedenen Zwekken, im Grunde aber nur, damit das Ganze so desto besser erhalten werde, arbeiten; so kann er mithin auch nichts anders wollen, als, daß jeder in seinem Fache, für sein Haus, unter seinen Mitbürgern, mit seinen Fähigkeiten das Möglichste und Beste thue; so wendet er sich demnach mit dieser Forderung an uns alle, wir mögen in dem selbstgewählten, oder in einem aufgedrungenen Berufe arbeiten, wir mögen an unserm Platz uns fühlen, oder nicht.

Und dieser Gedanke erhöbe nicht unser Herz? Er enthielte nicht hohe Tröstungen über die Mißgriffe, die bei der Entwerfung unsers Lebensplans gemacht worden sind? Er gösse nicht eine Freudigkeit, die wunderbar fürs Gute stärkt, in unsre Brust? Sehet! Wie gering auch von

Aussen, — wir sind Gesandte des Allerhöchsten; dies giebt frohe Selbstachtung. Worin unsre Arbeit bestehe, — ist sie nur pflichtgemäß, wir thun sie auf sein Geheiß, für seine Absicht, in seiner Welt; dies versüßt jede Mühe. In welchem Kreise wir wirken, — Ein Heiliger hat uns das Glük desselben anvertrauet; ein Allwissender läßt keine verborgene Anstrengung unbemerkt; ein Unpartheiischer würdigt den bewiesenen Fleiß nicht nach dem oft zufälligen Glanz des Erfolges, wie die kurzsichtigen Menschen; ein Mächtiger hilft Schwierigkeiten überwinden und schüzt gegen Gewalt und Tükke den Redlichen; ein Gerechter kommt einst, um Rechnung zu fordern von unserm Haushalt, und dann zu vergelten, „nachdem ein jeder gehandelt hat". O dies macht ernst, aber auch heiter; dies wekt Lust und Liebe zur Sache; dies hält selbst unter ungewöhnlichen Berufslasten den Muth empor; dies lehrt auf Segen hoffen und vor Menschen nicht zittern; dies leihet unsrer ganzen irdischen Thätigkeit einen Adel, und eine Bedeutung in unsern Augen, wodurch wir bewogen werden, ihr unser angestrengtestes Nachdenken, ihr unsern fröhlichsten Fleiß, ihr die Gesammtkraft unsers Wesens zu weihn. —

In solchem Streben sehen wir unsern Heiland begriffen. Er hat es nicht so bald erkannt, daß zur Menschenerlösung der Vater ihn auserwählt und wunderbar gerüstet habe, — als sein Beruf seine heiligste Liebe, als der Brüder Wohl sein ewiger Gedanke, als es ihm klar, wie der Tag wird: „wer den Vater kenne, der thue auch seinen Willen; der gute Hirt lasse sein Leben für die Schafe".

Wie aber, wenn nun für Zwekke, die er verabscheuungswerth fände, ein Mensch sich eingeladen sähe, ist da auch Ruf des Herrn? — Meine Brüder; was „unser Herz verdammet", das ist wider Gott; was wider Gott ist, kann nicht von Gott seyn. Ergeht daher an dich ein Ruf, dagegen dein Gewissen sich empört:-so nimmst du ihn, — bist du ein Redlicher! — nicht an, weil du nicht uneins mit dir selbst kannst werden wollen. Und spräch' ein Anderer: Für die Rechtmässigkeit der Beschäftigung müsse der stehen, der sie uns übertrage; so würdest du bloß die Antwort haben: „Ich darf zu nichts mich hergeben, was ich verwerfen muß". Oder entstände die Bedenklichkeit: wie du denn nun durchkommen wollest? so würdest du

erwiedern: „Ich darf mich doch nicht innerlich zerstören, um äusserlich mich zu erhalten; verlaß' ich Gott, so muß er mich verlassen; hält ich an ihm, so bleib' ich auch sein Kind, und nimmer kann mir fehlen, was ich brauche".

O, welches Amt wir führen, theure Brüder, und wie wenig es zu unserer Neigung passe: doch ist es Gottes Ruf. Nur Schlechtes treibe Niemand! Wer Gutes vorhat, den hat Gott bestellt; und so hebt Freudigkeit sein frommes Herz.

Fänden die Menschen überdieß in ihrem Berufe den Hauptgegenstand ihres irdischen Wirkens: so öffnete sich ihnen damit eine zweite Quelle dieser Freudigkeit. Ihr Eigennutz muß sie jedoch verschliessen.

Sie haben es kein Hehl: sie suchen Brodt, nur Brodt, durch ihren Fleiß. Vermögten sie ohn' Arbeit sich zu nähren: für Wen dann Arbeit? Da sie von Niemand wissen, als von sich selbst, und höher sich nicht freuen können, als, wenn sie es, nach ihrem Ausdruk, „Gottlob! — nicht nöthig haben" für Andre einen

Finger nur zu regen! — Nein, der Brüder Sache ist nicht ihre Sache. Das Amt, darin sie stehn, macht ihnen weder Sorgen, noch Gedanken, beschäftigt nicht ihr Herz, nicht ihren Geist. Und nahet wo ein Wolf, Verlust und Kampf, Gefahr und größre Mühe: da retten sie nur sich, — das Werk mag untergehen. — Nun setzet vollends eine ganze Gesellschaft solcher Elenden zusammen, wo jedem nur das Eigne gilt, und der Mitmensch blos in Betracht kommt, wiefern er für das Eigene gebraucht werden kann, verlassen aber und unter die Füße getreten wird, sobald seine Dienste nicht mehr vonnöthen sind: wie? könnt Ihr ihn ertragen, diesen Anblik? Oder, mögtet Ihr da lieber seyn, als unter Edlen, wo jedem, weil er liebt, das Ganze angehört? Wollt Ihr denn wirklich weiter nichts als leben? Wie? Wären wir so klein, daß wir mehr nicht umfassen könnten, als das Eigene? Oder so schlecht, daß wir nichts Höh'res wüßten, als was „zum Munde eingeht"? — — — Es ist nicht möglich, meine Brüder; erglühn von heilgem Zorne muß der Christ, wenn er hieran gedenkt.

Leben heißt Wirken; es heißt mit jeder

Kraft wirken, es heißt Schönes, Gutes, Menschen Beglükkendes, es heißt „Gottes Werke wirken". Darum lebt man nur erst recht, wenn man einen Beruf hat, und diesen Beruf mit ganzer Seele treibt. Darum muß der Beruf als unsre Hauptsache bearbeitet werden, wenn nicht das Leben seinen Sinn verlieren soll. Darum kann kein ächter Mensch den Beruf zu bloßem Mittel herabwürdigen für die leibliche Nothdurft, ohne des Himmels Ordnung zu verkehren, und sich selbst zu verkennen. Darum darf dein Beruf, auch wenn er nur ein Uebertragenes ist, dir dennoch nichts Fremdes bleiben; er gehört zu deiner Person und deinem Daseyn. Darum endlich geht der Beruf, weil erst durch ihn ein jedes seine Bedeutung empfängt, auch allem Uebrigen im Leben voran. Vergnügen, Ruhe, Zeit und Kraft muß ihm geopfert werden, nur er allein durch keine Rüksicht leiden. Was Haupt ist, gelt' als Haupt, und werde so behandelt!

O, diese Ansicht lasset uns gewinnen, theure Brüder. Wir leben nicht „vom Brodte allein"; lasset uns fühlen: wir leben auch nicht um Brodtes willen allein. Leben ohne Beruf ist ein Widerspruch in sich selbst; so lasset nicht die Willkühr

trennen, „was Gott zusammengefügt hat", und uns nur dann wahrhaft zu leben glauben, wenn wir für den Beruf leben. Wessen Sache auch sollte er denn seyn, wenn nicht die unsrige? wer sollte unserer Geschäfte, unserer Wirthschaft, unserer Familie, unserer Kinder sich annehmen, wer? Läg' alles dies uns selber nicht am Herzen? „Ich bin dazu gebohren und in die Welt kommen, sprach der Heiland, daß ich die Wahrheit zeugen soll". So denkt, wer Sein ist, auch. Ich bin dazu gebohren, daß ich Gerechtigkeit handhabe ohne Ansehen der Person; dies erkenne der Obre! Ich bin dazu gebohren, das ich für ein edleres Daseyn die Jugend bilde; dies erkenne der Lehrer! Ich bin dazu gebohren, daß ich im Haushalt Gottes Stelle vertrete, — und wir, daß wir die Wohlthäter unsers Lebens ehren, und wo sie wandeln, Blumen streun, dies erkenne Vater und Mutter; Bruder und Schwester; Kind und Kindeskind! Alle überzeuget Euch: Euer Werk treu zu verwalten, Eure Arbeit stets zu vervollkommnen, Euren Brüdern ohne Eigennutz zu dienen, dazu seid Ihr gebohren und in die Welt kommen. Damit ich in Ein Wort dieses alles fasse: lernet lieben! Wie über alles

Schöne in der Welt, als wär' es sein, ein liebend Herz sich freuet: so eignet es auch Aller Sorge, als wäre sie die seinige, sich an. Ihm ist und bleibt nichts fremd, was Brüder glüklich macht. Es lebt und webt in Andrer Wohl. Und däuchte Eins ihm klein, — so ists das Eigene.

Oder liesse diese Lust am Werke, die in allen Theilen desselben sich an den Tag legt; liesse diese Bereitwilligkeit zu jeder Anstrengung, die keine Beschwerde fürchtet; liesse dieser Pflichteifer, der, so lauge noch das Herz schlägt, zu segnen nicht aufhören kann, und nie nach Söldlings Weise arbeitet, weil er nie blos den Lohn meint; — dies alles, liesse sichs durch sinnliche Antriebe eben so vollständig hervorbringen? — Im Ernste kann kein „Mensch" auch nur so fragen wollen. Wahre Berufsfreudigkeit kommt nicht von aussen; im Innern erzeugt sie sich. Nicht, wer für den Beruf das Meiste empfängt: sondern, wem der Beruf selber das Meiste gilt; der gewinnt sie, um sie nimmer zu verlieren. Einem Solchen ist der Beruf Hauptgegenstand seines irdischen Wirkens;

Setzet hinzu: die Bedingung seines gesellschaftlichen Werthes.

Genuß, meine Brüder, giebt keinen Werth; sonst hätte der üppigste Prasser den höchsten. Begierde uns „dienen zu lassen" giebt keinen Werth; sonst müßte man dem Tyrannen, der die Menschen um sich her zu Sklaven macht, einen Werth ohne Gleichen zugestehen; Zuchtruthen wohl und Plagen für die Brüder, — das können Sinnlichkeit und Selbstsucht seyn; nicht ein Verdienst um sie, kein Segen auf ihr Haupt. Fällt auch von dem, was so ein Einziger für seine Laun' und Lust verschwendet, den Uebrigen zum Vortheil manches ab: so sind das einerseits nur „Brosamen" von der Tafel seines Ueberflusses, und andererseits hat er diesen Vortheil gar nicht bezwekt, so daß ihm deshalb nun ein Ruhm gebührte.

Wirksamkeit giebt einen Werth. Je mehr auf Gottgefälliges sie zielt, und je treuer unter allen Umständen sie beharret: desto entschiedener ist dieser Werth. Er wird noch bedeutender, manchfacher, gewisser, wenn ein fester Beruf sie bindet. Die Kräfte sammeln sich dann mehr auf Einen Punkt hin. Das ganze Thun gewinnt

Planmäßigkeit und inneren Bestand. Es giebt zahlreichere Gelegenheiten, Aufforderungen, Antriebe Nützliches zu leisten, und keine Stunde zu verlieren. Es erscheint weniger launenhaft und willkührlich, was von uns geschieht, und dadurch bekommt es Gestalt und Schönheit. So wie der Wirkungskreis sich freilich ausdehnt, und glänzender die Zwekke unsrer Arbeit werden, so steigt auch unser Werth für die Gesellschaft. Hauptsache bleibt jedoch die Art, wie du dein Amt verwaltest. Ohne einen Beruf zu haben, hätte Jesus der Menschheit nicht genutzt. Ohne seinen Beruf hätte er sie nicht so unendlich segnen können. Es war aber nicht allein der Beruf, wovon dieser Segen ausgieng; es war die Weisheit, die Liebe, die Kraft, die Ausdauer, die Zuversicht, womit er handelte. Denn Viele lebten vor ihm, Viele nach ihm, die auch gesandt waren, eine fortschreitende Erlösung des Menschengeschlechts durch Lehre und Beispiel zu bewirken, und dennoch an Jesu Seite verschwinden, wie Sternlicht vor der Morgensonne. Der Mensch entscheidet alles.

Eben deshalb ist kein Beruf so gering, daß wir in ihm nicht unsern Werth für die Gesell-

schaft haben könnten; und eine große Thorheit mag man's nennen, wenn das Auge sich beklagen will, daß es nicht Ohr, und wiederum das Ohr, daß es nicht Auge sei, oder wenn alles am großen Staatskörper Haupt und Herz vorzustellen begehrt. Jede Gesellschaft hat Bedürfnisse verschiedener Art, und Wichtigkeit; so können auch die Geschäfte, die um dieser Bedürfnisse willen getrieben werden, nicht alle dieselbe äussere Form und Würde, denselben sichtbaren Erfolg und Einfluß haben. Denn Beruf mithin, ist er deshalb unanständig, weil er nicht edel vor allen, — oder entbehrlich, weil er nicht nothwendig im höchsten Grade, — oder unnütz, weil er nicht überreich an gesegneten Wirkungen ist?

Und wie falsch zudem wird von den Meisten, was hier vorzüglich sei, beurtheilt? Da ist in ihren Augen das Anständige einer Beschäftigung, nur der äussere Schimmer, der sie umgiebt. Da liegt ihnen das Nothwendige eines Standes vornämlich darin, wenn er für diejenigen Bedürfnisse sorgt, die sie für die wichtigsten halten. Da geht ihnen das Nützliche eines Gewerbes, nicht daraus hervor, ob es für das Gemeinwesen besonders wohlthätig werde, sondern daraus, wie

es seinen Mann nähre und belohne. Kann man aber Berufsfreudigkeit haben, wenn man auf seinen Beruf keinen Werth legt? Mag man ihn heiter abwarten, wenn man mit Scheelsucht nach den vermeinten Vorzügen anderer Stände blikt? Wird mit fröhlicher Begeisterung, wird mit beflügeltem Muthe, wird mit Herzerweiternden Hoffnungen der in seinem Fach arbeiten, der es verachtet, dem es überflüssig dünkt, der den Nutzen seiner Anstrengungen bezweifelt?

Eine würdige Ansicht nur von dem, was unser Beruf für die Gesellschaft bedeute, kann Berufsfreudigkeit verleihen, und zwar eine Freudigkeit, die, weil sie auf keinem Vorurtheil ruhet, auch unter drükkenden Umständen nicht verschwindet; die es mit ungünstigen Zeitverhältnissen aufnimmt; die der Ermunterung von aussenher nicht bedarf; die selbst das Leben lassen kann, wenn es seyn muß.

Was bestimmt nun aber, bei solcher Ansicht, unsers Berufes Werth? Was entscheidet, ob er anständig, nöthig, nützlich sei? Das, meine Brüder, ob das Gewissen ihn billige, ob ein wahrhaftes Bedürfniß ihn fordre, ob der beabsichtigte Zwek durch ihn erreicht werde. Ist er hierüber

im Klaren, der erleuchtete, der christliche Mensch; so fragt er nicht weiter. Nun mag der Kreis von Verrichtungen, darin er sich bewegt, noch so unberühmt, so eingeschränkt, so abschrekkend, und für verwöhnte Sinne so widrig seyn: ihm erscheinen sie anständig; denn sie beflekken ja sein Herz nicht. Nun mag die Classe von Bedürfnissen, welche deine Art der Arbeit erfordern, noch so nahe an die Thierheit gränzen: sind diese Bedürfnisse nur unläugbar vorhanden, gehören sie in die von Gott getroffene Weltordnung, liegen sie in der Natur des sich ausbildenden und verfeinernden Menschen, betreffen sie eine Noth, oder ein Vergnügen, einen ursprünglichen Trieb, oder eine eingeführte Mode und Sitte, — wirke getrost. Was Menschen wahrhaft dienet und sie edel erfreuet, edel, also ohne Laster, ohne Ausschweifungen, ohne Wohllüste, das will Gott. Was aber Gott will, das soll so seyn. Gottes Ruf gibt deinem Berufe Nothwendigkeit. Nun mag endlich der Nutzen deines Tagwerks sich ins Dunkle verlieren, so daß er morgen schon vergessen werde, wenn er heute gestiftet ward, kaum der nächsten Umgebung sich zeige, und oft sogar, dem Scheine nach, gänzlich ausbleibe, — werde nicht

irre. Kleine Erfolge sind auch Segen, und im Verborgenen wirken, heißt auch wirken. So fällt der Saamen in der Erde Schooß und scheint verloren; allein drinnen, in der heiligen Werkstatt Gottes, da lebt es, da schafft es, da waltet es unsichtbar, aber herrlich. Gott läßt das Werk gedeihen, das er gefördert hat; und wo sein Ruf war, kommt sein Segen auch. O darum will ich deinem Rufe folgen, damit ich deinen Segen verdiene, Herr, mein Gott. Recht vielen Menschen soll durch mich wohl seyn. Gefallen soll mein Tagwerk jedem Edlen; und so will ich, durch meine Treue, dem Platze, wohin ich gestellt bin, einen Werth geben, den er durch sich selber nicht hat.

Sehet, dies ist Christliche Berufsansicht. Und darum lebte noch kein ächter Christusfreund, der nicht ein Berufsfreudiger Mensch war. Ist, was wir thun, anständig, nöthig, nützlich: so muß das Herz uns froh seyn. Nur Schlechtes macht nicht froh, weil darauf unser Wesen nicht berechnet ward. Es gehe nie das Wort bei uns verloren: für Schlechtes wird kein Menschensohn gebohren.

Vielmehr ist auch der irdische Beruf nur Vorschule zu höherer Thätigkeit.

Ueberall entwikkelt sich, nach der Ordnung Gottes, aus Geringem das Größere, und unbedeutende Anfänge und allmählige Fortschritte bereiten die nachmalige Vollendung vor. Der kräftige Mann ist erst ein schwacher Knabe. Das Werk, das vielleicht mit Staunen die Geschichte in ihre Jahrbücher zeichnet, ist erst nur ein Gedank' in stiller Brust. In allen Welttheilen lebt jezt der Name Jesus, und wird leben durch alle Zeitalter und Geschlechter hinab. Mußte aber nicht auch er, in einer kleinen, unbekannten Stadt von Galiläa beginnen? Bestand nicht erst aus wenigen Jüngern nur seine Heerde, bis sie nach und nach wuchs, und oft „an Einem Tage der Gemeine hinzugethan wurden mehrere tausend Seelen"? Wirft er nicht in unserem Evangelio selbst einen Ahnungsvollen Blik auf seine künftige ausgebreitetere Wirksamkeit, wenn er sagt: „Ich habe noch andre Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind. Auch diese muß ich herbeiführen; sie werden meine Stimme hören, und wird Eine Heerde und Ein Hirte werden"?

O wohl uns, unsterbliche Brüder! Wie es in unserem Daseyn keine Gränze giebt, so giebt es auch in unserer Ausbildung kein Ziel. Was

wir leisten und üben, ist immer nur eine Stufe, die zu noch schöneren, noch wichtigeren, noch gesegneteren Arbeiten uns emporführt. Das Leichtere soll für das Schwere stärken; das Einfache soll das Manchfaltige begründen; der kleine Kreis soll zu einem großen sich ausdehnen; wer über Weniges getreu war, soll über viel gesetzt werden. Nun ist das Werk zwar, das uns droben winkt, durchaus ein andres, als das Irdische. Die Vorbereitung liegt aber auch nicht in Handgriffen; sie liegt in Gesinnungen. Die Lust an Gottes Sache, die Uneigennützigkeit, die Ausdauer, die Ergebung, der Muth, die überlegende Weisheit, womit du an deiner Stelle unter den Menschen, das Werk des Herrn vollbringst; die Liebe endlich, womit du immer das thust, was am meisten nütze, erzieht dich für ein größeres Amt.

Wie? Ist dies die Art, wie gemeine Seelen über ihren Beruf denken? Befindet sich auf jenem Standpunkte des Urtheils der Arbeiter, der nur den Tag hinbringen will? Der Dienstbote, der seines Herrn Eigenthum veruntreuet? Der Hausvater, der seine Wirthschaft zu Grunde gehen läßt? Die Mutter, die ihre Kleinen verwahrloset? Der Lehrer, der an seine Zöglinge keine Sorgfalt

wendet? Der Richter, der Geschenke nimmt und für Geld das heilige Recht verdrehet? — O in der großen Wesenkette ist kein Glied schlecht. Denn jegliches gehört an seine Stelle. Schlecht ist kein Amt in der Gesellschaft. Aber, wo wäre etwas Großes, Heiliges, Ehrenwerthes, das in frevelhaften Händen nicht eine verwerfliche Gestalt annähme, nicht aus Ernst zu Spott würde und seine Sinnvollesten Beziehungen, seinen schönsten Reitz, seinen höchsten Segen verlöre??

Gewinnet Eurem Berufe die Ansicht ab, meine Brüder, daß er eine Vorschule höherer Thätigkeit seyn soll. Vor allen Euch erscheine er in dieser verklärten Gestalt, die Ihr Eure Art der Geschäfte zuweilen verachtet sehen müsset, die Ihr für wichtigere Verrichtungen Euch geschikt fühlt, die Ihr oft den Segen Eurer Arbeit vermisset, die Ihr nicht selten unter erschöpfenden Beschwerden und nagenden Bekümmernissen Eure Pflicht abzuwarten habt. Knüpfet an das Niedrigste einen großen Gedanken, an das Geistloseste eine wichtige Betrachtung, an das Unwertheste ein liebliches Bild, an das Mühsamste eine freundliche Hoffnung. Gewöhnet Euch, ein Jeglicher von seinem Werke, zu sagen: es ist Auftrag meines himmlischen

Oberherrn, es ist Hauptgegenstand meines irdischen Wirkens, es ist Bedingung meines gesellschaftlichen Werthes, es ist Vorschule meiner höhern Thätigkeit. Arbeitet, mit solchem Gefühl, auf Eurem Akker, Ihr Landleute, hinter Eurem Arbeitstische, Ihr Geschäftsmänner, im Hauswesen, Ihr Dienstboten, und unter den Kleinen, die Euch den Tag oft so sauer, und die schlaflose Nacht so lang machen, Ihr Mütter! Geschehen ist es dann um allen Miethlingssinn; er hält solche Gefühle nicht aus. Ein freudiges Leben und Weben, mitten unter der Last, wird Euer Thun. Jede Anstrengung erleichtert das innere Vergnügen, das neben ihr her geht. Wo die Trägheit sich im Joche fühlt, rinnt Euch eine Quelle des Genusses. Wo der Eigennutz auf Dank rechnet, seid Ihr auch ohne Lohn zufrieden, weil Euch das süße Bewußtseyn des Geleisteten hinreicht. Wo die Selbstsucht das Feld ihrer Verbindlichkeiten gern immer enger beschränkt, glaubt Ihr es erweitern zu müssen, damit des Guten noch mehr geschehe. Wo der Leichtsinn oder die Verzweiflung sich lossagen von pünktlicher Berufsverwaltung, in den Tagen der Trübsal, da sind Euch Eure Arbeiten ein tröstender Freund; und hat die Welt nichts

zu geben, so geht Ihr in Eures Fleisses stille Werkstatt, um der Welt zu entbehren. Ja, Ihr Lieben, wo gemeine Seelen der irdische Beruf, weil er mit irdischem Sinn abgewartet wird, noch mehr erniedrigt, und auf immer zu Sklaven vergänglicher Lust macht: da bildet er, da veredelt er Euch, da macht er Euch reif zu göttlichen Geschäften und unverwelklichen Ehren.

Wie zahlreich aber auch diese Aufforderungen für ein menschliches Herz sind, — An Euch, o Ihr glüklichen Bewohner stiller Fluren, ergehen doch noch andre. Ihr seid gebohren zu einem freudigen Berufsleben. Euer Stand ragt in ein früheres Alterthum, als der Ursprung der Könige, Eure Arbeiten sind die Geschäfte des Welternährenden Friedens. Euer Fleiß, für die Erhaltung der Menschheit so wohlthätig, verstattet Euch dennoch, wie oft! Zeiten der ernsten Muße und der inneren Erquikkung, und führt Euch, spät und frühe, in die Arme der freundlichen Natur. Wie nahe seid Ihr dem Herrn, wenn Ihr in dem Heiligthume Euch befindet, das Er gemacht hat! Welche Erinnerungen an Schiksal, Tod und Unsterblichkeit umringen auf allen Seiten Euren Blik! Welchen Bildern von des Menschen Bestim-

mung geht Ihr vorüber, so oft Ihr Eure Aekker bestellet, Eure Gärten ordnet, Eure Gewächse pfleget, Eure Garben bindet, und des Herbstes goldne Früchte sammelt! Welche selige Gewißheit giebt Euch das Jahr in seinem holden Wechsel, daß auch Euch das alte Leben sich wieder verjüngen, und wer mit frohen Hoffnungen gesäet hat, in Segen erndten werde? Wie gut aber auch lernt „der Akkermann warten und ist geduldig, bis er empfahe den Morgenregen und Abendregen"! —

Hochpreisen, Brüder, laßt uns unser Glük. Ein milder Geist hat uns das Werk bestimmt, das wir hier treiben sollen. O während wir es mit Liebe verwalten, und im Dienste der Menschen für die Kreise der Engel geschikt werden, lasset uns „freuen und fröhlich darinnen seyn". Amen.

Am

Sonntage Jubilate*.

Der Schmerz gebiert die Freude.

Freude und Schmerz webst Du, Erbarmer, in Deiner Kinder Leben, und beides mit gleicher Vaterhuld. So wollen wir denn für beides Dir danken, und in der Trübsal auf Entwikkelungen hoffen, wo auch wir „um der Freude willen nicht mehr an die Angst denken werden". Amen.

Es wäre vielleicht zu kühn, meine Brüder, wenn wir uns hier die Frage thun wollten: ob wir glüklich seien? Denn hätten wir auch an heiliger Stätte wohl den Ernst, mit dem eine solche Untersuchung behandelt werden müßte: so dürfte sich, im Allgemeinen, doch kaum eine be-

* 1811.

friedigende Antwort geben lassen. Bescheidener und leichter ist die Frage: ob uns kein Leiden drükke? Ob nirgend mehr des Kummers Thräne fließe? Ob die Erde aufgehört habe, ein Land der Prüfung zu seyn?

Ach, die Zeit zerstört noch, wie vormals, was sie gebauet hat. Vergänglich ist noch irdische Herrlichkeit; hinfällig dieses Leibes Hütte; unterworfen tausend feindlichen Gewalten unser äusserer Zustand; eine Beute des Todes noch immer der Kreis derer, die wir lieben. Es blieb des Staubbewohners treues Bild:

„Bald stören ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräusch der eitlen Welt.
Bald kämpft in seinem eignen Herzen
ein Feind, der öfter siegt, als fällt.
Bald sinkt er, durch des Nächsten Schuld,
in Kummer und in Ungeduld".

Von den unvermeidlichen Beschränkungen des Lebens auf Erden läßt sich dies auch nicht trennen, meine Brüder. Es ist immer so gewesen. Es war selbst in Zeiten, die wir einmüthig segnen, nicht anders. Es kann kein Tag erscheinen, der dem abhälfe, und kein Fürst auftreten, selbst nicht mit unerschöpflichen Mitteln, und mit der tiefsten

Weisheit, und mit dem treuesten Vaterherzen, der uns erhöbe über dies Verhängniß.

Um so wichtiger bleibt es uns, während wir hie wallen, von unsern Leiden zu reden. Und wer könnte zu einem Verbrechen machen, was so natürlich, so schuldlos, dabei dem Herzen so wohlthätig, und für eine richtige und edle Anwendung der Lebenszeit so unentbehrlich ist!

Lasset uns denn nur nicht vergessen, was unsern vertraulichen Mittheilungen diesen Werth geben kann. Es ist nicht die Rüksichtlosigkeit, mit der sich der Unmuth ausklagt; es ist der Hinblik auf dich und dein Evangelium, Meister der Menschheit. Von dem Sonnenberge herab, wo du stehst, und wohin du dir nachziehst alle deine Getreuen, wollen wir in das vor uns liegende Thal schaun. So werden wir die Ansicht gewinnen, die du hattest, und den Muth empfangen, der dich erhob. Sei mit uns und heilige uns, daß wir überwinden lernen, wie du!

Joh. 16, 16 — 23.

„Ueber ein Kleines, sprach Jesus, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder über ein Kleines, so sehet ihr mich von neuem, denn ich gehe zum Vater.

Da sagten Einige der Jünger zu einander: Wie mag er das meynen, wenn er spricht: Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder über ein Kleines, so sehet ihr mich von neuem? Und: ich gehe zum Vater? Wie mag ers, fragten sie, verstehen, das Wort: Ueber ein Kleines? Wir wissen nicht, was er redet.

Jesus bemerkte, daß sie deshalb eine Frage an ihn thun wollten, und sprach:

Ihr redet davon mit einander, daß ich versichert habe: Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder über ein Kleines: so sehet ihr mich von neuem.. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet weinen und heulen. Während die Welt sich freuet, werdet Ihr traurig seyn. Doch Eure Traurigkeit soll sich in Freude verwandeln.

Ein Weib, wenn sie gebähren soll, — so hat sie Traurigkeit, denn ihre Stund' ist kommen. Doch, wenn sie nun das Kind gebohren hat, gedenket sie der Angst nicht mehr, um der Freude willen, daß sie den Menschen nun zur Welt gebracht.

So seid auch Ihr jetzt traurig. Aber ich werde Euch wieder sehen, und Euer Herz soll sich freuen, und diese Freude wird Niemand von Euch nehmen.

Und an dem Tage werdet Ihr mich nichts mehr fragen."

Ihr Unglük nur, und weiter nichts, als dieses, erwogen die Jünger, so oft sie von des Meisters Hingang hörten. Das, was sie, für den Augenblik, verlieren würden, wenn er

sie verliesse, ist der Standpunkt, auf welchem sie mit ihrem Urtheil stehn. Jesus hebt sie im Evangelio empor, daß sich ihr Blik erweitre. „Ein Weib, spricht er, wenn sie gebähren soll, so hat sie Traurigkeit; denn ihre Stund' ist kommen. Wenn sie jedoch das Kind gebohren hat, gedenket sie der Angst nicht mehr, um der Freude willen, daß sie den Menschen nun zur Welt gebracht. So, fährt er fort, seid Ihr auch jezt gebeugt. Aber ich werde Euch wieder sehen, und Euer Herz wird sich freuen, und diese Freude wird Niemand von Euch nehmen".

Welch ein Gedanke, meine Brüder! Welch eine Ansicht der irdischen Trübsal! O, lasset uns versinken vor ihr, in stiller, dankbarer Betrachtung, und uns freuen, Schüler Jesu zu seyn.

Jesus liebte es, mit seinen Sorgen für die Menschheit sich einer Mutter zu vergleichen, „einer Henne, welche die Küchlein sammelt unter ihren Flügeln"! Indem er, um der Welt das Leben zu geben, den Todeskampf begann, kam er sich vor, wie eine Gebährende. Er glaubte aber auch nicht Erfolglos zu ringen, vielmehr ein edleres Geschlecht aus seinem Blute keimen zu sehn; und so trat er aus dem Leben, wie eine Mutter aus

der Geburtsstunde, mit der Freude, „daß der Mensch nun zur Welt gebracht", daß er für ein würdigeres Daseyn nun gebohren sei.

Unter diesem letzten Bilde erscheinen ihm auch die Jünger mit ihrer Traurigkeit; und man darf daraus schließen, er habe von den Erdenleiden überhaupt keine andre Ansicht gehabt. Wehen zwar sind sie auch ihm; aber sie sind ihm Geburtswehen, unter welchen Herrliches ans Licht tritt. Seine Ueberzeugung ist: Es wird im Schmerz die Freude uns gebohren.

Ich werde jetzt darthun,
wie richtig,
wie würdig,
wie ermunternd
diese Ansicht unsers Herrn sei.

Wie richtig diese Ansicht sei, davon enthält jedes Leben die Beweise; auch das Eurige, meine Brüder.

Bemerket zuvörderst, daß Leiden so manches Glük erst wirklich schaffen. Eine schwere Krankheit macht den Menschen oft gesunder, als er jemals vorher war. Verfolgungen bringen sein Verdienst an den Tag, und werden ihm

der Weg zur Ehre. Kleine Verluste geben Anlaß zu zwekmäßigeren Einrichtungen für seine Sicherheit, und beugen dadurch größeren vor. Prüfungsvolle Jugendjahre verleihen ihm eine ausgezeichnete Tüchtigkeit für das männliche Alter. Auf dem Schutt baut ihm die Folgezeit ein festeres und schöneres Haus.

Vielfältig bringt auch, schon auf der Stelle, die Trübsal eine größere Freude mit. Ein unglüklicher Augenblik zerschmettert dir ein edles Glied; der Arzt aber verheißt dir Wiederherstellung für ein thätiges Leben. Ein nächtlicher Einbruch raubt dir einen Theil deines Eigenthums; du findest aber, nach der ersten Bestürzung, daß dir das Unentbehrlichste geblieben sei. Eine wüthende Feuersbrunst legt deine Wohnung plötzlich in Asche, ohne daß du zu retten vermagst; doch das Köstlichste verschlangen die herabstürzenden Gluthen nicht. „Du zählst die Häupter deiner Lieben, und — sieh! es fehlt kein theures Haupt".

Es erhöhen überdieß das Gefühl unsers Glüks die Uebel der Erde. Lasset jenen dürftig gewesen seyn; wie wird er ein Sorgenfreies Auskommen schätzen! Lasset diesen

ein undankbares Werk vollbracht haben; wie wird er die Zeiten erquikkender Muße bewillkommnen! Lasset ihn heimgesucht werden von durchziehenden Kriegsheeren; wie wird er den Tag segnen, wo die Ruhe, mit jeder süßen, traulichen Gewohnheit, in seine Hütte wiederkehrt! Lässet aus der Geliebten Kreise ihn Einen verlieren; wie wird er so zärtlich an den Zurükgebliebenen hängen! Lasset Unglüksfälle ihm mehrmals den Segen seiner Felder zernichten; welchen Hoffnungen wird er das Herz aufschließen, wenn nun ein Frühling, wie dieser, die Erde begrüßt, und alle Kräfte der Natur wetteifern, das Land zu schmükken mit den Wundergaben des Himmels!

Für Menschen zumal, die viel gelitten haben, bedarf es meist nur wenig, sie zu erfreun. Sie übersehn nicht mehr so manches Gute, wie wohl einst. Sie sammeln haushälterisch die Reste, damit nichts umkomme. Sie pflükken auch die kleine Blume, die vormals verschmäht ward. In dem Maaße aber, als diese Empfänglichkeit zunimmt, wird auch das Leben an Freude ergiebiger.

Und nach der Erfahrung ist, selbst zu ausgezeichneten Vortheilen und Ehren

ein trübes Geschik nicht selten der Weg gewesen. Viele gelangen nur durch Widerwärtigkeiten und Beschwerden in die Lage, worin hernachmals ihr Glük blüht. Das Verhängniß prüft sie, ob sie dessen auch werth seien, was ihnen zugedacht ist. Es leitet sie, anscheinend, weit vom Ziel ihrer Wünsche ab, um bald durch Wendungen, die eben so überraschend, als selig sind, sie zu entschädigen; und schneidende Mißtöne bilden so oft den Uebergang zu den Lobgesängen der göttlichen Erbarmung, daß man sagen mögte: der Himmel finde ein besonderes Wohlgefallen daran, die Menschen erst zu erniedrigen, ehe er sie erhöhet. Wer hätte glauben sollen, daß der Brüder Haß, daß Knechtschaft und Gefängniß in fremdem Lande für Jakobs Lieblingssohn die Stufen zu Königlichem Glanz und Ansehn werden würden! Wer hätte in Jesus, wie er dastand unter rohen Kriegern, gehöhnt von ihrem Leichtsinn, oder wie er am Kreuze hieng, verlassen von der Welt, zu Schanden worden mit seinen Entwürfen, unter Missethätern und verdammt, wie sie, — wer hätte den Erhabnen in ihm gesucht, der bald aus all' diesem Jammer hervortreten sollte, als der Erwählte der Gottheit, als der Stifter eines

neuen Bundes, als der Erzieher edlerer Geschlechter, als das Muster aller kommenden Jahrtausende, vor dem sich Himmel und Erde beugen? — So war nicht minder ganzen Völkern die Noth eine Mutter ihres Heils. Kriege errangen ihnen des Friedens Oelzweig. Greuel der Finsterniß lagerten sich her vor dem Sonnenaufgange der Wahrheit. Druk und Tyrannei mußten steigen, höher und höher, ehe in hochherzige Seelen der Rettungsgedanke fiel, und unter blutigen Kämpfen eine neue Zeit sich loswand aus den Verwikkelungen der alten. Nein! Großes ist nie geschehen, ohne große Opfer. Wo ein Menschenbeglükkendes Werk Eure Augen auf sich zieht, und in gleichem Maaße Eure Bewunderung und Euren Dank fordert, — denket nur immer: dafür ist manches gelitten, gewagt, bestanden; o, wer weiß! wie viel Rechtschaffene ihr Liebstes daran gesetzt und — verloren haben!

Muß aber eben dies ihnen nicht unser Herz gewinnen, meine Brüder, unsre Verehrung, Liebe, Dankbarkeit? — Sei es immer, daß auch die frohe Stunde, und des täglichen Zusammenlebens holde Sitte die Menschen bindet: haben sie für einander gelitten, oder auch nur

mit einander zu leiden; das knüpft noch fester sie zusammen. Eine Gemeinschaft fand unter den Jüngern unsers Herrn gleich von dem Augenblikke statt, wo er für seines Vaters Zwekke sie erkor. Aber was war dieser Verein gegen die heisse Innigkeit, gegen die uneigennützige Freundschaft, gegen die feste Treue, womit sie, seit seinem Hingange, blosgestellt gleichen Verfolgungen, und begriffen in gleicher Trübsal, einander ergeben waren! — Die Menschen bedürfen, Einer des Andern, meine Brüder, weil sie von allen Seiten beschränkt, weil sie bedrohet von zahllosen Uebeln, weil sie hülflos und schwach sind. Es muß sich halten dieser an jenem, und empfangen von dem Menschen der Mensch: dies einigt, dies fesselt, dies führt selbst die Entferntesten zusammen, und söhnt Getrennte wieder aus.

Und gewährt nicht mitten in dieser Beschränkung die Menschheit höchst ehrwürdige Anblikke? Läßt es sich ohne Rührung bemerken, wie dem Unglüklichen, der mit den Wogen kämpft, die Liebe kühn zu Hülfe eilt, oder nach wüsten Brandstätten die Gaben der Milde von allen Seiten herbeiströmen? Könnet Ihr die freundliche, ausdauernde Sorgfalt, der wir unsre milden Stif-

tungen, unsre Witwenkassen, unsre Armenanstalten, unsre Waisenhäuser und Lazarethe verdanken, könnet Ihr sie wahrnehmen, ohne, daß Ihr stolz wäret, Menschen zu seyn? Oder, stehet bei Eurem Leben still, und saget: der du in der Noth eine Seele fandest, die nun ganz dir gehört; reuet es dich ihrer bedurft zu haben? Der du unter mancherlei Bedrängnissen deines Nachbars Wohlmeynen erfuhrest; reuet dich der Blik in sein, vielleicht lange von dir verkanntes, Herz? Der du auf einem schmerzenvollen Krankenlager deines Sohnes, deiner Tochter Sinn erprobtest, und seliger als jemals ihrer dankbaren Zärtlichkeit gewiß wurdest, reuet dich, bei solchem Lohn, das überstandene Leid?

Es ist wahr, oft haben zunächst Andre nur den Gewinn, wenn unser die Mühe ist, und der Schmerz. Eines Werkes, dem der Stifter Gut und Blut opferte, freuen sich erst recht die Nachkommen; und eben das Gewitter, das in sanften Strömen der Brüder Saaten tränkt, zerstört vielleicht in furchtbaren Hagelschauern unsre Flur, oder äschert unsre Hütte ein. Aber, umgeben denn nicht auch uns Güter, an welchen manche fremde Thräne glänzt? Kämpften nicht

auch unsre Mütter mit Schmerzen, ehe sie, vergessend der Angst, sich freuen konnten, daß der Mensch zur Welt gebracht sei? Zeugt nicht auch unser Feld, je blühender wir es empfiengen, von den Anstrengungen unsers Vorfahren? Erinnert nicht auch unser Erbtheil an eines frommen Vaters Schweiß, der treuen Mutter liebendes Entsagen? Und die köstliche Freiheit, daß wir hier, ohne Gewissenszwang, Gott anbeten und Jesum bekennen und unser Herz erquikken dürfen aus seinem Wort, ruft sie uns nicht mit lauten Stimmen die Glaubenshelden zurük, die da, streitend bis in den lezten Hauch, dies Kleinod eroberten?

Ueberzeugend vereinen sich alle diese Hindeutungen in dem Gedanken: Leiden sind Wehen; aber, sie sind Geburtswehen der Freude; Herrliches tritt aus dem Kampf ans Licht. — Kann es Euch daher verwirren, wenn gleichwohl einzelne Fälle im Leben kommen, wo wir nicht sogleich eine Antwort auf die Frage wissen: was nun wohl aus jenen Weltbegebenheiten, aus jenen Umwälzungen, aus jenen Verlusten und Schmerzen für Segen erwachsen werde? Ich meyne: wenn wir die Vortheile nicht auf der Stelle nachweisen können, die uns dadurch

einst zufallen, und die Zeit nicht berechnen, wann sie eintreten, und den Weg nicht angeben, auf welchem sie nahen mögen? — Gar oft liegt tief die Frucht; und es heißt nicht, wie bei den Jüngern, „über ein Kleines"! Es geht manche Sonne darüber auf und unter, ehe sie im Schooß der Zukunft reift. Wir haben auch dies erfahren; und so soll es uns klug machen. Hoch nur stelle sich ein Jeglicher, damit er mehr umfasse, als die Gegenwart! Allseitig wende sich das Auge, damit nicht Eigenes blos, damit auch Andrer Wohl in den Gesichtskreis trete! Aufmerksam schaue der Sinn in die Verwikkelungen des dahin geschwundenen Lebens, damit ihr Gewebe sich löse, und „wie es alles zuletzt doch so herrlich sich gewendet hat", uns hell in die Seele leuchte. Der gründlichste Prüfer ist immer auch der entschiedenste Gläubige an eine Alles zum Besten lenkende Weltregierung; und wer selbst Geringfügiges in seinem Lebensgange nachdenkend beachtet, kommt den Wegen Gottes am gewissesten auf die Spur.

Den Hauptgrund jedoch, warum man Leiden die Geburtswehen der Freude nennen soll, haben wir mit dem Allen noch nicht ausgesprochen,

meine Brüder. Leiden veredeln; das ist ihr herrlichster Gewinn, ihre süßeste Frucht. Ja, diese Frucht tragen sie vorzugsweise; tragen sie, genau genommen, allein. Denn, wie viel Liebliches auf unbedorntem Pfade Euch auch blühen mag: sittliche Vollendung ist ohne Kampf mit Leiden ungedenkbar.

Forschet nach! Wenn aus träger Schlaffheit der Mensch erwacht zu kräftiger Anstrengung: hat er nicht meist durch Widerwärtigkeiten diesen Anstoß erhalten? Wenn der Taumel, darin er lebte, verfliegt, und ein heiliger Ernst an die Stelle des Leichtsinns tritt, und er nun sich bewußt wird, was er eigentlich soll auf Erden: wird er nicht vorzüglich durch Schmerz in diesen Zustand versetzt? Wenn er hinwegeilt mit Abscheu von des Lasters Bahn, und reuig der vergessenen Pflicht wieder huldigt, um nie mehr von ihr zu weichen bis in den Tod: wirkt nicht so oft nur das Elend der Sünde diese selige Veränderung in seinem Herzen? Wenn er dann seine vormaligen Ansprüche aufgiebt; wenn er bescheiden an dem, was er nun eben haben kann, sich genügen läßt; wenn er aus dem zerstreuenden Gewühl der Eitelkeit zurükkehrt zu des Hauses stillen Freuden; wenn er lernt das

Fehlschlagen süßer Wünsche zu verschmerzen; wenn er verzichtet auf allen Eigenwillen; wenn er geduldig dem Unvermeidlichen still hält, und Fehlern nachzusehen und Schwächen zu tragen, und Beleidigungen zu verzeihen, und den Angriffen wunderlicher Laune einen sanften Gleichmuth entgegenzustellen immer glüklicher sich übt: wie? sind es nicht durchgehends des Lebens Uebel, welchen diese Erneuerung folgt? Ach! Und wenn es ihm nun Bedürfniß wird, in der Hülflosigkeit sich anzuschliessen an theilnehmende Herzen; wenn es ihn treibt nach Frommen sich umzusehen, von denen er liebend unterstützt werde; wenn er, erweicht durch eigne Leiden, des Nächsten Kummer aufrichtiger mitfühlt; wenn er, bei Menschen keine Ruhe findend, Gott sucht, und, von der Zeit mit seinen Hoffnungen abgewiesen, in ein besseres Leben schauet, —— wenn er dann, um dies Licht zu bewahren, wieder eintritt in unsre Versammlungen, und wieder anbetet an diesen Altären, und was die Welt ihm ewig versagt hat, nun findet in deinen Armen, Religion: könnet Ihrs läugnen, meine Brüder, daß Trübsale ihn dahin erhoben, daß sie ihn gelehrt haben zu lieben, zu glauben und zu hoffen?

Lasset es von Menschen, die an Geist und Gesinnung herrlich sind, Euch bekräftigen, was hier nur berührt werden kann. Ihre liebenswürdigsten Seiten, ihre brauchbarsten Kenntnisse, ihre erprobtesten Grundsätze, ihre edelsten Gefühle, ihre größten Verdienste, gewannen sie, sammelten sie unter des Lebens Last und Sorge. Für den Christen, sie bezeugen es laut, wenn er den Weg Gottes geht, ist das, was die Welt „Traurigkeit" nennt, kein Uebel: es wird durch seinen Sinn „in Freude verkehrt". Es ist eine bittere Pflanze mit der erquikkendsten Frucht. Es sind Schmerzen, die nur, um zu heilen, verwunden. Es sind Wehen, die für ein schöneres Daseyn und Wirken uns „abermals gebähren". Es ist eine „Angst"; aber bald hat ihrer der Mensch vergessen, „um der Freude willen", die auf sie folgt".

Auf sie folgt, meine Brüder. Denn nicht vollendet bis zur höchsten Reife liegt die Freud' im Schmerze; nur keimend liegt sie drin. „Die Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt uns nicht Freude, sondern Traurigkeit; darnach aber giebt sie eine beglükkende Frucht, die Tugend, allen, die durch sie geübt sind" *. Und könnten wir deß

* Hebr. 12, 11.

kirnen? Nehmen wir's dem Saamenkorn denn übel, daß es nicht sogleich als volle Aehre erscheint? Oder der Mutter, daß sie ein schwaches Kind gebiert, aus dem erst später sich der hohe Mensch entwikkelt? Das ist in unsers Meisters Ansicht gerade das Eigenthümliche, daß sie das Verhältniß der irdischen Traurigkeit zur Freude so richtig darstellt. Gebohren wird das Heil uns durch den Schmerz. Daher ists klein im Anfang; und nur durch Pflege wächst es gedeihlich auf. Es erwartet dies für manchen Fall der Mensch so fest, daß er sich oft sogar Schmerz macht, um Freude zu gewinnen, Verwundung wählt, um zu genesen, und Absichtsvoll entbehrt, um künftigen Genuß sich zu erhöhn.

Auch an den Jüngern bestätigt sich nur stufenweise die Verheissung. Sie sehen ihn wieder, den Gekreuzigten, und erwachen aus der Trauer über seinen Weggang. Wie groß sie ihn von jeher sich gedacht, jetzt dünkt er ihnen noch erhabener. Bald reinigt sich ihr Glaube mehr und mehr. Der „Tröster" kommt. Es freuet sich ihr Herz, des Reiches Ankunft dennoch zu erblikken. Die Zweifel sind geschwunden. Besiegt ist aller

Kleinmuth. Die Zuversicht legt jedes Räthsel aus. Es mehren sich die Schaaren der Bekenner. Wie Sonnenlicht tritt ihres Meisters Plan und Sinn und seine Herrlichkeit vor ihre Seele und vor alle Welt. Dies ist „der Tag, an dem sie nichts mehr fragen".

Daß eine solche Ansicht der irdischen Trübsal nun eben so würdig, als richtig, sei, ist klar.

Der vernünftige Mensch soll streben, alles in seinem wahren Lichte und Zusammenhange zu erblikken; so darf er sich über Wichtiges, und dahin gehören doch seine Leiden, um so weniger Mißverständnisse erlauben. Es erniedrigt ihn, wenn er sie falsch beurtheilt, oder gar nicht versteht. Will er sie richtig würdigen: so muß er auf den Standpunkt treten, wo sie ihm erscheinen in ihrer eigenthümlichen und nothwendigen Beziehung auf seine Natur und sein Leben. Und weil ihn dahin Niemand besser zu stellen weiß, so muß er dich fragen, Lehrer der Welt!

Der freigeschaffene Mensch soll, bei aller äusseren Abhängigkeit von den Eindrükken der Sinnenwelt, innerlich stets unabhängiger zu werden suchen; so darf er weder der Freude, noch

dem Schmerze eine unbeschränkte Gewalt über sich verstatten. Wodurch wird es ihm aber sicherer gelingen, sein Gefühl für die Leiden der Erde zu mäßigen, zu mildern, zu beherrschen, als wenn er das Licht des Evangeliums auf sie scheinen lässet, und für Geburtswehen sie erkennt, unter welchen ihm hoher Segen bereitet werden soll?

Der unsterbliche Mensch soll nicht hängen am gegenwärtigen Augenblik, als ob dieser sein Daseyn umschlösse. Für ihn giebts eine Zukunft, er soll in sie hinüberschaun; er soll erheben in das Unsichtbare, daraus er hervorgegangen ist, sein Denken, Wünschen, Lieben, seinen Sinn. Genügt er dem allen aber nicht dann am gewissesten, wenn er, unbekümmert um die Aussenseite der Trübsal, ihr Wesen nur in Betracht zieht; wenn er, vergessend des sinnlichen Schmerzens, die Zwekke der Führung erwägt; wenn er, vorauseilend den Augenblikken voll Mühe, im Geiste schon ihren überschwänglichen Gewinn siehet; wenn er Bilder des Wiedersehns, freundlich, um die bange Abschiedsstunde herruft; oder, wie eine Mutter, im schweren Geburtskampf, um der kommenden Freude willen nicht mehr an die Angst denkt?

Der Mensch, als Unterthan Gottes, und des himmlischen Vaters Kind, soll der Ordnung desselben sich unterwerfen, seine Absichten zu erreichen trachten, und seine Wohlthaten nie verschmähen. Geschiehet das aber von Solchen, die von Milderung der Traurigkeit durch Religion nicht wissen, die darauf bestehen, der Kelch des Unglüks lasse sich anders nicht trinken, als mit Ungeduld, die eben daher in den Tagen der Prüfung wohl die verwegne Frage thun: womit hab' ich das verdient? aber nicht die bescheidene: wohin will mich der Unerforschliche hiedurch führen? — O die irdischgesinnten Seelen, die im Wohlleben nur trotzen, und im Ungemach nur „weinen und heulen" können! Was bringt ihnen die Trübsal? Entweder zufällige Entschädigungen, so wie sie gerade durch die Natur der erlittenen Unfälle bestimmt, und durch des Himmels unverdiente Gnade daran geknüpft werden; — oder eine todte Geburt, ein Nichts, weil sie nie geläutert aus dem Ungemach hervortreten; — oder, eine Mißgeburt, eine Schrekgestalt, ich meyne, das Kind der Angst, das uns der Unglaube bei großen Schmerzen zulezt immer in die Arme wirft: Verzweiflung.

— Ob dies ein Ende sei, des Menschen würdig? Urtheilet selbst. Aber es ist ein Ziel, wie es zu solcher Laufbahn paßt. Ehren und erheben kann uns das nur: die Erdennoth im Licht des Glaubens anschaun; im Ungemach den Zwek, wozu es eintritt, wohl bedenken; aus jeglichem Verluste den Gewinn ziehen, den seine Natur gestattet; den Schmerz besänftigen durch den ihm beigesellten Trost; und, überzeugt, der Thränen Aussaat trage reiche Freude, um dieser Freude willen der Angst nicht mehr gedenken; — — das ist des Heilands Ansicht. Und darum erscheint sie würdig und richtig zugleich.

Lasset uns endlich, wie ermunternd sie sei, nicht vergessen.

Das Loos von Tausenden könnte uns in manchem Augenblik höchst verächtlich dünken, meine Brüder. Wie oft müssen Hausgenossen Ruhe und Lebensgenuß der Laune eines einzigen Mitgliedes der Familie zum Opfer bringen! Wie oft hat der Argwohn eines Mächtigen die Unschuld verfolgt! Wie oft sind ganze Städte, Provinzen, Völker für den Ehrgeiz, oder die Ruhmsucht, oder die Rache zu Grunde gerichtet, verwüstet, geschlachtet! Arme Menschheit! Läge nicht in

deinen Leiden an sich selbst auch schon dein Trost! Der Willkühr jedes Frevlers preisgegeben, wärest du ein bloßes Mittel seiner Zwekke; und damit er befriedigt würde, verschmachtetest du. — Aber, nein! Wird unter Schmerzen Freude uns gebohren, gleich ändert sich das Urtheil. Wir mögen dann durch Andre elend werden, wir leiden doch nicht blos für sie. Wir erscheinen nicht als Werkzeuge in ihrer Hand. Wir sind keine Sklaven, die sie nach Gutdünken vernichten können. Während wir tragen, was sie über uns gebracht, verfolgen wir unsre Zwekke, nutzen für die eigene Erhebung den Schmerz, und „ob auch der äussere Mensch verwese, so wird doch der innere von Tage zu Tage erneuert" *. Lasset uns diese Ansicht gewinnen, meine Brüder. Sie sichert gegen Unmuth. Sie schützt vor Selbstverachtung. Sie füllt in Zeiten, wo Menschenfurcht an der Tagesordnung ist, die Seele mit edlem Stolz.

Es hat immer Schwache gegeben, die sich aus den Trübsalen der Erde nicht zu finden wußten. Bald erblikten sie überhaupt ein trauriges Mißverhältniß zwischen Freud' und Schmerz. Bald

* 2 Cor. 4, 16.

hielten sie besonders die Schiksale der Edleren ihrem Werthe durchaus nicht angemessen. Und nehmen auch wir die Sache nur, wie sie den Sinnen erscheint: was hätten wir dieser Beschuldigung entgegenzustellen? — Wird aber Freude durch den Schmerz gebohren, gleich richtet sich der Muth uns wieder auf. Führen die Uebel des Lebens manchfache Entschädigungen mit sich: was klagen wir? Kann eine Menge von Vortheilen nur durch Beschwerden und Aufopferungen gewonnen werden: warum tadeln wir diese? Wird in der Schule des Ungemachs die Seele uns geheiligt, lernen wir da das Ewige suchen, und das Eitle verschmähen, und des Gewissens Ruf in Ehren halten, und aus der sinnlichen Zerstreuung die Gedanken zurükziehen in eine wohlthätige Stille: worauf gründen wir denn unsre Klagen über solche Führungen Gottes? Ja, haben es alle Tugendfreunde von jeher aus Erfahrung erkannt: „Welchen der Herr lieb habe, den züchtige Er": wie wollen wir es denn rechtfertigen, wenn wir dagegen die Leiden unserer Wallfarth einem Mangel der göttlichen Aufmerksamkeit und Gnade gegen uns zuschreiben? — Wo Trübsale sind, — da waltet ein segnender Gott, da

wird himmlische Saat gestreut, da sind unsichtbare Verdienstsäulen und Ehrenpforten, da öffnen sich Wege zu überschwänglichen Vergeltungen. Lasset uns diese Ansicht gewinnen, meine Brüder. Sie lehrt uns dankbar gegen den Lenker unsers Schiksals zu seyn, und die Vaterhand zu küssen, die uns Bürden auflegt, oder Gaben verweigert.

Manche Vorstellung läßt, während sie dem Verstande einleuchtet, das Herz ohne Theilnahme: Diese Ansicht aber von den Widerwärtigkeiten der Erde, die uns Jesus im Evangelio giebt, hat so, wie er sie mittheilt, das Auszeichnende, — und das giebt ihr nur einen desto höheren Werth —: daß man sie sich gar nicht zu eigen machen kann, ohne für sie thätig zu werden. Wird dir im Schmerz das Glük nur erst gebohren, so mußt du ja den zarten Pflegling zart behandeln. Dem Bäumchen, das du setztest, schenkest du doch deinen Blik, und hilfst ihm sorgsam nach. Des Kindleins vergesset Ihr doch nicht, Ihr Mütter, dem Ihr den Eintritt in die Welt errangt. Mit gleicher Liebe laßt uns die Pflanze aufziehn, die unter Leiden uns im Herzen keimt. Nicht wähnen laßt uns, daß alles dabei, wie von selbst, sich mache; nicht dem Ungefähr den Segen von

Erfahrungen anheimstellen, die uns oft so theuer zu stehn kommen. Hat vielmehr die Schikkung Gottes Gedanken in uns angeregt, oder auf Betrachtungen uns geleitet, oder in Gefühle uns versenkt, oder zu Vorsätzen uns begeistert, oder für Unternehmungen uns gewonnen, oder an Menschen uns gewiesen, oder zu einer Art der Lebensanwendung und des Lebensgenusses uns zurükgeführt, wodurch wir fortschreiten auf der Bahn der Veredlung, und für das Verlorene manchen Ersatz finden können: o wir wollen das Alles halten, bewahren, gebrauchen mit der treuesten Gewissenhaftigkeit, und auf diese Weise uns vorbereiten für die Kunst, „um der Freude willen nicht mehr an die Angst zu denken".

Zwar niedern Seelen scheint sie unanwendbar. Wie sie keinen andern Verlust kennen, als an sinnlichen Gütern, so kennen sie auch nur solchen Gewinn. Daher gerathen sie auf zwei entgegengesetzte Irrwege. Entweder, sie denken um der Angst willen, darin sie sich befinden, an keine Freude, auch nicht an die, die sie haben könnten. Oder, sie denken, selbst in den Tagen allgemeiner Noth, vor lauter Eitelkeit und Wohllust und Vergnügungssucht, nicht an die ernsten Sorgen, zu

welchen die Gestalt der Dinge ein besonnenes Herz auf allen Seiten veranlaßt. Beides vermeiden wir, christliche Brüder, wenn wir, in unsers Meisters Sinne, lernen, um der Freude willen nicht an die Angst zu denken. Wir blikken dann in Krankheiten auf die Zeit der Genesung, und in Nahrungssorgen auf die Hand, die uns zur Nothdurft zu geben immer offen ist, und am beginnenden Leidenspfade auf das herrliche Ende, und wo ein Jammer ins Unabsehliche hin sich scheint verlieren zu wollen, auf Gott, der zu uns herantritt und spricht: „über ein Kleines"! und unser Herz „weiß dann wohl, was er redet". So demüthigen wir uns im Gefühl der künftigen Erhöhung, und erwarten in der „Trübsal, die zeitlich ist, eine ewige und über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit", und laben uns an dem lebendigen Wort: „Trübsal bringt Geduld, und Geduld bringt Erfahrung, und Erfahrung bringt Hoffnung und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden".

Aber auch ausser diesen Freuden der Zukunft, giebts nicht noch andre, darüber sich des Lebens Angst vergessen läßt? Hätten wir nicht theilnehmende Nachbarn, bei denen wir froh

seyn? Nicht eine Familie, an deren Liebe wir uns aufrichten? Nicht Kinder, durch deren Aufblühn wir uns glüklich fühlen? Nicht einen Beruf, mit dessen Arbeiten wir uns wohlthätig zerstreuen? Nicht eine Hütte, unter deren Obdach wir, wenn es draußen stürmt, uns flüchten? Nicht ein Feld, daran wir mit dankbarer Rührung stillstehen? Nicht einen Garten wenigstens, den wir uns weihen könnten zu einem Tempel des Friedens und der stillen, nie versiegenden Lust? — Sie sind unser, diese Freudenquellen sie sind unser; und keine Dürre der Zeiten trokmet sie aus. Hätten wir aber auch diese n i c h t, oder, ihrer m a n c h e nicht m e h r: wir leben in einem Tempel, meine Brüder, den Gott befestigt hat gegen alle Zerstörungen von Menschenhand. Die Natur ist ewig schön. Die Natur erneuet ungezählte Wunder. Die Natur hört nie auf uns einzuladen: „Schmekket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Wohl dem, der auf Ihn trauet"!

O mit einem Gottergebenen, frommen Herzen lasset uns täglich eintreten in ihre Hallen, und, abgeschieden von den Greueln der Welt, nur hören, was s i e sagt, und empfinden, womit s i e

tröstet. Wir werden dann einen innern Genuß haben, darüber das äussere Leid schwindet. Wir werden selbst zu noch härteren Prüfungen, wenn „ihre Stunde" kommen sollte, bereit stehen. Wir werden endlich auch in dem Geburtskampfe, der für Manche so hart ist, nicht verzagen, „um der Freude willen, daß der Mensch nun bald „zum Himmel" gebohren ist". Amen.

Am

Himmelfahrtstage*.

Ueber die Augenblikke im Leben, wo sich der Mensch wie im Himmel fühlt.

Die Gemeine sang:

O Jesus! Wir erheben dich,
Und unsre Herzen freuen sich
der Herrlichkeit und Majestät,
dazu dich Gott, dein Gott, erhöht.

Wohl nun auch uns! denn, Herr! bei dir
steht Kraft und Macht; und dein sind wir.
Nimmst du dich unser hülfreich an,
was ist es, das uns fehlen kann?

O zeuch uns ganz zu dir, zu dir!
Hilf uns mit eifrigster Begier
nach dem nur trachten, was da ist,
wo du, erklärter Heiland, bist.

* 1811.

Heil uns dann! Heil in Ewigkeit!
Auch unsre Stätte ist bereit.
Nach treu vollbrachtem Glaubenslauf
thut Allen sich dein Himmel auf.

Ist Eure Seele versunken, meine Brüder, ist sie mit frommem Ernst versunken in den Wonnegedanken, die Ihr so eben feierlich ausgesprochen; und hallet, wie der Ton in diesen Mauern, entzükkungsvoll der Sinn durch Euer Inneres? wie muß Euch dann in diesen Augenblikken seyn! — — —

Und wäret Ihr zerstreut durch Irdisches hieher gekommen: jetzt habt Ihr Euch gesammelt. Und hättet Ihr mit dem gleichgültigsten Herzen das Lied begonnen: jetzt empfindet Ihr einen unwiderstehlichen Trieb, auf dem Gebiete zu weilen, das sich vor Euch geöffnet hat. Und könnte sogar die Sorge hieher Euch begleitet, und der Gram Euer Gemüth umnachtet haben: die Finsterniß entfloh; eine bessere Welt ließ ihr Licht in Euer Leben fallen; hier ist es Tag; — hier ist Friede, hier ist Freude, hier ist Hoffnung, hier ist Jesus! „Auffahren" siehet Ihn unser Blik „gen Himmel und sitzen zur Rechten Got-

tes"; und wir — sind bestimmt Ihm zu folgen in seine Herrlichkeit.

O lasset uns von dem Himmelsglanze auffangen, so viel das blöde Aug' erträgt. Leichtsinn und Trübsinn, beides sind Seelenkrankheiten, und im „Wesen dieser Welt" haben sie ihren Sitz; o, gesund werden läßt uns hier an der reinen Luft des Himmels. Dürftig, wie der Kranke, wenn er zum ersten Mal hervortritt aus der Schmerzenkammer in die freie Natur, lasset uns einsaugen die Erquikkungen des Evangeliums, und uns sonnen im Wiederschein der Ewigkeit. So wird auch dieser Tag uns segnen, und Gott preisen, und dir lobsingen in deiner Gemeine, verherrlichter Heiland! Amen.

Marc. 16, 14 ff.

Zuletzt, da die Eilfe zu Tische saßen, zeigte sich ihnen Jesus, und schalt ihren Unglauben und ihres Herzens Ungelehrigkeit, da sie denen nicht hatten glauben wollen, die ihn auferstanden gesehen.

Sodann sprach er zu ihnen: Gehet in alle Welt, und prediget das Evangelium allem Volk. Wer glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, auf dem ruhet der Fluch.

Jeden treuen Anhänger aber werden diese Zeichen begleiten: Als meine Boten werden sie Dämone aus-

treiben; mit neuen Zungen reden, Schlangen ohne Gefahr berühren und Giftbecher leeren. Den Kranken werden sie die Hände auflegen und ihnen Heilung schaffen.

Und, nachdem der Herr also mit ihnen geredet, ward er aufgenommen in den Himmel und sitzet zur Rechten Gottes. —

Seine Schüler aber giengen aus, und predigten an allen Orten, und der Herr wirkte mit ihnen, und bekräfigte das Wort durch begleitende Zeichen.

Einzig in ihrer Art, *meine* Brüder, mußte bei dem Vorfall, der hier beschrieben wird, die Stimmung der Jünger Jesu seyn. Denn, solcher Aufträge waren sie noch von Niemand gewürdigt; solche Verheissungen hatte ihnen noch Keiner ertheilt; einen solchen Anblik konnten sie noch nie gehabt haben; solche Erfahrungen wieß ihre ganze Vergangenheit nicht auf. Erhoben über das Irdische mußten sie sich vorkommen; sie mußten wie im Himmel seyn.

Lasset uns von dieser Seite die große Begebenheit unsers Festes diesmal ansehen, und

die Augenblikke im Leben betrachten, wo sich der Mensch, wie im Himmel, fühlt.

Den Ausdruk, daß uns „wie im Himmel" sei, erlauben wir uns, meine Brüder, nicht weil wir wüßten, wie es im Himmel ist. Es hat es ja „kein Auge gesehen und kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz ist es kommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben". Allein, aus dem gewöhnlichen Lebensgange treten zuweilen Augenblikke hervor, die wir mit den übrigen nicht vergleichen können, die wohl gar all' unser bisheriges Erfahren und Empfinden übertreffen, die wir daher auch durch die gemeinen Bezeichnungen des Wohlseyns zu entweihen fürchten, für die wir kein anderes Wort haben, als das, worin sich uns das Höchste, Schönste, Theuerste vereinigt, Himmel.

Was fühlen wir in solchen Augenblikken?

Sagen: das sei unaussprechlich! hiesse eine sehr ungenügende Antwort geben. Der Mensch kann alles, was in ihm vorgeht, sich klar machen, und über seine dunkelsten Gefühle durch Selbstbeschauung ins Reine kommen. Gelangt er nicht dahin, so liegt die Schuld an seiner Unbehülflichkeit, oder Trägheit. — Lasset uns daher suchen, von den Augenblikken, wo dem Menschen wie im Himmel ist, einen allgemeinen Begriff zu gewinnen.

Freude hat er da; hohe Freude! Diese Freude nimmt ihn hin, durchdringt alle Pulse seines Wesens, und macht die Triebe wenigstens verstummen, für die sie keine Befriedigung hat. Er vergisset, während er in ihr lebt, alles. Doch sind ihre Entzükkungen deshalb nicht immer heftig; sie erscheint auch als sanfte Stille, von keinem Mißlaut unterbrochen. Denn rein ist sie. Es verkümmert ihren Genuß kein äusseres Hinderniß, kein inneres; weder trübes Zurükschaun, noch unbefriedigtes Sehnen, weder Neid, noch Furcht, weder Schaam, noch Gewissensangst. Eben darum auch ist sie nicht Sinnenreitz, wiewohl sie dadurch veranlaßt seyn kann; sondern eine Bewegung des Gemüths, ein Fest der Seele. Die irdische Bedürfniß schweigt. Es lösen sich die Bande jedes Schmerzens. Beschränkung drükt auf keiner Seite mehr. Die gröbere Gestalt zerfließt, und Himmlisches tritt vor des Geistes Auge. Der Tonkunst Harmonieen klingen wie Geistergesang und wie die Loblieder der Verklärten. Hinweggerükt aus diesem niedern Leben, nicht mehr berührt von seinen Mängeln, erhoben über Raum und Zeit, athmet in schönern Gegenden das Herz auf, fühlt des Alliebenden heil'ge

Nähe, will nichts als folgen seiner Ordnung, und bei ihm seyn, und „ihn haben, und dann nicht fragen nach Himmel und Erde".

Kennt Ihr dies Bild, geliebte Brüder? Die Guten kennen's Alle. Es ist ein Freund aus ihrem eigenen Leben. Und wem die ganze Schilderung unverständlich wäre, der hätte dies nur als ein schlimmes Zeichen für seinen innern Zustand anzusehn.

Es mögen jedoch die Hauptzüge in einzelnen Beispielen noch einmal vor Euch hin treten!

Als einst an ihres Meisters Seite die Jünger wandelten, und überraschend herrlich manch neues Licht in ihre Seele fiel, während er ihnen besonders sich mittheilte, oder auch Vorträge an das Volk hielt: da mußte ihnen zuweilen, wie im Himmel seyn. Denn so ist dem Forscher nach Wahrheit in dem Augenblik, wo er, vielleicht nach langem Suchen, sie findet, und mit dem Gefühle, jezt habe er den Grund, worauf er bauen, und die Regel, wornach er urtheilen, und das Ziel, wohin er steuern müsse, sein: „Gefunden"! in alle Welt rufen mögte. Denket nur an die unvergleichlichen Jugendtage, die einst unter

heisser, und so oft hochbelohnter, Lernbegier Eurer Confirmation vorangiengen.

Wenn die Schüler unsers Herrn, bei allen ihren Fehlern, von ihm dennoch behandelt wurden mit immer gleicher Lieb' und Freundlichkeit; oder, wenn sie sahen, wie selbst dem Gebeugtesten in seiner Nähe das Herz sich wieder aufthat zum Hoffen und Vertraun: da mußte ihnen zuweilen, wie im Himmel seyn. Denn so ist uns an der Brust eines zärtlichen Wesens; so ist Allen, die eine harte Begegnung eingeschüchtert hat, wenn sich huldreich ein Edler ihnen naht, und ihrer Schwächen schont, und mild ermunternd ihre Blödigkeit besiegt. Je mehr die Menschen unsers Umgangs geläutert sind von irdischer Gemeinheit; je weniger ihr Denken und Verfahren nach der gewohnten Weise ist; je sichtbarer eine Jugend, welche die Erde nicht gebohren hat, eine höhere Güte, eine höhere Theilnahme, eine höhere Duldung, eine höhere Anmuth, eine höhere Ruhe, eine höhere Heiterkeit sich ihnen aufprägt: desto überirdischer werden sie selbst uns; desto gewisser und öfter müssen Augenblikke kommen, wo wir, mit ihnen, uns wie im Himmel fühlen.

Als der Heiland unter seinen Freunden zum

ersten Male wieder erschien, und nun die Gewißheit: „Er ist auferstanden“! wie ein Bote des ewigen Lebens, neu und glänzend, in ihre traurigdüstern Kreise trat, — da mußte ihnen, wie im Himmel seyn, und in den Wonnegedanken: „mein Herr und mein Gott“! wie bei Thomas, ihr Bewußtseyn sich auflösen. Denn so ist dem Dulder, wenn der Kerker seiner Trübsale sich öffnet, und der Druk eines großen Elends nachläßt, und ein schwerer Gram ihm von der Brust fällt, und in süße Ruhe die Erschöpfung übergeht, oder, aus weiter Ferne her, ein lange nicht mehr gekannter Genuß bei ihm einkehrt, und ihn begrüßt, wie die schöne, alte Zeit.

Als die Begleiter Jesu ihr bisheriges Tagewerk gegen den ehrwürdigsten Beruf der Erde vertauschen, und hervortreten sollten aus der Dunkelheit des Privatlebens auf die Höhe einer öffentlichen, weit ausgebreiteten Wirksamkeit; als es hieß: „Gehet in die Welt und predigt das Evangelium allem Volk“; als mit diesem Rufe die Zusicherung dessen sich verband, was sie, durch Glauben, ausrichten und überwinden, wie sie „mit neuen Zungen reden, Kranke herstellen, und ohne Schaden selbst Giftbecher leeren würden“;

als sie dann wirklich „ausgiengen, und aller Orten predigten", und nun, oft so auffallend, sahen, wie „mit ihnen der Herr" war, und die „Zeichen" seiner Huld und Macht ihr schwaches Wort über jede Erwartung bekräftigten: da mußte ihnen, wie im Himmel, seyn, meine Brüder. Denn so ist guten Menschen, wo ihnen zu etwas Herrlichem der ehrende Antrag geschiehet; wo neue Mittel des Wohlthuns in ihre Hände kommen; wo sie für das geliebte Werk ihre Kräfte hinreichen, oder täglich wachsen sehen; wo sie mit ihrem Beginnen sich unterstützt fühlen von Gott, dem Allmächtigen; wo sie hintreten vor ihre Schöpfung und sie betrachten, und was sie geleistet, für den Augenblik, nun mit aller Lieb' und Lust nicht besser zu machen wüßten; wo es ihnen besonders gelingt, die Menschen um sich her, die Großen und die Kleinen, und ist es nur möglich, auch die Traurigen zufrieden zu stellen, so, daß Freude waltet, und jeder glüklich ist, und keiner ungetröstet von hinnen geht; wo sie überhaupt bemerken, ihre Saat stehe auf dankbarem Boden, „ihre Arbeit sei im Herrn nicht vergeblich, und das Feld werde zur Erndte schon weiß"!

Denken wir uns vollends die Apostel, wie eben der Jesus, der vor ihren Augen so unaussprechlich gelitten hatte, nun, gleichermaaßen vor ihren Augen „emporgehoben ward, um sich aufzuschwingen zur Rechten Gottes": so mußte ihnen da, wie im Himmel, seyn. Denn, so ist auch uns, auch uns schon, wenn wir unsre künftige Erhebung uns nur vorstellen; wenn wir heimgegangenen Lieblingen gläubig nachschaun; wenn wir betend allem irdischen Wehe uns entreissen; wenn ein Maimorgen aus der Flur um unsre Hütte ein Paradies schafft, oder eine Sternenhelle Nacht uns fester drükt an das Vaterherz des Ewigen.

Sogar mitten in der höchsten Noth auf Erden kann sich der Mensch, wie im Himmel, fühlen, wofern er fähig ist, sich hinweg zu versetzen aus dem Leibe dieses Todes, und dahin es zu bringen weiß, daß nicht etwa nur neben seinen Schmerz ein tröstender Gedanke hintrete, sondern, daß in dem, was er glaubt und hofft, alles sinnliche Wehgefühl aufgehe. So reicht uns oft mit der Versicherung, ihm sei so wohl! ein Sterbender zum letzten Liebesdruk die Hand. So redet oft, scheinbar im Kampfe noch begriffen,

ein Mensch schon mit den Bewohnern der bessern Welt. So rief, unter den Steinen seiner Mörder, einer der ersten Glaubenshelden, Stephanus, voll heiligen Geistes: „Siehe, ich sehe den Himmel offen"!

Daß es Augenblikke giebt, wo wie im Himmel sich das Herz fühlt, leidet, nach dem Bisherigen, keinen Zweifel. Eben so klar ist, was für Zeitpunkte des Lebens hierher zu rechnen sind. Nur Eins: verdient noch, daß Niemand es aus der Acht lasse; und so wollen wir es hier bestimmt hervorheben.

Hättet Ihr meinen Worten wohl getrauet, wenn ich die vorher entworfenen Schilderungen mit dem Zusatze beschlossen hätte: wie im Himmel sei auch der Geitzige bei seinem Mammon, auch der Schwelger an voller Tafel, auch der Eitle im Prachtgewande, auch der Ehrgeizige behangen mit den Zeichen seines Ruhms?.... Nur empören können hätte Euch ein solcher Gedanke? Spräche ich aber: Wie im Himmel gefühlt habe sich jener Bescheidene in der Liebe eines Edlen, jener Fromme im Schmuk seiner Gotteskindschaft, jener Christ bei des Abendmahls erhebender Feier, jener Naturfreund beim Anblik der untergehenden

Sonne, jener Barmherzige bei dem Bewußtseyn einer schönen That; — oder erzählte ich Euch von einem jugendlich-glühenden Herzen, dem bei der Aussicht in die Rosengefilde der Zukunft der Himmel sich aufgethan; von einem Vater, den die Tugenden seines allgepriesenen Sohnes bis in den Himmel entzükken; von einem Kreise vertrauter Freunde, wie sie sich ergötzt hätten am fröhlichen Mahl, wie sie dabei gedacht ihrer Vergangenheit, und — ihres Gottes; wie sie bald in Gesprächen, bald in Liedern, bald scherzend, bald ernsten Sinnes die holden Stunden beflügelt, wie sie aber auch der armen Brüder sich mit freigebiger Milde erinnert, und nun, auseinandergehend, sichs bekannt hätten, mit einer Thräne: „Kinder! heute sind wir wie im Himmel gewesen"! Da würdet Ihr mir glauben, und mit Herz und Mund gern bezeugen wollen: so sei es!

Sehet eine solche auffallende Wahrheit enthält die Betheurung der Schrift: „das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste". Genüsse, wie sie auch das Thier hat, erheben den Menschen nicht über die Erde; vielmehr, giebt er irgendwo an solche sich hin, so sinkt er, für den

Augenblik, in die Gewalt der Sinnlichkeit, und wird durch sie befangen. Sein besseres Ich geht unter in dem Gelüsten, das er befriedigt. Und will er den Reitz, oder die Fülle dieses Glüks womit vergleichen; so wähle er Bilder, die ihm, in solcher Entäusserung, am nächsten stehen, — wie er denn dies auch ja meistens thut.

Um mit unserem Gefühl wie im Himmel zu seyn, müssen wir uns wie Engel fühlen. Um uns Entzükkungen zu verschaffen, die alles gewöhnliche Vergnügen übertreffen, müssen wir hinwegtreten im Geiste aus der gemeinen Alltäglichkeit. Um eine reine, ungetrübte Wonne in unser Herz zu rufen, müssen wir erst daraus vertreiben alles, was sie stören könnte. Die Begier aber stört immer, wie sie heisse, und welchen Gegenstand sie habe. Sie stört vor dem Genusse durch Ungeduld. Sie stört im Genusse durch Unmäßigkeit. Sie stört nach dem Genusse durch Unmuth.

Ja, selbst wenn Sichtbares und Irdisches der Seele den Anlaß gegeben hätte, sich wie in den Himmel versetzt zu glauben: so entschwindet es ihr in diesem Zustande der Erhöhung. Uns ist wohl, wenn wir, nach erschütternden Bewe-

gungen die ermatteten Glieder hinstrekken zu sanfter Ruhe; wie im Himmel aber fühlen wir uns in dieser Ruhe nur dann, wenn der Körper uns gar nicht mehr an sich und seine Erschöpfung erinnert. Uns ist wohl im Angesicht einer blühenden Landschaft; der Himmel aber öffnet sich uns nur dann erst, wenn verloren in dieser Betrachtung das Auge des Leibes erlischt, und die wirklichen Gestalten zurükweichen, und vor den inneren Sinn nun bald eine schönere Flur tritt, und er den Unendlichen schaut, der die Welt so herrlich gemacht hat. Uns ist wohl bei einem rührenden Gesange, beim Liede der Nachtigall, oder auf einsamer Wandrung, wenn der Ton der fernen Abendglokke zu uns herüberhaucht; zu den Seligen aber steigen wir nur dann erst empor, wenn der irdische Wohllaut uns für die Harmonieen von Oben das Ohr geöffnet, und während um uns her die Stimmen verklungen sind, ein Chor aus der bessern Welt sein Heilig! Heilig! begonnen hat. — Die äusseren Sinne gehören nicht zu dieser Höhe der Seligkeit. Wir schliessen sie sogar absichtlich, damit der Aufschwung zu schöneren Gebieten desto gewisser erfolge. Wir sind für den irdischen Genuß

dann so wenig gestimmt, daß wir in dem Gefühle: „ich habe eine Speise, da wisset ihr nicht von", weder essen, noch trinken mögen. — Irren könnet Ihr Euch daher auch nicht, meine Brüder, wie Ihr künftig, in dieser Hinsicht, Eure Freuden zu beurtheilen und zu nennen habt. Ganz anders sind die „begleitenden Zeichen", wo der Mensch als Thier, ganz anders, wo er als Engel genießt. Dort verliert er sich selbst, hier gewinnt er sich. Dort wird er klein, hier herrlich. Dort sinkt er nieder, um aus irgend einer Tiefe sich zu sättigen; hier steigt er empor und „schüttelt den Staub von seinen Füßen".

Warum soll aber dieser Unterschied Euch wichtig seyn? Warum überhaupt haben wir die Augenblikke, wo der Mensch sich, wie im Himmel, fühlt, so genau betrachtet? — Darum, daß unser Herz daran sich erhebe, veredle, beruhige, erheitre. Und das kann es, meine Brüder.

Denn jene Augenblikke, — lasset mich Euch dies noch mit Wenigem darthun, —

Sie stellen unsre Würde in neues Licht,
sie schmükken unsre Tugend mit neuem Reiz,

sie geben unserer Zufriedenheit neue
Nahrung,
sie bieten unserer Hoffnung eine neue
Stüze.

Das Thier ist eingeschränkt auf sinnlichen Genuß; der Mensch ists nicht. Die Heimath seiner Güter liegt über diesen Kreis hinaus. Es treibt sein Herz ihn, sie zu suchen. Es lehrt sein Geist ihn, sie zu finden. Und fand er sie, so gewähren sie ihm eine Seligkeit, die nicht nur alles, was die Erde hat, verdunkelt, sondern auch die gröbere Begier schwächt, und ihre Ansprüche zurükweiset. Diese Erhabenheit unsers Wesens wird uns nun zwar bei jedem Aufschwung in das Gebiet der Religion fühlbar gemacht. Aber kann es zu oft geschehen, wenn wir uns dennoch so gern erniedrigen, und gemeine Befriedigungen den edelsten Freuden vorziehen? Dürfen wir das Auge denn senken, wenn das, was droben ist, uns erwartet? Ist es anständig, daß an Schlechtem sich begnüge, wem das Herrlichste geboten wird? Stimmt es zusammen mit unserer angebornen Hoheit, in unreinen Wohllüsten jedes göttliche Verlangen zu tödten, und dadurch immer

unfähiger zu werden für fromme Erhebung? — O Dank der Erinnerung, es gebe Augenblikke, wo sich der Mensch wie im Himmel fühlt; man läuft so oft Gefahr, dies zu vergessen. Wir wollen sie suchen; wir wollen des Lichtes uns freuen, in welchem durch sie unsre Würde strahlt; wir wollen Gott preisen, daß wir, bei allem Schönen dieser Erde, dennoch zu groß sind, um uns mit unsern Freuden auf sie zu beschränken.

Wo aber wächst das schönre Glük? Aus welchem Garten her ist's in die Brust des Sterblichen verpflanzt? — Ihr habt gehört: Sinnenreiz kann wohl Veranlassung werden, daß es entstehe. Aber die Quelle selbst ist anderswo. Müßten sonst nicht alle, die, zum Beispiel, denselben Anblik haben, oder dieselben Töne vernehmen, auch dieselben Regungen empfinden? — Das innere Wesen des Gemüths entscheidet hier. Während ein roher, in Verwerfliches dahingegebener Mensch zu jener Lauterkeit und Höhe des Genusses sich nie aufschwingen kann, müssen dir die Augenblikke, wo du im Himmel zu seyn glaubst, oft kommen, wenn du vor Gottes Angesicht wandelst, für die Brüder und jedes Gute ein Herz hast, und, wie dein Leben sich auch gestalte, immerdar

freudigen Muthes du dich hin schaust. „Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei"! Sie weben in deine Tage jene köstlichen Zeitpunkte, wo du, aller Mängel deines Zustandes vergessend, dich unter Bürgern einer bessern Welt erblikst. Und je folgsamer, zärtlicher und fester du diesen Führerinnen dich anschliessest; je mehr Glauben in deinen Ansichten, je mehr Liebe in deinen Handlungen, je mehr Hoffnung und Zuversicht in deiner ganzen Sinnesart herrscht: desto häufiger wirst du dergleichen Zeitpunkte feiern. — O, die Ihr es der Tugend so gern zum Vorwurfe macht, daß sie nicht unmittelbar der Weg zum Glük sei; die Ihr sie tadelt, wenn sie nicht gegen des Lebens Uebel ihre Verehrer schützt, und das nicht schaffen kann, was nach des Welturhebers Rathschluß nun einmal von äusseren Umständen abhangen soll; höret auf ungerecht zu seyn. Reichthümer giebt sie nicht; zu Ehrenstellen erhebt sie nicht; vor Trübsalen verwahrt sie nicht. Aber, einen Sinn begründet sie für das Schöne, für das Heilige, für das Ewige, einen Sinn für Gott und seine Ordnung, für das, was droben und jenseits ist, der über die äussere Beschränkung uns erhebt, und während die Wirklichkeit alles thut, unser Glük

zu zertrümmern, in unsern Herzen die Vorhalle des Himmels baut. — Tugend! wir wollen dir huldigen. Nur wo Gott ist, ist Himmel; und nur, wo du bist, ist Gott! Wir wollen an dir hangen. Könnten wir es denken, daß die Augenblikke des höchsten und seligsten Genusses auf Erden dein Werk sind, und dennoch den Reiz verkennen, womit sie dich ausstatten? —

Doch auch über unser Schiksal, meine Brüder, haben wir von diesem Standpunkte herab nichts zu klagen. Denn ob Umgebung, Beruf und Glükslage, ob häusliche Verhältnisse zumal gar viel darüber entscheiden, wie oft die Freud' uns lächeln soll: es sind gleichwohl nicht einzig die Großen und Begüterten der Erde, die Gott des Gefühles würdigt, wie im Himmel, zu seyn. Wer mit der meisten Sorgfalt den Sinn sich bildet, hat's am öftersten. Den Landmann sucht es auf in seiner Hütte; den Armen in seiner Dürftigkeit; den Kranken auf dem Lager seiner Schmerzen; und wie manchen muß es allererst die Trübsal lehren: welch eine Welt von Kleinoden und Erquikkungen er in sich trägt! — Dessen ungeachtet könnte unter Christen ein Neid herrschen über Vorzüge des Zufalls? Ein Christ könnte

Gott anklagen über die ungleiche Austheilung seiner Geschenke? Ein Christ könnte im Ernste sich für zurükgesezt halten? .... Sorge nur dafür, Mitbruder, daß überall, wohin du schaust im Leben, dein Gott nicht fern sei. Erfahre, geniesse, dulde alles mit ihm. Thue seinen Willen und traue seinem Worte. Und kannst du es mit dem Eifer für Schönes und Gutes ins Große nicht treiben, so liebe und hilf und segne wenigstens in deiner kleinen Welt, so viel du vermagst. Und es werden Stunden über dir aufgehen, wo du keine höhere Würde begehrst und nach keinen größeren Schätzen fragst, weil, was dein Herz fühlt, ohne Vergleichung herrlicher ist, als sie alle. O welche Nahrung, welche Nahrung vom Himmel für deine Zufriedenheit!

Und welche neue, unerschütterliche Stütze überdieß für deine Hoffnung! — Zwar „ist es noch immer nicht erschienen, was wir seyn werden". In jenen Augenblikken aber tritt wenigstens der Schatten dieser Erscheinung in unser Leben. Sie sind die Boten, welche die Zukunft an uns absendet. Sie sind die Zeugen, die uns die Gewißheit unsers schöneren Erbes ausser Zweifel setzen. Sie sind die Vermittler dessen, was auf den ersten

Blik ewig geschieden ist, des irdischen Lebens mit der überirdischen Bestimmung, des Endlichen mit dem Unendlichen, des Staubes mit dem einigen und wahrhaftigen Gotte. Es umarmen sich in ihnen Zeit und Ewigkeit; und „der Tod wird verschlungen in den Sieg". Wer schon hier in eine unsichtbare Welt emporzusteigen, und, wie in ihr, sich zu fühlen vermag: den muß der Ewige auch für sie bestimmt haben. Eben so gewiß und nothwendig aber: wem nicht hier schon der Himmel sich öffnete, der tritt auch nach dem Tode nicht hinein!

O beherzigten wir das, meine Brüder! Empfänden alle Menschen es tief! Und vergäßen es nie! Und hätten es vor Augen bei jedem Thun! „Doch viele wandeln, — sagte schon Paulus zu den Philippern *, — daß ich mit Thränen von ihnen bezeugen muß: sie sind Feinde des Heils Christi. Ihr Ende ist Verdammniß. Ihr Gott ist der Bauch. Ihre Ehre ist Schande. Ihr Sinn will nur das Irdische. Unser Wandel aber ist im Himmel, fährt er fort, von dannen wir auch unsern Retter, Jesum Christ, den Herrn, erwarten, daß er unsern Staub verkläre, und uns ähnlich mache seiner Herrlichkeit".

* Phil. 3, 18. ff.

So denn, so nur sei Sprache, Sinn und That bei Euch, Ihr Lieben alle! Wie oft des Fleisches Lüste Euch hinabziehn, wie oft der Gang der Dinge Euch verwirren, wie oft das Ziel des Weges dem Aug entschwinden will; denket:

„Wo ist mein Freund, des Höchsten Sohn,
Der mich geliebt? — Wo glänzt sein Thron"?

Und werdet heilig und selig durch die Antwort:

„In jenen Himmelshöhen"!

Und scheint Euch irgend einmal seine Hülfe zu zögern, so, daß Ihr ermüdet vom Kampf, und vom Warten erschöpft, die Frage anders stellen, daß Ihr sehnsuchtsvoll rufen mögtet:

„Wo bleibt mein Freund, des Höchsten Sohn"?

so wiederholet nur getrost das Wort: „Ich gehe voran, euch die Stätte zu bereiten; und ob ich gienge, will ich doch wiederkommen und Euch zu mir nehmen, auf daß auch Ihr seid, wo ich bin"*: der Friede wird zurükkehren, die Klage wird schweigen, der Blik wird heiter schauen, das Herz hoffen, und sagen:

„Da werd' ich dich, Herr Jesu Christ,
so freundlich, herrlich, wie du bist,
mit Himmelswonne sehen"! — —

* Joh. 14, 3.

O in jeder Lebensnoth sei mit diesem Troste bei uns, Sohn Gottes! Und eben daher kenne auch heute unser Herz keine andre Frage mehr, als die Frage nach dir, — nach dir! In diesem Gefühle vereinen wir jetzt uns alle, und singen:

„Wo ist mein Freund, des Höchsten Sohn,
der mich geliebt? — Wo glänzt sein Thron? —
In jenen Himmelshöhen.
Da werd' ich dich, Herr Jesus Christ,
so freundlich, herrlich, wie du bist,
mit Himmelswonne sehen.
Da wird,
mein Hirt,
von den Freuden
nichts mich scheiden,
die du droben
deinen Treuen aufgehoben.

Wie herrlich ist die neue Welt,
die Gott den Deinen aufbehält! —
Kein Mensch kann sie erwerben.
Hilf, Jesu, Herr der Herrlichkeit, —
Hilf Jesu, mach' auch mich bereit,
sie dennoch zu ererben.
Laß mich
eifrig
darnach streben,
so zu leben
auf der Erde,
daß ich Himmelsbürger werde.

Am

ersten Pfingsttage*.

Christenthum ist die Muttersprache der Menschheit.

Gesegnet sei das Pfingstfest! Es heil'ge, es erfreue Euch, Geliebte! — Wer es erfahren hat, Religion, du seiest ein köstliches Kleinod; wer dich erkannt hat in manchem entscheidenden Augenblik: er juble heute, daß du ausgebreitet bist unter den Menschen! Und wer es noch nicht erfuhr; er suche dich, damit er dich finde, und einst auch Pfingsten halten könne im dankbaren Gefühl seines Glüks! Amen.

Andächtige Brüder! Wenn wir bedenken, wie die verschiedenen Religionen der Erde zunächst immer nur der Gegend und dem Volke ange-

* 1811.

hörten, wo sie ihren Ursprung genommen hatten und diese Gränzen auch in der Folge nicht überschritten: so muß es uns auffallen, daß das Christenthum von solchen Gränzen nicht weiß, sondern, ausgesprochen von seinen ersten Herolden, bald nach allen Seiten hin sich verbreitete, und unter Nationen und Himmelsstrichen von ganz entgegengesetzter Beschaffenheit dennoch heimathlichen Boden fand. Wenn wir sodann erwägen, wie manche Religionsmeynung und Religionsparthei nach einer längeren, oder kürzeren Zeit wieder von der Erde verschwand, und hin und wieder kaum eine Spur ihres Daseyns hinterließ: so muß es uns auffallen, daß das Christenthum nun schon beinahe zwei Jahrtausende hindurch unter einem ewigen Wechsel der heftigsten Verfolgungen, der blutigsten Kriege, der erschütterndsten Ereignisse besteht, allen Umwälzungen des äusseren Lebens furchtlos zuschauet, und ganz das Ansehen hat, die Verheissung seines Stifters bestätigen zu wollen. Wenn wir überdieß daran uns erinnern, daß andre Religionen ihre weitausgedehnte Herrschaft unter den Völkern, oft nur der List und der Gewalt, siegreichen Waffen und glüklichen Eroberungen verdanken; so muß es uns auffallen, daß

das Christenthum solche Mittel von jeher verschmähet hat, und, wie der Meister, schlicht und sanft, alles „Dreinschlagen mit dem Schwerdte" zurükweisend, von der stillen, inneren Macht der Wahrheit seiner Siege über die Gemüther erwartet. Wenn endlich andre Religionen zum Theil gar keinen, zum Theil nur einen verhältnißmäßig geringen Einfluß auf die Geistesbildung ihrer Anhänger äusserten, und wohl gar die Rohheit derselben kaum abschliffen: so muß es uns auffallen, daß das Christenthum in eben dem Maaße, als es, irgendwo, gläubiger angenommen, tiefer aufgefaßt, und frommer geübt ward, auch die Menschen mehr veredelt, und sichtbarer gehoben, und für die Wissenschaft, für das gesellige Leben, und für die gesammte bürgerliche Wohlfahrt heilsamer gewirkt hat.

Dies alles wäre nun aber schlechthin unerklärbar, wenn diejenigen recht hätten, die das Christenthum gern als eine Sammlung willkührlich gebildeter und willkührlich zusammengestellter Sätze über Leben, Bestimmung und Schiksal des Menschen ansehen. Ihnen erscheint, was es lehrt, als weit abliegend aus unserem Gedankenkreise. Ihnen dünkt, was es fordert, als weit hinweg-

ragend über unsre Kräfte. Ihnen kommt das, was es verheißt, als weit aussehend vor, als ein Glük, das zu hoffen zwar recht süß, das aber auch durch gar nichts gehörig begründet, und eben daher zahllosen Zweifeln und Bedenklichkeiten zu aller Zeit unterworfen gewesen sei. Wie gesagt! Hätten sie recht, diese Menschen: es liesse sich dann, auf keine Weise, begreifen, wie eine der Menschennatur angeblich so fremde und das Menschenwesen so wenig befriedigende Religion, als die christliche, gleichwohl so viele Freunde gefunden, so viele Jahrhunderte sich gehalten, so vielen Einfluß auf das Fortschreiten unsers Geschlechts gezeigt, und dies alles durch sich selbst und die ihr inwohnende eigenthümliche Kraft geleistet habe.

Es muß daher das Evangelium unsers Herrn in einem andern Verhältniß zu uns stehen, als jene glauben; und ich ergreife die Gelegenheit, welche mir der heutige Festabschnitt darreicht, um so lieber, dieses Verhältniß bestimmt auszusprechen.

Gott segne meine Worte! Gott segne Eure Aufmerksamkeit! Gott segne unsern Glauben mit neuer Kraft und neuen Ermunterungen! Gott gebe es uns allen, uns allen zu fühlen, daß

wir Sein — und keines andern sind! — Es geschehe also!

Apostelgeschichte 2, 1 ff.

Am funfzigsten, oder Pfingsttage waren sie alle einmüthig bei einander.

Und schnell geschah ein Brausen vom Himmel, wie von einem gewaltigen Winde, der das ganze Gemach erfüllte, da sie saßen. Zerstreuete Feuerflämmchen zeigten sich ihnen, und es setzte sich auf einen jeglichen.

Nun wurden sie alle voll heiligen Geistes, und fiengen an zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geist sie trieb.

Es hielten sich aber fromme Juden, aus allerlei Volk, zu Jerusalem auf. Da es nun so laut wurde, kam die Menge zusammen, und gerieth in Erstaunen; denn jeder hörte, daß sie in seiner Sprache redeten. Alle entsetzten und wunderten sich deß. Sind nicht alle, fragte man einander, die hier reden, Galiläer? Wie hören wir denn, ein jeglicher, seine Sprache, darin wir gebohren sind? Wir hören sie, mit unsern Zungen, die großen Thaten Gottes preisen. So betreten war man; und einer sprach zum Andern: was will hieraus werden? Andre hingegen hatten ihren Spott darüber und sprachen: Sie sind voll süßen Weins.

Da trat Petrus hervor mit den Eilfen, erhub seine Stimme, und sprach:

„Ihr Juden, und ihr alle, die Ihr zu Jerusalem Euch aufhaltet, lasset Euch belehren und vernehmet meine Worte. Diese Menschen sind nicht trunken, wie Ihr wähnet, sintemal es die dritte Stunde am Tage ist. Sondern das ist es, was der Prophet Joel zu-

vor gesagt. Und es soll geschehen in den künftigen Tagen, spricht Gott, ich will Menschen von allen Ständen meinen Geist reichlich mittheilen. Eure Söhne und Eure Töchter sollen wie Propheten sprechen. Eure Jünglinge sollen durch Gesichte, Eure Alten durch Träume von mir belehrt werden. Ja auch auf Sclaven und Sclavinnen, die mich verehren, soll mein Geist kommen, daß sie reden werden wie Propheten.

Die Zusammenkunft der Apostel, in welcher sie zuerst des neuen Geistes sich einmüthig bewußt, und in dem Glauben, daß die Vorsehung Großes mit ihnen bezwekke, selbst durch unvermuthete Naturerscheinungen gestärkt wurden, stellt uns dieser Abschnitt dar, meine Brüder. Es ist eine andre Sprache, die sie führen. Es sind andre Ansichten, die sie haben. Es sind andre Kräfte, die sie zeigen. Es sind andere Hoffnungen, für die sie glühen; es ist ein anderer Muth, der sie durchdringt. — Eben darum aber ist auch die Menge, welche hier um sie her kommt, verwundert, und weiß nicht, wo das hinaus wolle? Der Leichtsinn spricht sogar: „Sie sind voll süßen Weins". Am stärksten drükt sich Aller Befremdung in der Frage aus: „Siehe! Sind nicht diese, die da reden, Gali-

klar? Wie hören wir denn, ein jeglicher, doch seine Sprache, darin er gebohren ist"?

Wie man das Wort „Sprache" hier auslegen mag; ob man glaubt: die Leute hätten sich gewundert, Jesu Jünger in ihrer „Mundart" reden zu hören; oder, es hätte sie überrascht, aus dem Munde dieser Fremden ihre eignen innersten „Gefühle und Ueberzeugungen" zu vernehmen: in beiden Fällen bezieht sich das Erstaunen doch nur darauf, daß jeder Anwesende durch ihren Vortrag sich über Erwartung befriedigt fühlte.

Sehet diese Wirkung gerade thut auf alle unbefangene Menschen die Predigt des christlichen Evangeliums. Jeden überrascht sie wunderbar; denn „jeder hört darin die Sprache, worin er gebohren ist". Allen wird ihr Innerstes durch Jesum mit einer Klarheit ausgesprochen, die das Herz ergreift. O, was kann das Verhältniß seiner Lehre zu des Menschen Natur angemessener darstellen, als dieser Gedanke! — Er beschäftige uns!

Bei einer jeden Religion, meine Brüder, die christliche ausgenommen, läßt es sich nachweisen, welchen Antheil die Eigenthümlichkeit des Stifters,

des Volkes, des Zeitalters, der Weltgegend, des herrschenden Wissens und Meynens, an der Ausbildung und Bestimmung einzelner Lehrsätze hatte; und wie, unter andern zufälligen Einwirkungen von aussen, das Ganze ein Anderes geworden seyn würde. Eine solche Religion spricht denn auch nur in der Umgebung das Gemüth vorzüglich an; und verliert, bei veränderter Lage, ihr Gewicht und selbst ihre Wahrheit. Beim Christenthum ist es anders. Hier gilt nichts blos Einer Nation, Einem Jahrhundert, Einem Himmelsstriche, Einer Stufe der Bildung, der Einsicht, und des Geschmaks. Hier gilt alles dem Menschen, der Menschennatur, dem wesentlichen Bedürfniß, der allgemeinen Bestimmung, dem ewigen Heil des gesammten Geschlechtes. Und eben daher muß von dem Evangelio unsers Meisters ein jeder bekennen, — und der unverdorbenste, reinste Mensch, der Mensch voll Kindeseinfalt wird es am gewissesten thun: „hier find' ich die Sprache, darin ich gebohren bin, in diesen Lehren, Vorschriften, Verheissungen drükt sich mein Innerstes aus".

Wir wollen uns dies jezt klar und gewiß machen.

Der Mensch will erfahren, woher er sein Daseyn habe? Diese Frage erwacht in ihm, sobald er über sich und die ihn umgebende Welt nachzudenken beginnt. Das Christenthum kommt ihm entgegen mit der Antwort: „Gott ist's, der Jedermann Leben und Odem allenthalben giebt" *; „durch seinen Willen haben die Dinge das Wesen und sind geschaffen" **; „er hat gemacht, daß von Einem Blute aller Menschen Geschlechte auf dem ganzen Erdboden abstammen, und ein Ziel gesetzt, wie lang' und weit sie wohnen sollen" ***. Der Mensch vernimmt diesen Bescheid, und prüft ihn; und siehe! er findet darin „seine Sprache". Ja, so ist es, bekennt er, so muß es seyn. Ein Geist, in seiner Einsicht, Kraft und Liebe ohne Schranken, nicht eingeengt von Zeit und Raum, muß hervorgebracht haben, dieses unermeßliche All, und unter den Millionen seiner Creaturen auch mich. Hieran hab' ich genug. Indem ich mir diesen Gedanken aneigne, weiß ich von keiner Bedenklichkeit mehr, nicht über der Welt Ursprung, nicht über den meinigen. Auch das Wie

* Act. 17, 25.

** Offenb. Joh. 4, 11.

*** Apost. Gesch. 17, 26.

des Entstehens kann mich nun nicht beunruhigen. „Gott rufet dem, das nicht ist, daß es sei" *; und es tritt ein in den Chor der Wesen, um dem Schöpfer zu lobsingen.

Der Mensch will klug aus sich selbst werden. Er fühlt sich, auf einer Seite, klein, gegen ausgedehntere Gestalten, und auf einer andern groß, weil er denkend das Ganze durchdringen kann, und, indem er die Welt beschauet, gleichsam über ihr schwebt. Er bemerkt, daß er in mancher Hinsicht den Thieren gleiche, in anderer jedoch nicht so gebunden sei, wie sie. Ihn verlangt nach einer Erklärung, die seines Wesens Eigenthümlichkeit ihm deute. Das Christenthum erfüllet dies Verlangen. „Du bist mehr, als des Feldes Blume, und als der Vogel in der Luft; du wohnst in dieser Hütte nur; du kannst des Fleisches Lust beherrschen; die Wahrheit zu erkennen und durch sie frei zu werden, hast du Kraft; du bist ein Kind Gottes, mit seinem Ebenbilde geschmükt" **. Der Mensch vernimmt diesen Bescheid und prüft ihn, und siehe!

* Röm. 4, 17. Hebr. 11, 3.

** Matth. 6, 26 ff. 2 Cor. 5, 1. Gal. 5, 24. Joh. 8, 31 ff. Gal. 4, 7. vergl. 1 Mos. 1, 26. 27.

er findet darin „seine Sprache". Ja, so ist es, ruft er, so muß es seyn. Ich kann mich, wie nahe sie mir auch stehen, unter den Geschöpfen um mich her, nicht verlieren. Ich vermag mehr als diesen Trieben blind zu folgen. Ich bin fähig zu überlegen, zu wählen, zu entscheiden, mich zu regieren. Ich fühle einer andern Ordnung der Dinge mich verwandt. Hier steht es: du bist mein „Vater", und ich bin „deines Geschlechts" *.

Der Mensch will seine Bestimmung wissen. Daran zu zweifeln, ob er eine habe, gestattet die Vernunft ihm nicht. Doch welche? muß er fragen. Soll er die Ansprüche seiner Sinne gelten lassen? Soll er das größtmögliche Vergnügen suchen? Soll er nach dem Beispiel Anderer sich bilden? Was er sich als seines Strebens Ziel und Regel denken mag, — ein Irrgarten, ohne Pfad und Ausgang, umgiebt ihn. So wendet er sich an das Christenthum. Es steht ihm Rede und sagt: „Liebe Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, aus allen Kräften; das ist das vornehmste Gebot; das andre aber ist dem gleich:

* Ap. Gesch. 17, 28.

liebe deinen Nächsten, als dich selbst. Trachte am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird dir alles Uebrige zufallen" *. Der Mensch vernimmt diesen Bescheid und prüft ihn, und siehe! er findet darin „seine Sprache". Ja, so ist es, so muß es seyn. Wie oft verkannt' ich sie, die Stimme in meinem Herzen; und doch hat sie e b e n d a h i n mich immer gewiesen. Wenn an die Begierde ich mich hingab; da floh mich die Ruhe, die Freude. Wenn ich hinaufschauete, wenn ich absagte der Welt, und nach Schönem, nach Trefflichem rang: da war mir wohl; ich prieß mich glüklich ein Mensch zu seyn. L i e b e n soll ich, das hab' ich immer gefühlt. Ich kann ja nicht leben, ohne zu lieben. Aber ich kannte die Liebe nicht. Nun weiß ichs: d a s ist sie, wenn ich d i c h suche, Herr, mein Gott! wenn ich nichts will, als was du willst, wenn ich Gefallen habe an dem, was von dir kommt, wenn ich demüthig verehre deinen Rathschluß, wenn ich wirke, wie du, für das Wohl deiner Kinder, meiner Brüder, und welche „Stund' am Tage" es auch sei, nie einschlummre in deinem Dienst. D a s ist die w a h r e Liebe;

* Matth. 22, 37 ff. 6, 33.

sie üben soll ich hier. Das meine Pflicht, mein Tagwerk, meine Seligkeit; die Stimme des Herrn hat es mir geoffenbart.

Der Mensch will seine Schiksale verstehen lernen. Wer es zutheile, das Maaß von Lust und Schmerzen; wer ihn leite, der Fügungen dunkeln Gang; wer sie bestimme, die Gestalt seiner äusseren Lage; wer da verhänge über Gesundheit und Krankheit, Reichthum und Armuth, Kommen und Scheiden, Leben und Tod; und warum oft gerade ihn das Ungemach suche, während es der nachbarlichen Hütte vorbeizieht; warum oft so lange die Prüfung daure; so seltsam die Beschwerde sich häufe; so widersprechend dem Verdienste das Glük sei; so schuldloses, bescheidenes Warten unbelohnt bleibe, und festlicher Genuß und großes Leid so nahe zusammengränze? Es will sich darüber Auskunft geben, das gepreßte Herz. Grübeln bringt hier an kein Ziel, verfinstert den Blik, umwölkt den Himmel, wirft auf ein stürmisches, klippenbesäetes Meer. Christenthum hilft aus. „Lasset Euch die Hitze nicht befremden, die Euch widerfährt, daß Ihr versuchet werdet. Gott ist getreu; und über seine Kraft versucht er Keinen. Welchen der Herr lieb

hat, den züchtiget er; und wie schwer auch die Trübsal dünke, wenn sie da ist, darnach giebt sie eine beglükkende Frucht" *. Der Mensch vernimmt diesen Bescheid, und prüft ihn, und siehe! er findet darin „seine Sprache". Nicht die Sprache der Anmaassung, und des Eigensinns, und der Ungeduld; aber die Sprache eines in Glauben und Liebe hingegebenen Herzens. Ja, so ist es, fährt er fort, so muß es seyn. Diese freundlichen Trostworte, sie sind es ja gerade, deren ich bedarf, darnach ich mich sehne. Leg' ich ihren Balsam auf meine Wunden: so schweigt die Klage, die Besorgniß entflieht, und ich athme wieder leicht und frei. Was fehlt mir „im dunkelsten Thale", wenn die Gewißheit auf mich nieder leuchtet, daß „alle Haare auf meinem Haupte gezählt sind"! Stoße ich sie aber von mir, jene Friedensboten: so nistet in meiner Brust der Gram, und keine Schutzwehr bedekt mich gegen eine Stimmung, die zulezt nur mit Verzweifelung und Selbstmord endigen kann. Erziehung, o Erziehung zu höherem, zu dauerhafterem Glük, das ist die Leidenvolle Zeit. Mir sagts mein Herz;

* 1 Petr. 4, 12. 1 Cor. 10, 13. Hebr. 12, 6. Spr. 3, 12. Hebr. 12, 11.

ich kann nicht irren. Du hast es mir gedeutet durch Lehre, Leben, Tod und Auferstehung, Jesus Christus!

Der Mensch will mit den Hülfen sich befreunden, die er auf dieser Dornenvollen Bahn gebraucht. Wer ihn nun unterstütze im ungewohnten, vielleicht ungleichen Kampf; wer sein sich annehme gegen die Reitzungen der Sünde; wer ihm beispringe in den Augenblikken der Gefahr; wer ihm erleichtre das große, schwere Werk der Heiligung? Dies zu erforschen, liegt ihm an. Von seinen Brüdern kommt die Hülfe oft; doch nicht für jeden Fall. Ach, in den wichtigsten verläßt ihn ihre Macht und ihre Weisheit. Wie häufig rührt sogar sein Elend, seine Versunkenheit von ihnen her! In dieser Noth weiset ihn das Christenthum hinauf. Baut nicht auf Euch, und nicht auf Menschen; und wären's Könige: sie können ja nicht helfen. Von Gott aus zieht ein Helfer in die Welt. In jedem Theil der Schöpfung hat er Mittel für seiner Kinder Heil. Er macht zu seinen Boten die Winde und zu seinen Dienern die Feuerflammen. Er redet zu unserem Herzen durch Anblikke und durch Töne, durch das Lebendige und durch das Leblose. Nie

aber hat er kräftiger zu uns geredet, als durch den Sohn. Wer da wünscht, daß ihm geholfen werde, und daß er zur Erkenntniß der Wahrheit gelange; Ihm reiche er folgsam und Vertrauens-voll die Hand; er weicht von seinen Treuen nicht" *. Der Mensch vernimmt diesen Bescheid und prüft ihn, und siehe! er findet darin „seine Sprache". Ja, so ist es, bezeugt er, so muß es seyn. Hier empfang' ich, was mir Noth thut. Immer hab' ichs geahnt: die Ohnmacht schaffe keine wahre Hülfe; und ich dürfte, sie zu finden, nicht unten hin, nach oben müßt' ich schauen. Hier wird es mir ausdrüklich anbefohlen. Hier wird der Grund mir gelegt, darauf ich stehen kann. Hier werden die Waffen mir gereicht, damit ich kämpfen kann. Hier werden die Kräfte mir erneuert, die ich anwenden kann. Nur mit Gott lassen sich Thaten thun. So wird, so muß es denn auch mir mit Gott gelingen. Ich fühle es, ich kann zu Niemand Anderem mich halten wollen, als zu ihm.

Der Mensch hat aber nicht allezeit zu Gott sich gehalten. Er ist abgewichen. Drum sucht

* Psalm 146, 3. Hebr. 1, 7. 1, 2. 1 Tim. 2, 4. Matth. 18, 20. 28, 18 ff.

er die verlorne Ruh. „Ich muß sie, spricht er, ja, ich muß sie wieder haben, deine Liebe, du, mein Wohlthäter von Anbeginn! Ich muß wieder ohne Vorwurf zurükbliklen lernen in die alte Zeit. Ich muß wieder dein Kind werden, dein glükliches Kind, von keiner Schuld geängstet. Doch ach! Wo ist die Rükkehr, wo der Eingang in dieses Paradies? Es reicht nicht hin, daß ich fortan die Sünde fliehe. Wer nimmt mich gegen das Geschehene in Schuz? Was stumpft die Pfeile ab, womit Erinnerung nach meiner Seele zielt"?? .... Das Christenthum tritt sanft zu diesem Traurigen. „Heran zu mir, Mühseliger, Belad'ner! Ich will dein Herz erquikken. Der Menschensohn hat auch für dich gelebt, auch dir zum Heil am Kreutze sich geopfert. Es ruhete auf deinem Haupt der Fluch; er nahm ihn auf das seinige. Fürwahr, er trug deine Krankheit; er duldete deine Schmerzen; die Strafe liegt auf ihm, damit du Frieden fändest, und durch seine Wunden Genesung. Das ist je gewißlich wahr, und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus in die Welt kommen ist, die Sünder selig zu machen" *. Der Mensch vernimmt

* Matth. 11, 28. Jesaias 53, 4. 1 Tim. 1, 15. Gal. 3, 14. 2 Cor. 5, 19.

diesen Bescheid und prüft ihn; und siehe! er findet darin „seine Sprache". Ja, so ist es, sagt sein Herz, so muß es seyn. Nur der, von dem ich gewichen, kann mich wieder in seine Arme ziehen durch freie Liebe, und mich „versöhnen mit ihm selber"; ich kann es nicht. Nur ihm steht es zu, die Schuld mir zu erlassen, die ich gehäuft; ich kann sie nicht bezahlen. Nur von ihm hieng es ab, eine Anstalt zu meiner Begnadigung zu treffen, deren Geheimnißvolle Herrlichkeit das Wort nicht faßt; ich kann sie nur in Demuth ehren. O sei willkommen, Wort vom Kreutze, du Lösegeld für die verpfändete Seele. Du befriedigst mein dringendstes Bedürfniß. Du erfüllst meine heissesten Wünsche. Du bringst mir den Frieden zurük in die innere Zwietracht. Du stimmst ein in das Verdammungsurtheil meines Gewissens, und sprichst mich dennoch frei. Du drükst mich zerknirscht in den Staub, um mich entsündigt wieder zu erheben.

Der Mensch will endlich auch über das, was jenseits ist, beruhigt seyn. Ob er mit allen seinen Gedanken und Entwürfen im Schooß der Erde sein Ziel finde, oder, ob eine neue Zeit die alte nur ablöse, um ihn höher zu vollenden; ob

es verklingen soll, sein Leben, in widrigen Mißlaut, oder, ob ein Uebergang in reine Harmonieen ihm bevorstehe; ob, was ihm hier geschah, des Himmels ganze Vergeltung war für seine Werke, oder, ob noch ein anderes und ein gerechteres Gericht die Zukunft halten möge über Alle, die hier gelebt: nein, das gilt ihm nicht gleich! Ist er ein edler Mensch, desto lieber wird er seinen Ahnungen trauen, und desto glüklicher sich fühlen in der Erwartung eines Zustandes, der die seligsten Genüsse der Gegenwart in sich vereinigen soll, ohne einen ihrer Mängel zu haben. Wenn nur nicht durch so manche Zweifel diese Aussicht getrübt würde! Wenn nur in ihrem Hoffen die Seele nicht so oft wankte, als dürfe sie sich selbst nicht trauen! Wenn es hier nur einen Weg gäbe zu jener inneren Gewißheit, daran alle Bedenklichkeiten von aussen sich brechen müßten, wie am ewigen Felsen die leichte Fluth! — — — Hier nahet das Christenthum, und verheißt uns eine „Stunde, in welcher Alle, so in den Gräbern sind, hervorgehen werden auf des Menschensohns Stimme; und einen Richterstuhl, vor welchem wir erscheinen müssen, um zu empfangen, je nachdem wir gehandelt haben; und eine Vereinigung der Tu-

gendhaften zur Theilnahme an der Herrlichkeit ihres Mittlers; und eine Dauer dieser Wonne, die nimmer enden wird" *. Der Mensch vernimmt diesen Bescheid, und prüft ihn, und träuet ihm gern; denn siehe! der Auferstandene, der erhöhete Heiland ist es, der also zu ihm redet; und er findet in jedem Worte „seine Sprache", die Sprache seiner süßesten und seiner edelsten und seiner vernünftigsten und seiner gerechtesten Wünsche. Ja, es ist so, ruft er, es muß so seyn. Ich bin entweder die abentheuerlichste Mißgeburt, und mein Leben ist ein Gemisch von Widerspruch und Verwirrung, und die Augenblikke, wo ich am nächsten der Gottheit mich fühle, sind die lächerlichsten und meine heiligsten Gefühle sind die heilloseste Täuschung; oder! — oder — ich werde „kommen zu dem Berge Zion, zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem, und zu der Menge vieler tausend Engel, und zu der Gemeine der Erstgebohrnen, die im Himmel angeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über Alle; und zu den Geistern der vollendeten Gerechten" **.

* Joh. 5, 28. 29. 2. Cor. 5, 10. Joh. 17, 24. Matth. 25, 46.

** Hebr. 12, 22. 23.

Blikket nun auf diese Reihe von Darstellungen zurük, geliebte Brüder; was findet Ihr? Was wir gleich anfangs behaupteten: Im Christenthum hört jeder Mensch „die Sprache, darin er gebohren ist", die Sprache seines innersten, eigenthümlichsten Wesens. Können wir nämlich das, was unsre Vernunft erkennet, was unser Herz ahnt, was unser Gewissen fordert, was unsre Sehnsucht stillet, was sich anschließt an unsre heiligsten Bedürfnisse, was unsre ganze Natur in Einklang mit sich selbst bringt, was über Zweifel und Unruhe uns erhebt, und in Augenblikken der Anfechtung uns gewiß macht, daß wir festen Grund haben, und auf rechtem Wege sind; können wir das unsre Sprache nennen, weil das Gegentheil davon die Harmonie in unserem Wesen unmittelbar und schlechterdings zerstören würde: so ist es durch das Bisherige entschieden: Reiner, kräftiger, bestimmter ist diese unsre Sprache, darin wir gebohren sind, nirgend geredet worden, als von unserem angebeteten Meister, Jesus Christus.

Wie geschiehet es denn aber, daß so Viele diese Sprache gleichwohl nicht verstehen, wenn

doch „ein Jeglicher nur seine eigene" darin erkennen muß?

Meine Brüder; die Sprache der Sinnlichkeit, die der Mensch immer zuerst reden lernt, ist eine andre, als die Sprache des vernünftigen und unsterblichen Geistes. Sind wir noch weiter nichts, als rohe, eitle, der Begier unterworfene Geschöpfe: so vermögen wir diese letzte nicht zu fassen.

Die Sprache der Weltsitte die der gewöhnliche Mensch am liebsten redet, weil sie sich am leichtesten lernt, ist eine andre, als die Sprache des Wesens, das, unabhängig von zufälligen Eindrükken, sich selbst gestalten will nach eignem besten Wissen und Erkennen. Sind wir nun blos Nachtreter in fremde Fußtapfen: so ist diese letztere für uns so gut als nicht vorhanden. Wer sie anstimmt, redet, für unser Ohr, in „andern Zungen", und weil er sich selbst klar ist, muß er uns dunkel werden. Seine gesammelteste Fassung nennen wir ein Aussersichseyn, und eine Begeisterung für das Schöne, die bei ihm, aus der hellesten Besonnenheit hervorsprühet, kommt uns vor, wie ein „süßer Rausch".

Die Sprache des Lasters endlich und der

Abgestorbenheit für Gott, die der Verworfene redet, um sich selbst zu betäuben, ist eine andere, als die Sprache des frommen Glaubens und des zarten Gewissens. Bist du daher erst eingeweiht in jene und übst sie täglich: so hört diese zuletzt mehr und mehr auf dir geläufig und verständlich zu seyn. Du magst sie nicht einmal reden hören. Und auch dich trifft der Vorwurf, den Jesus seinen Feinden machte: „Wäret ihr Kinder Gottes, warum kennet ihr denn meine Sprache nicht? Wer von Gott ist, der fasset Gottes-Wort; darum begreifet ihr nicht, denn ihr seid nicht von Gott" *.

So können wir es denn nicht für eine Widerlegung unsers Hauptgedankens ansehen, daß es Menschen giebt, denen das Christenthum nicht wie eine Stimme aus dem eigenen Gemüthe tönt, sondern wie ein fremder, verworrener Laut aus unbekannter Welt her. Das Christenthum bleibt Ausdruk, reiner, treuer Ausdruk des inneren Menschen. Wer aber noch nicht Mensch geworden ist, oder es nicht mehr ist, der kann ja auch sich nicht wiederfinden in den Worten des Menschensohns.

* Joh. 8, 42. 43. 47.

Theuerste Brüder! Es ist ein Gedanke, der uns erheben muß, daß die Sprache des Christenthums die Sprache unsers innersten Wesens ist, und daß wir uns, als in dieser Sprache gleichsam gebohren, denken sollen. Wie Vielen heißt das Ueberspannung, oder Schwäche, wenn in christlichem Geiste ein Mensch auftritt, das Leben anschauet und sein Thun bestimmt! Heißt's uns auch jetzt noch so? Ist es Unverstand, oder ist es Menschenfurcht, oder ist es Sucht dem großen Haufen zu gefallen, oder welch eine Art der Verkehrtheit ist es, daß wir uns vor der Welt nicht „verrathen" wollen durch eine Sprache, die unsre „Muttersprache" ist? Sind wir denn im Kreise der Gemeinheit nur daheim? Und was nicht niedrige Natur ist, gilt das uns gleich für Unnatur? — Es ist „hoch am Tage", meine Brüder, und wir „sind nüchtern". O lasset uns fühlen, daß nichts uns höher ehren kann, als Christen zu seyn. Lasset uns einsehen, von unserer Willkühr hänge es gar nicht ab, Religion zu haben, oder zu verschmähen; vielmehr mache sie den Charakter der ächten Menschennatur aus, und die Aufgabe unsers Daseyns auf Erden werde nur mit ihr vollständig gelöset. Lasset uns

nie anders, als im Lichte der Offenbarungen Jesu unser Wesen anschauen, und unsre Pflichten, unsre Leiden und unsre Hoffnungen; damit wir uns tiefer ergründen und völliger verstehen. Lasset uns erkennen, ein herrliches Geschöpf, mit allen seinen Gebrechen, sei der Mensch; eben darum aber, je erhabener der Standpunkt sei, den wir nehmen, desto gewisser sei er der rechte, und wer sich am edelsten ausspricht, der spreche sich am natürlichsten aus; ein Mensch, ohne diese Weihe, habe entweder sich selbst schon verloren, oder auch noch überall nicht gefunden.

Es ziert jedoch nicht allein uns, daß die Sprache des Christenthums die eigenthümliche Sprache unserer Natur ist, sein Inhalt wird dadurch eben so sehr verherrlicht. Denn der doppelte Beweis liegt hierin, daß es die einzig wahre, und eben deshalb eine von Gott selbst ausgegangene Religion sei. Alle übrigen sogenannten Religionen sind zwar auch Versuche, und zum Theil schätzbare Versuche, die Verbindung des Menschen mit der übersinnlichen Welt darzustellen, und sein Leben in Beziehung auf dieselbe anzudeuten; aber, sie sind nicht alle in gleichem Maasse gelungen, und dem Evangelio Jesus ist keine auch nur an

die Seite zu stellen, geschweige denn vorzuziehen. — Dankbar denn, o innig dankbar nehme jedes Herz des Christenthums heilige Lehren auf! Dankbar erwäge jeder, wie viel, für die Verbreitung derselben, durch Gottes Güte veranstaltet, und durch den hohen Sinn preiswürdiger Menschen gewirkt, geduldet, geopfert ist! Dankbar begehe dich jeder Anhänger Jesu, du ehrwürdiges Fest, das die Erinnerung hieran neu beleben soll! Dankbar streue, in seinem Wirkungskreise, auch der Geringste, des Glaubens und der Tugend schönen Saamen aus, damit immer gesegneter unter den Menschen werde der Name des Meisters.

Denn, daß sein Werk untergehen solle, dazu ward es nicht vollbracht, meine Brüder. Es entstand zwar in der Zeit, aber nicht für die Zeit, zwar durch Menschen, aber nicht aus Menschen, sondern aus Gott. Ein Werk „aus Gott" ist es, und es „dämpfen" wollen hiesse „streiten wider den Allmächtigen". Lasset daher noch Veränderungen über Veränderungen eintreten; lasset verloren gehen, was Euch für Kind und Kindeskinder gesichert schien; lasset Neues veralten und Gewesenes wiederkehren in ewigem Kreislauf, und Begriffe sogar und Meinungen wechseln, wie

Kleidertracht: das werdet Ihr nie erleben, niemals, und kein künftiges Zeitalter wird es erleben, daß das Christenthum verschwände vor einem neuen und andern Glauben. Kann Wahrheit denn je aufhören Wahrheit zu seyn? Oder kann die Menschennatur eine andere werden, als sie nach des Schöpfers Rathschluß ist? Sehet! So kann auch kein Meister kommen, und wäre er ein „Engel vom Himmel", der durch eine neue Predigt das Wort des „Einen, der unser Aller Meister ist", abschaffte *. So gewiß, als im Christenthume jeder Mensch die Sprache vernimmt, darin er geboren ist, — so gewiß kann Christenthum nur mit der ganzen Menschheit und Menschennatur zugleich untergehen.

Fasset hier den Sinn, meine Brüder, und den Grund der Betheurung Jesu: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht" **. Erwäget den Ernst des Ausspruchs: „das Wort, das ich geredet habe, das wird Euch richten am jüngsten Tage" ***. Lernet endlich,

* 1 Tim. 6, 3.

** Matth. 24, 35.

*** Joh. 12, 48.

weil die Menschheit von Natur keine andre Sprache hat und haben soll, als dieses Wort, wie auch das für jeden unter uns sich einst bestätigen müsse: „Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt, aus deinen Worten wirst du verdammt werden *. Eben darum aber werde allezeit eine Sprache von uns geführt, die, wie „fremd" auch der „Menge", doch unser würdig, eine ächte „Prophetensprache" sei. Meyne ich blos Worte? Nein! In unserem ganzen Thun und Lassen, in allen unsern Ansichten und Gesinnungen, in unserem stillen und öffentlichen Leben spreche es sich aus, daß wir „von oben herab" wie unser Meister, — daß wir Kinder Gottes, und Erlösete des Herrn sind. Amen.

* Matth. 12, 37.

Am

Trinitatisfeste*.

Es ist ein Fest für die Völker, wenn ihre Fürsten dem Meister der Welt huldigen.

Es begegnet dem Menschen viel Wichtiges, meine Brüder. Doch vor allen wichtig, auch wenn sie nicht dafür gehalten werden, sind wohlthätige Veränderungen in seiner innern Welt. Zerbricht er die Fesseln eines Vorurtheils, oder einer Leidenschaft; wählt er, den Irrweg verlassend, einen neuen Lebenspfad; entscheidet er sich, fest und kräftig, für Gott und Gottes Ordnung: so ist das, ihm selbst und allen, deren Loos an dem Seinigen hängt, ein Ereigniß von der höchsten Merkwürdigkeit. Daher auch Jesus versichert:

* 1811, als am Tauffeste des Königs von Rom.

„es sei Freude im Himmel und vor den Engeln über einen Sünder, der Buße thut“.

Je mehr in der Gesellschaft die gelten, mit denen eine solche Veränderung vorgeht: um so größer muß natürlich der Kreis seyn, der an ihr Theil nimmt, und um so lebhafter die Theilnahme selbst. Sind es vollends die Vorgesetzten, sind es die Ersten im Staate, sind es die Herrscher und Gewalthaber, die von ihrer Achtung für die Religion, für Wahrheit, Tugend und Recht, eine bestimmte und unverdächtige Erklärung geben: dann wird der Eindruk allgemein; dann geht die Freude im Lande von Ort zu Ort, und besucht selbst die Hütten; dann hat Alles, was Unterthanen für ihre Fürsten so gern haben, nur Lobsprüche, und von der Zukunft nur Hoffnungen; ein Fest ist aufgegangen über dem Dankerfüllten, glüklichen Volke.

Und welch ein Fest! O sehet, da bedarf es keiner Berauschung der Sinne; die Herzen schwelgen. Da wird zu Ausbrüchen der Freude kein Befehl ertheilt; alles läßt nur den Jubel erschallen, wovon es voll ist. Da schimmert nicht blos jene täuschende Herrlichkeit durch die Fenster, welche so oft nur das allgemeine Elend

erleuchtet; auch in des Hauses innersten Gemächern wohnt Wohlstand, Heiterkeit, Zufriedenheit, Vertrauen.

Möge der heutige Tag eine solche Gestalt gewinnen, und zu neuem Heil die Völker der Erde taufen! Möge die Huldigung Dir gefallen, Du König der Könige, welche von so vielen Millionen, ihr Oberhaupt an der Spitze, Dir heute gebracht wird! Möge das Reich kommen, welches Dein Sohn allein stiften kann, das Reich, wo die Wahrheit wohnt, und mit der Wahrheit die Gerechtigkeit, und mit der Gerechtigkeit der Friede, und mit dem Frieden die ächte, die erquikkende, die unverwelkliche Freude! Amen.

Joh. 3, 1 — 16.

Es war ein Mensch unter den Pharisäern, mit Namen Nicodemus, ein Oberster unter den Juden.

Dieser kam einst, des Nachts, zu Jesu, und sprach: Meister, wir wissen, daß du ein Gottgesandter Lehrer bist; denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm.

Jesus antwortete: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand von Neuem gebohren werde, anders kann er das Reich Gottes nicht sehen.

Nicodemus entgegnet: Wie kann ein Mensch gebohren werden, wenn er alt ist? Kann er auch in seiner Mutter Leib zurükkehren und gebohren werden?

Jesus versetzt: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn daß jemand neu gebohren werde durch eine geistige Taufe, sonst kann er in das Reich Gottes nicht eintreten. Was vom Fleisch gebohren wird, ist Fleisch, was vom Geist gebohren wird, ist Geist. Laß dich's nicht wundern, daß ich sagte: ihr müsset von neuem gebohren werden. Der Wind bläset auf allen Seiten und du hörst wohl sein Sausen; aber du weißst nicht, wo er ausgeht, noch wohin er fährt. So ist's mit jeglichem, der durch den Geist gebohren ist.

Nicodemus sprach: Wie soll ich mir dies denken?

Da antwortete Jesus: du bist ein Meister in Israel, und weissest das nicht? Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: ich rede nichts, als was ich weiß, und bezeuge nichts, als was ich sah; und doch nehmt Ihr mein Zeugniß nicht an. Glaubet Ihr aber nicht, wenn ich von irdischen Veränderungen spreche, wie viel weniger werdet Ihr glauben, wenn ich von himmlischen rede? Und doch stieg Niemand in den Himmel, als der vom Himmel niederkam, der Menschensohn, der im Himmel zu Hause ist. — So wie darum Moses die Schlange in der Wüste zur Schau stellte: so muß auch der Menschensohn erhöht werden, damit Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben erlangen.

Einen „Obersten" der Juden, meine Brüder, einen „Meister in Israel" finden wir hier an Jesu Seite. Er ahnt den Werth des Göttlichen und wünscht ihn ganz zu fassen. Er sehnet

sich nach einer stillen Unterredung. Nicht angesteckt vom stolzen Wahn des Ordens, dem er zugehört, naht er sich ihm mit dem Bekenntniß: „ich weiß es, Meister, du bist ein Gottgesandter Lehrer; denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm". Und nicht ein flüchtiges Gefühl giebt sich durch diese Worte kund; die Liebe blieb und wuchs. Und als des Heilands Kreuzestod die Hoffnungen so vieler Tausende zerschlug, stand Nicodemus in der kleinen Schaar der Treuen herrlich da.

O hätten, wie dieser Eine, alle Obersten der Nation gedacht! Hätte das Wahre, Rechte, Heilige bei einem Jeden so gegolten! Hätte man, statt insgeheim den Göttlichen zu ehren, ihn öffentlich für den erklärt, von dem die Wiedergeburt des Vaterlandes zu erwarten sei! Hätte man zu solchen Ueberzeugungen und Gesinnungen das ganze Volk zu erheben gesucht: wahrlich! Jerusalem wäre nicht zerstört worden.

Es ist für einen Staat nichts wichtiger, als ob die Häupter desselben Religion haben. Sind sie freilich Heuchler, wie dort fast alle Glieder des Synedriums, und wollen eine Gottesfurcht, die ihrem Herzen fremd ist, nur erkünsteln: wer wird an-

dächtiger Geberde trauen? Wer wird durch ihre eiteln Ceremonieen ergriffen, gerührt, gestimmt werden können zu lebendiger Theilnahme? Wer wird im Geist wahrhafter Frömmigkeit von ihnen behandelt zu werden sich jemals schmeicheln? — Wendet sich aber redlich und unverstellt und aus tiefstem Grunde ihr Gemüth zu dem, was droben ist; und fühlen sie es, als ein heiligunabweisliches Bedürfniß, vor dem sich zu demüthigen in Dank und Ehrfurcht und Gehorsam, von dem auch sie abhängen: o wem entzükte, wem ermuthigte, wem erhöbe das nicht die innerste Seele! Ein Fest muß es seyn, geliebte Brüder; ja, es ist ein Fest für die Völker, wenn ihre Fürsten dem Meister der Welt huldigen. —

Ich darf voraussetzen, daß Ihr mir, eben heute, für die weitere Entwikkelung dieses Gedankens Eure besondere Aufmerksamkeit schenken werdet.

Es ist ein Fest für die Völker, wenn ihre Fürsten dem Meister der Welt huldigen. Denn es ist

Ein Triumph ihrer Religion,

Eine Zierde ihrer Verfassung,

Ein Unterpfand ihres Glüks.

Lasset mich diese drei Punkte nun kurz aus einander setzen.

Wenn die Fürsten dem Meister der Welt huldigen, so ist das ein Fest für die Völker; denn es ist ein Triumph ihrer Religion.

Triumphe zwar feiert die Religion, so oft sie ein Menschenherz gewinnt, schlüg' es auch unter dem ärmsten Gewande. Wo ein Wahn verschwindet vor dem Sonnenlicht ihrer Lehren, oder ein Sünder nicht widerstehen kann ihrer Mutterstimme, oder ein Dulder durch ihre Tröstungen über sein Schiksal sich erhebt, oder ein Märtyrer für ihren Besitz alle seine Erdenfreuden opfert, oder ein Sterbender an ihrer Hand, ohne Furcht, in die Grube sinkt: da erblikken wir die Himmlische, das Haupt umwunden mit einem Siegeskranz.

Noch schönere Kronen indeß scheint sie zu tragen, wenn selbst die Herrscher der Erde sich ihr mit Ehrfurcht nahn.

Sehet einen Monarchen in den Tempel treten. Sehet ihn versinken in fromme Betrachtung des göttlichen Wortes. Sehet ihn an heiliger Stätte empfangen das Mahl des Gekreuzigten, oder ein-

weihen die eheliche Verbindung, oder feierlich zur Taufe bringen den Säugling, der seine höchsten Wünsche krönt. Sehet ihn, wenn er betet; wenn er voll Andacht aufschauet gen Himmel, oder nieder sich wirft vor dem, der Himmel und Erde regiert; und die tausendmaltausend Welten mit seinem kräftigen Worte trägt:...... Wo bleibt der eitle Glanz? Wo sind die Ehrentitel, mit welchen die Bewunderung, oder auch nur die Schmeichelei feiler Zeitgenossen ihn als „groß" und „einzig" preiset? Vergessen ist das Alles. Er ist herabgestiegen aus seiner Höhe. Er ist worden, wie der geringsten Diener Einer. Der sonst nur winkt, um Schaaren zu versammeln, die ihm die Knie beugen: hier liegt er selbst im Staub' und spricht: „Herr, ich warte auf deine Befehle".

So giebt's denn einen „Namen, der über alle Namen ist"; es ist Dein Name, Jesus Christus! So giebt es Etwas, davor alle äussere Hoheit zusammenwelkt, darnach mitten im Ueberfluß die Sehnsucht nimmer stirbt, das selbst der „erste Thron der Erde" nicht entbehrlich macht. Es giebt Etwas, das vor dem Schmeichler nicht verstummt, und womit jedes Gesetz übereinkommen muß, um allererst gültig zu werden. Es giebt

eine Gewalt, die allen Geistern gebietet, und alle Herzen rührt. Es giebt eine Weihe, deren auch die Könige bedürfen, um ihren Platz zu verdienen, um ihr Verfahren zu heiligen, um ihre Aussprüche zu unterstützen, um ihre Anordnungen zu rechtfertigen, um ihre Unternehmungen zu segnen, um ihre Macht auf einen Felsen zu baun. Religion, du bist es. Es ist die Unterhaltung einer beständigen, und an Innigkeit stets wachsenden Gemeinschaft mit der höheren Weltordnung. Es ist die Liebe zu Gott, und dem, den er gesandt hat.

Herrlich glänzt von solchem Standpunkt aus Religion, meine Brüder. Selige Aussichten öffnen sich zugleich auf dieser Höhe für ihre Fortschritte unter den Menschen.

Mit den oberen Ständen muß alle Veredlung unsers Geschlechts anfangen. Pflegen müssen sie wenigstens das Schöne, wo es in ihrem Kreise keimt, wenn's wohl gedeihen soll. Die Menge geht, wie sie geleitet wird, der Heerde gleich, die auf den Hirten sieht. — O, liesse Gott es uns erleben, daß unsre Fürsten es sich gegenseitig gelobten, Verehrer der Religion zu seyn, und nicht durch den todten Buchstaben drohender Verordnungen, oder durch jenes herzlose Erschei-

nen im Tempel, wobei Alles nur auf Prunk und Gleißnerei berechnet ist, — nein, durch Gesinnung, That, und Sitte, und durch des eignen Beispiels hellen Glanz ihre Völker zu erziehen für Glauben, Lieb' und Hoffnung: Ihr solltet sehen, wie dieser heilige Geist bald übergehen würde aus ihrer nächsten Umgebung in weitere und immer weit're Kreise, und Wunder und Zeichen thun unter allen Classen und in allen Ständen der Menschheit.

Und dennoch gäbe es uns keine Freude, wenn wir von Mächtigen die Religion verehrt und ihre Anstalten benutzt sehen? Es thäte unserem Herzen nicht wohl, daß das, was uns ein Kleinod ist, auch ihnen wichtig scheint? Daß Wahrheiten, die uns erheben, trösten und beglükken, mit gleicher Kraft auch sie durchdringen? Daß des äusseren Lebens Herrlichkeit sie nicht hat zerstreuen, betäuben, und abwenden können von Gott? Daß sie, mit uns, als Brüder, auf Einem Pfade zu Einer Heimath gehn, alle ird'schen Kronen einst gern niederlegen wollen für das himmlische Bürgerrecht, und es anerkennen und ehren das unsichtbare Band, welches „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser Aller,

der da ist über uns allen, und durch uns alle, und in uns allen", um sie und uns geschlungen hat? — Läge denn etwa mehr Erhebung für uns darin, wenn, wie es so oft schon der Fall war, für die Oberhäupter der Nationen nur das Schlachtfeld, und die Herrschaft über Länder und Meere, und das Verhältniß zu den benachbarten Staaten, und der eitle Pomp verschwenderischer, das Volk aussaugender Feste eine Bedeutung hat, — Gott aber kennen sie nicht; und ein Gottesreich ist ihnen fremde; und unter Religion wissen sie aus Geistesarmuth, oder um des verkehrten Gesichtspunkts willen, den man ihnen einmal gegeben hat, nichts anders sich zu denken, als Formelnwerk und Wahn und Vorurtheil, Gebildeten ein Ekel, brauchbar nur zum Zügel für das rohe Volk; ach! und der Unterthan hat nie den Genuß, seinen Monarchen als Christen zu erblikken, nie die Wonne, zu denken: dein Fürst betet mit dir und für dich, und vor des Alliebenden Thron begegnen sich freundlich Eure Wünsche!? — Saget; mag man den Zustand für angemeßner halten, die Vaterlandsfreunde zu entzükken? Wie? Oder ist es überhaupt der Sinn, der uns fehlt, der Sinn für das Heilige,

das wir gleichwohl zu ehren vorgeben, und für den Werth eines Regenten, der das Heilige liebt? Trifft der Vorwurf uns mit Recht, den man den Menschen neuer Zeit und Art so oft macht, daß sie durch Religion eben so wenig mehr in eine leidenschaftliche Freude gerathen, als für dieselbe zu kämpfen und zu sterben, begeistert werden können? —

Nein, meine Brüder! Was selbst die Götter der Erde mehr erhebt, als ihre beneidetesten Kleinodien; dessen Ehre muß uns köstlich seyn, dessen Besitz muß uns aussöhnen, mit dem Verhängniß, über unsre äussere Niedrigkeit. Ein Fest ist es für die Völker, wenn ihre Fürsten dem Meister der Welt huldigen; denn es ist ein Triumph ihrer Religion.

Setzet hinzu: es ist eine Zierde ihrer Verfassung.

Man hat von jeher viel gestritten, wo es besser sei, — ob, wo ein Einziger im Staat das Ruder führt, oder, wo Mehrere die Herrschaft theilen; ob, wo dies nur von den Angesehensten und also von Wenigen gilt, oder, wo die gesammte Nation die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in Händen hat; ob, wo der Fürst mit unbe-

schränkter Willkühr walten kann, oder, wo seine Beschlüsse erst von einer Versammlung, die in des Landes Namen ihm zur Seite steht, gebilligt werden müssen; ob bei dieser oder jener Verzweigung der mancherlei Staatsbehörden; ob bei solchem, oder solchem Rechtsgange; ob bei freiem oder unter gewisse Bedingungen gestellten Verkehr mit dem Auslande; ob bei hier und dort zusammengeworbenen Heeren, oder, wo das Volk aus seiner Mitte, nach vorhandenen Bestimmungen, die Krieger stellen muß. —

Wie verschiedene Meinungen jedoch über dieses und Aehnliches gewechselt sind: darin stimmten die Weisen und die Redlichen alle und immer zusammen: die größte Zierde jeglicher Verfassung sei ihrer Häupter inn'rer Werth. In schlechten Händen verfalle auch die beste Staatsform, — und durch treffliche Regenten werd' auch das Mangelhafte in der schlechtesten, wo nicht gehoben, doch gar sehr gemildert.

Den edlen Herrscher aber sehn wir nirgend vollendeter gezeichnet, als im Christenthum. Er nennt sich nicht, aus leerer Höflichkeit „von Gottes Gnaden — Fürst"; in seinem Herzen lebt die Ueberzeugung: „es sei keine Obrigkeit,

ohne von Gott; wo Obrigkeit bestehe, die sei von Gott verordnet" *. Er hält nicht sich für den Mittelpunkt, um welchen sich das Ganze drehen, nicht seine persönlichen Zwekke für den Gegenstand, dem Alles untergeordnet werden müsse: er erkennt in sich einen „Diener Gottes, dem Volke zu gut" **; er fühlt, wie auch an ihn sich die Ermahnung wende: „Ihr Herren, was recht und gleich ist, das thut den Knechten ***; er siehet ein, daß es sein Hauptbestreben seyn müsse, im Kreise der Unterthanen den „Schutz zu handhaben" †, unter welchem allein die Menschheit sich frei und fröhlich entwikkeln und das gesellschaftliche Leben gedeihen kann; er betrachtet sich als „einen Gesandten vom Himmel zur Rache an den Uebelthätern, und zu Lobe den Frommen" ††. Was endlich das Wichtigste ist: Er erinnert nicht blos die Nation an das Meisterwort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" †††; er spricht

* Röm. 13, 1.

** Röm. 13, 4.

*** Colosser 4, 1. Eph. 6, 9.

† Röm. 13, 6.

†† 1 Petr. 2, 13. 14.

††† Matth. 22, 21.

auch heiligen Ernstes zu sich selbst: „Siehe zu, was du thust. Denn du hältst das Gericht nicht den Menschen, sondern dem Herrn; und er sitzt im Gerichte neben dir. Darum, laß die Furcht des Herrn bei dir seyn; denn bei dem Herrn, deinem Gott, ist kein Unrecht, noch Ansehen der Person, noch Annehmen des Geschenks" *.

Welch ein Geist, geliebte Brüder! Lasset den Monarchen von ihm beseelt werden; Lasset die ersten und die geringsten Diener, die er zur Vollziehung seiner Befehle anstellt, in diesem Geiste handeln; lasset jedes Fach der Staatsverwaltung diesen Geist aussprechen, von jedem Richterstuhle herab diesen Geist entscheiden, in jeder Versammlung öffentlicher Beamten diesen Geist den Vorsitz haben: wer wird eigentlich des Landes und Volkes Oberhaupt seyn?? Gott selbst wird es seyn. Die Gesetze werden seinen Willen kund thun. Die Einrichtungen werden seine Weisheit athmen. Die Zwekke, die man verfolgt, werden mit den Rathschlüssen seiner Liebe zusammenstimmen. Die Aussprüche, die man thut, werden wie eingegeben scheinen von seiner Gerechtigkeit. Ein Gemeinwesen unter Gottes

* 2 Chron. 19, 6. 7.

unmittelbarer Aufsicht und Leitung wird entstehen. Frei und gleich werden alle Glieder desselben um seinen Stuhl treten. Ein neues Band wird die Hohen und die Niedrigen, wird die Reichen mit den Armen verknüpfen. Und nur der Erste unter vielen Brüdern, und vor allen der Weiseste und der Beste wird der Monarch seyn.

Kennet Ihr etwas, meine Brüder, wodurch eine Verfassung des Staates herrlicher geziert wird, als hiedurch? Reicht alle Pracht der Höfe da hinauf? Kann das „Alterthum" einem regierenden Hause diesen Adel verleihen? Kommt es in Betracht, ob der Fürst „König" heisse, oder „Kaiser", wenn Gott selbst der oberste Herrscher im Land' ist und vom Größten bis zum Kleinsten mit gleicher Kindlichkeit und Ehrerbietung dafür erkannt wird? Glaubt man da durch Schlachten und Siege, durch eroberte Länder und durch erweiterte Herrschaft einen höheren Ruhm zu gewinnen, wo man die Ehrsucht kleiner Seelen überall nicht kennet, wo man aus Grundsatz allen eitlen Schimmer verschmähet, wo das Ziel und die Arbeit und das Verdienst und der höchste Genuß Aller nur darin liegt, daß man, in Frieden den Willen Gottes thue? — Nein! eine

Verfassung, die es geltend macht, und ist es wo verloren gegangen, die es wiederherstellt das wahre Verhältniß zwischen dem Herrscher und den Beherrschten; eine Verfassung, wo der Fürst nichts seyn will, als „Diener" und Stellvertreter der Gottheit, und vom Unterthan nichts fordert, als daß er sich füge in jede Gott gefällige und das Vaterland beglükkende „Ordnung"; — nicht mit der Waffen Gewalt braucht sie eingeführt zu werden; ihre Vortheile leuchten Jedem in die Augen. Wer da kommt, um sie zu bringen, — ist er auch kein Sprößling des alten Herrscherstammes: er wird die Wehmuth, womit man von diesem sich trennet, entschädigen; ihn werden Segenswünsche begrüßen; ihm wird man voller Freuden sich unterwerfen; ihm wird nicht die Heuchelei, nicht die Furcht, ihm wird die Dankbarkeit, ihm wird die Liebe die gepriesensten Namen geben, welche die Sprache besitzt. — O ausgezeichnetes Volk! das da sagen kann: Mein König ist der weiseste, der liebreichste, der gerechteste, der gewaltigste! denn mein König ist Gott! Und die Ordnung der Dinge, darin ich lebe, ist die beste; denn sie ist durch Freunde Gottes entworfen! Betrachtet man Dich: so kann man

nicht anders urtheilen, als: daß es ein Fest sei für die Staaten, wenn ihre Fürsten dem Meister der Welt huldigen. Denn es liegt darin für ihre Verfassung die Zierde aller Zierden.

Es liegt darin zugleich ein Unterpfand ihres Glüks.

Urtheilet selbst. — Der Geist Gottes und Jesu ist ein Geist der Liebe. Wenn der Fürst diesem Geiste huldigt, wird er dann nur seine Person und Familie bei jeder Verfügung im Auge haben? Wird er die Völker, die er beherrscht, als bloße Werkzeuge seiner Größe betrachten? Wird er sie einschüchtern und von ihnen gefürchtet seyn wollen? Wird er nicht vielmehr allen gern Vater werden, mit Wohlwollen das Ganze umfassen, auf das Gemeinbeste jederzeit zuerst denken, und was dieses erheischt, auch wenn er eigene Wünsche dafür aufopfern müßte, vollbringen?

Der Geist Gottes und Jesu ist ein Geist der Weisheit. Wenn der Fürst diesem Geiste huldigt, wird er dann durch unüberlegte Schritte die Herzen entfernen, wo er sie an sich ziehen sollte, und durch verkehrte Maaßregeln den Staat zu Grunde richten, während er ihn beglükken will?

Wird er nicht vielmehr, so oft etwas geschehen soll, des Landes Zustand in Erwägung nehmen, des Volkes Eigenthümlichkeit ehren, die herrschende Stimmung erforschen, und besonders der Unterthanen Zutrauen, wie ein Kleinod, bewahren?

Der Geist Gottes und Jesu ist ein Geist der Gerechtigkeit. Wenn der Fürst diesem Geiste huldigt, wird er dann Gewaltstreiche ausüben, Unmögliches fordern, Unnöthiges erpressen, kein Gesetz über sich anerkennen? Wird er nicht vielmehr, um der guten, heiligen Ordnung willen, seine eigene Macht in gewisse Schranken weisen, in seinen Entscheidungen der besten Einsicht folgen, mit seinen Ansprüchen nach den Umständen sich fügen, bei seinen Neuerungen dahin achten, daß sie Niemanden in wohlerworbenem Besitze kränken, und statt daß die Willkühr nur ihre Günstlinge erhebt, durch seine Gnaden und Ehren allein das Verdienst auszeichnen, das Talent, den Fleiß, den Muth und die Treue, übrigens aber sowohl die Großen, wie die Kleinen, sowohl die Einzelnen, als ganze Stände, vor dem Gesetz ohne Unterschied gleich halten?

Der Geist Gottes und Jesu ist ein Geist der Sorgfalt auch für das Geringste und

Verachtetste. Wenn der Fürst diesem Geiste huldigt, wird er vorgeben, er müsse das Einzelne hintansetzen, um dem Ganzen desto nützlicher zu werden? Wird er nicht vielmehr, weil das Ganze ja nur aus einer Zusammenstellung des Einzelnen besteht, auch diesen seine Aufmerksamkeit schenken, auch ihr Recht heilig halten, auch ihr Eigenthum schützen, auch ihre Unschuld gegen den Frevler vertreten, und dahin seinen edleren Ehrgeitz ausdehnen, daß, wo möglich, auch dem niedrigsten Taglöhner in seiner Hütte wohl sei?

Der Geist Gottes und Jesu ist ein Geist der Aufrichtigkeit in Wort und Werken. Wenn der Fürst diesem Geist huldigt, wird er alles gethan zu haben glauben, was ihm obliegt, sofern schöne Redensarten die wahre Beschaffenheit seiner Plane und die eigentliche Lage der Dinge vor der gutmüthigen Einfalt verbergen, oder bestochene Flugschriftler ihn bis in den Himmel erheben? Wird er nicht vielmehr Rechtschaffenheit über Staatsklugheit setzen, durch Handlungen seine Absichten kund thun, im Gefühl seines Regentenwerthes alle ungebührliche Vergötterung untersagen, und nicht zu heissen, nein, zu seyn der

Vater des Vaterlandes, für seines Herzens höchste Wonne halten?

Der Geist Gottes und Jesu ist ein Geist der Vollendung, mithin auch der Freiheit. Wenn der Fürst diesem Geiste huldigt, wird er sich begnügen, nur für Zwekke des Augenbliks, wie sie ihm nun eben wichtig scheinen, oder ausschliessend für irgend ein Landesbedürfniß, seine Unterthanen zu erziehen, als wenn nicht der Staat für die Menschen, sondern die Menschen um des Staates willen da wären? Wird er die Mittel einer vielseitigen Bildung ihnen entreissen? Wird er ein selbstständiges Urtheil verdächtig finden? Wird er einem unbefangenen Austausche der Gedanken wehren wollen? und damit überall nichts Großes, Kräftiges, Kühnes mehr zum Vorschein komme, wo möglich selbst die Geister in Fesseln schlagen? Wird er nicht vielmehr gern Menschen, denkende, erleuchtete, Gemüthvolle, wohlgesinnte Menschen aus seinem Volke zu machen, nicht für jeden Stand ausgezeichnete Mitglieder zu gewinnen suchen, nicht mit besonderer Liebe den öffentlichen Unterricht pflegen, nicht begünstigen die Anstrengungen der Gelehrten, nicht unterstützen die aufstrebende Kraft, nicht hochachten

den bescheidenen Freimuth, nicht von dem Biedermanne lieber zurechtgewiesen, als von feilen Heuchlern angebetet seyn, nicht lieber unter freien Bürgern der erste Bürger heissen, als über eine Horde von Sklaven uneingeschränkt herrschen wollen?

Der Geist Gottes und Jesu ist ein Geist der Eintracht, des frohen, schönen Zusammenstimmens in allem Herrlichen und Beglükkenden. Wenn der Fürst diesem Geiste huldigt, wird er dann Krieg fordern, nach Eroberungen dürsten, auf dem Schlachtfelde das Heil suchen, und des Landes Blut und Mark an ehrgeizige Plane wagen? Wird er nicht vielmehr den Frieden lieben, wie sein Volk; und alles zu haben glauben, was Ruhm und Segen bringt, wenn, von des Friedens mildem Strahl umleuchtet, die Aekker blühn, der Handel froh sich regt, die Werkstatt tönt, die Künste sich erheben, die Kirchen wiederhallen vom Lobgesang der Völker, und ach! ein Sinn, den Waffen nur erstikken, denn er ist zart und fromm und sanft, tief in der Menschenseele sich entfaltet!

Ja, wenn der Fürst ihm huldiget, dem Geiste, der einst auch ihn zu richten kommen wird: kann denn jemals der Fall eintreten, daß

seine Unterthanen ihn ernstlich an seine Pflicht erinnern, daß sie einmüthig gegen ihn aufstehen, daß sie laut die Gestalt der Dinge zu verändern wünschen, und seiner Herrschaft sich zu entziehen geneigt werden? Wird er nicht vielmehr selbst jede heilige Verbindlichkeit sich täglich vorhalten? Werden die Beweise hievon nicht in seinem Verfahren vor jedermanns Augen liegen? Werden dann nicht alle, von seinem Werth durchdrungen, bekennen: auch wenn er zu ihrem Herrscher nicht gebohren wäre, würden sie ihn wählen, und immer wieder von neuem wählen müssen, weil er der Würdigste sei? Hat aber in den Herzen ein König seinen Thron, kann dann der äussere wanken? Giebts eine stärkere Brustwehr, als ein treues Volk? Bedarfs gedungener Vertheidiger, wenn rings in seinen Staaten alles fühlt: wer für ihn kämpfe, der kämpfe für des Heerdes Glük?

Wie die Ursach, meine Brüder, so ist stets auch die Wirkung. „Was vom Fleisch kommt, ist Fleisch; was vom Geist kommt, ist Geist". „Es sei denn, daß die Fürsten von neuem gebohren werden, anders können sie ein solches Reich Gottes nicht sehen.

„Niemand steigt in den Himmel, denn der vom Himmel herniederkommen ist"; lasset uns diese Worte also deuten: Nie kommt ein Monarch dahin, daß er zu ächtem Heil sein Volk erhebe, als wenn der Geist, womit er herrscht, im Himmel zu Hause, als wenn die Ordnung, die er walten läßt, im Himmel entworfen ist.

Dies Glük dürfet Ihr denn auch dem einzelnen Sonnenblik an trüben Tagen nicht vergleichen; es ist der eigentliche, bleibende, jedem Unterthan fühlbare Zustand der Dinge.

Dies Glük entscheidet sich nicht im Schlachtgetümmel, und kränzt nicht, wie der Lorbeer, die Schläfe der Sieger; es entsteht durch ganz andere, und ganz anders wirkende Kräfte.

Dies Glük hängt nicht von blinder Leidenschaft, von wechselnder Laune, von körperlichem Befinden, von zufälligen äusseren Einwirkungen auf das Gemüth ab; es beruhet auf der inneren, schönen Gemüthsordnung des Herrschers selbst, und auf Grundsätzen, die unvergänglich sind, wie sein Geist.

Dies Glük braucht Keiner im Volke erst zu suchen, indem er, alle Verbindungen aufbietend, und alle Mittel anwendend, dem Throne nahet,

auch dann aber noch ungewiß ist, ob er den rechten Augenblik erlauscht habe, um ein verschlossenes Herz zu öffnen; es bietet allen Bewohnern des Landes sich dar, und der Niedrige und der Vornehmste haben darauf gleiche Ansprüche.

Dies Glük endlich umfaßt nicht blos das lebende Geschlecht; der fromme Fürst weihet demselben Meister, dem er huldigt, seine ganze Familie. Auf ihn taufet er, nach ihm bildet er, durch ihn heiligt er zu der Herrscherwürde den Thronerben; und, so oft daher diesen die Väter betrachten, sehen sie eine schöne Zeit auch in der Ferne, und weissagen Tage des Heils ihren Kindern und Enkeln.

O nur, wo „der Geist des Herrn ist", da geschehen solche Zeichen"; da schwinden die Besorgnisse; da gestaltet sich die wahre Freiheit; da blühet eine „neue Erde"; da heißt es von den glüklichen Bewohnern: „Reichthum und die Fülle wird in ihrem Hause seyn, und ihrer Tugend Lohn bleibt ewiglich" *.

Nichts Anderes kann es auf diese Weise den Völkern bereiten, als ein Fest, ein hohes Fest, wenn sie ihre Fürsten dem Heilande der Welt

* Psalm 112.

huldigen und was Gott gehört, Gott geben sehen. Denn, wie es ein Triumph ihrer Religion ist, und eine Zierde ihrer Verfassung: so ist es auch ein Unterpfand ihres Glüks.

Ihr wisset es, meine Brüder, daß wir eben heute ein solches Fest feiern sollen.

Der seltene Mann, der nicht lange nach Seiner Thronbesteigung jene merkwürdigen, die tiefste Ehrfurcht für Religion bezeugenden Worte sprach: * „Es ist mein Wille, daß man wisse, daß es meine Gesinnung und mein fester Entschluß ist, die Freiheit der Gottesdienste zu handhaben. Die Herrschaft der Gesetze hört da auf, wo die unbegränzte Herrschaft des Gewissens anfängt. Weder Gesetz, noch Fürst, vermögen etwas gegen diese Freiheit. Dies sind meine Grundsätze, und die Grundsätze der Nation. Sollte je Einer meiner Nachfolger aus meinem Geschlecht den Eid vergessen, den ich geleistet habe, und von den Eingebungen eines falschen Gewissens hintergangen, ihn verletzen: so übergebe ich ihn der öffentlichen Ahndung, und berechtige Euch, ihn einen Tyran-

* Antwort auf die Rede des reformirten Pfarrers Martin aus Genf. S. le courier françois; N. 1926. vom 16 Vent. 13. (7 März 1805).

nen * zu nennen"; — dieser ausgezeichnete Fürst, der, noch vor Kurzem **, bei einer andern, durch ein wichtiges Zeitereigniß *** herbeigeführten, Gelegenheit, mit hohem Nachdruk erklärte: daß Er nur „Ein Oberhaupt der Kirche", nur Einen Meister in Israel, erkenne, Jesum Christum, und Keinem, als diesem, „Rechenschaft von Seiner Regierung schuldig sei"; — dieser erste Monarch unsers Welttheils, der auch Seine Verbindung mit der deutschen Kaiserstochter nicht feierlicher glaubte weihen zu können, als durch den Segen des christlichen Evangeliums; —. — Er läßt heute Seinen Erstgebohrnen taufen auf die Gemeinschaft mit dem Heilande der Welt. Und dieser Huldigung schämt Er sich nicht, so, daß Er sie in den Schleier „der Nacht" hüllte; Er tritt öffentlich mit ihr hervor. Und diese Huldigung erscheint Ihm nicht als etwas Gleichgültiges, Geringes, Unwichtiges; Er läßt sie verkündigen in allen Gegenden seines Reiches; Er fordert sogar alle Seine Völker, sie zu bemerken und an ihr Theil zu nehmen, bestimmt auf.

* Es hieß in der angeführten Rede: „einen Nero".

** Siehe hierüber das Septemberheft der neuen Marburgischen theol. Annalen vom Jahre 1810 pag. 304. ff.

*** Die Entfernung des Papstes vom römischen Stuhle.

Eine bloße äussere Förmlichkeit, meine Brüder, kann dies Tauffest nun schon dieserhalb nicht seyn. Denn, wer darf das Mitgefühl der Brüder erwarten, wo er selbst nichts empfindet? Wer mag Andre durch eine Handlung zu begeistern glauben, die ihn selbst nicht erwärmt und erhebt? Ueberdieß „kann Niemand, also auch kein Monarch, mit Ueberzeugung „Jesum einen Herrn heissen", ohne durch den heiligen Geist". Es drängt sich uns daher, auf diesem Standpunkte, der Glaube entgegen: eben durch das ungewöhnliche, hohe Gewicht, welches der erhabene Kaiser auf die christliche Weihung Seines Thronerben legt, wolle Er uns, die wir bisher Ihm noch fremde waren, seine Gesinnung erklären; Er wolle uns einen Beweis geben von Seiner Ehrfurcht für den Erlöser der Menschheit; Er wolle uns zeigen, daß auch Er eine schönere Krone als die irdische kenne, und auch über Seinem Haupte die Hand eines unsichtbaren Richters aufgehaben erblikke; Er wolle mit Vertrauen unsre Herzen erfüllen zu Seinen Grundsätzen, Seinen Zwekken, Seinen Einrichtungen; und weil aus der Hand eines Regenten, der Jesum liebt, nur Segen kommen kann, eben darin uns eine Bürgschaft stellen für unser Loos.

Dürfen wir solchem Glauben uns hingeben, meine Brüder, — und auf dem Standpunkte, den wir genommen haben, weiß das Herz von keinem andern, — dann legt der heutige Tag unserem Gefühle keinen Zwang auf; dann wird der Gegenstand, den der Staat so festlich ausgezeichnet wissen will, unsre eigenste Angelegenheit. Dann hat man selbst ein Recht, „noch stärkere Bezeugungen" unserer Theilnahme, als bei der Geburt des Königs von Rom, zu erwarten; denn, während ihn dort nur die sichtbare Welt gewann, gewinnt ihn heute der Himmel für seine schönen und seligen und unvergänglichen Zwekke. Ja! Dann mag man mit der höchsten Befugniß von „Wonnegefühl und Jubel" reden; denn, die Aussicht auf einen Herrscher, den von seiner zartesten Kindheit der Sohn Gottes gepflegt und für den Regentenberuf gebildet hätte, wäre für uns alle, unbestreitbar, ein groß Gastmahl der köstlichsten Hoffnungen. — — —

Wohlan, wir begrüßen dich mit diesen Hoffnungen an deinem Tauffeste, merkwürdiges Kind! Eine dankentzükte Nachwelt soll dich preisen, wenn sie einst in Erfüllung gehen. Und sie werden es, so der dich leitet, der heute dich aufnimmt.

O daß du von Ihm lerntest! daß du mit seinem Geiste überwändest, was eitel und verderblich ist! Daß du, wie Er, die Herzen zu gewinnen stets rühmlicher fändest, als über Länder zu herrschen! Daß die Tugenden alle, die einen Thron schmükken müssen, als schützende Engel dich umgäben zu jeder Stunde, damit du zunähmest, wie an Alter, so an Weisheit und Gnade bei Gott! Amen.

Am

dritten Sonntage nach Trinitatis *.

Es giebt kein rührenderes Zeugniß für die Herrlichkeit des Heilandes, als die Liebe der Sünder.

In unserem Urtheile über einen Menschen, meine Brüder, nehmen wir vielfältig auf seinen Umgang Rüksicht; ich meyne: wir setzen ihn, meistens, nach Geist und Sitte, unter diejenigen, die er liebt, und von denen er geliebt wird. Und je nachdem nun diese Gesellschaft ist, gewinnen wir für ihn ein günstiges, oder ungünstiges Vorurtheil.

Wiefern dies Verfahren seine guten Gründe hat, erscheint es untadelich. Suchen sich Gemüther einander: so ist das ja ein Beweis, daß sie sich

* 1811.

in manchen Punkten berühren, begegnen, anziehen. Oft sind dies gemeinschaftliche Bedürfnisse; oft verwandte Gefühle; oft gleiche Ansichten, Zwekke, Gesinnungen; oft ein unbekanntes Etwas, das auf Uebereinstimmung deutet, ohne sie bestimmt anzugeben; oft sogar ein auffallender Gegensatz der Naturen, wo Hartes und Weiches sich paaren, und dem Festen das Wankende sich anschmiegt, und zum Ernsten das Fröhliche hinneigt. Ein Band, worin es bestehen mag, muß Wesen, die sich gegenseitig suchen, umschlingen. Einen Ton muß es geben, in welchem die Eigenthümlichkeit des Einen mit der des andern verschmilzt; und es läßt sich gegen den Gemeinspruch: Gleiches und Gleiches geselle sich gern, in so fern nichts einwenden.

Wir mögen uns daher nicht wundern, wenn es unserem Heilande von Vielem zum Vorwurfe gemacht ward: „er nehme die Sünder an, und esse sogar mit ihnen". Immer mußte für Menschen, wie die Pharisäer, die, besorgt für ihre Ehre bei der Menge, nicht auffallend genug sich absondern konnten von Allem, was ihnen unrein und verächtlich schien, darin etwas Anstößiges liegen; und in gleichgesinnten Gemüthern ein

ähnliches Misfallen zu wekken, konnte nicht schwer seyn.

Sind sie deshalb aber mit ihrer Meinung auf rechtem Wege? Ist, wer mit Uebelberufenen umgeht, darum auch wie sie? Oder lassen sich nicht, ausser der Aehnlichkeit des Wesens, noch andere Gründe auffinden von der Gemeinschaft zwischen Starken und Schwachen, zwischen Abgewichenen und Frommen? Und was für ein Licht fällt zunächst auf unsern Heiland durch die Liebe der Sünder?

Für Menschen, denen er theuer ist, dieser Auserwählte Gottes, und die deshalb auch nicht einen Flekken sehen mögten an seinem himmlischen Bilde, hat es eine hohe Bedeutung, hierüber ins Klare zu kommen. So lasset uns gemeinschaftlich daran gehen.

Und du, so hoch erhaben, und doch so nahe, du, den wir lieben, aber nimmer erreichen können, Heiland der Welt; gieb uns erleuchtete Augen, damit wir fähig werden, dich anzuschauen, wenn du uns deine Herrlichkeit offenbarst. Amen.

Lucas 15, 1 ff.

„Es naheten Jesu allerlei Zöllner und Sünder, um ihn zu hören.

Darüber murreten die Pharisäer und Schriftgelehrten, und sprachen: dieser nimmt die Sünder an, und isset mit ihnen.

Jesus aber trug ihnen folgendes Gleichniß vor:

Welcher Mensch unter Euch, der hundert Schafe besitzt, wird nicht, wenn er Eines verlieret, die neun und neunzig in der Wüste lassen, und nachgehen dem verlorenen, bis er es fände? Und wenn er es gefunden, siehe! da legt er es auf seine Achseln mit Freuden und ruft, wenn er heimkommt, seinen Freunden und Nachbaren, und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf wiedergefunden, das verloren war. Ich sage Euch: Also wird auch Freude im Himmel seyn über einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

Oder, welches Weib, die zehn Groschen besitzt, wird nicht, wenn sie Einen verlieret, ein Licht anzünden, und das Haus kehren, und fleissig suchen, bis sie ihn finde? Und wenn sie ihn gefunden, siehe, da ruft sie ihren Freundinnen und Nachbarinnen, und spricht: Freuet euch mit mir! denn ich habe meinen Groschen wieder, den ich verloren hatte. Also, sage ich Euch, wird auch Freude seyn vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut".

Wie Jesus die Sünder liebt, — das ist hier seines Bildes Hauptzug. Er bekennt nicht nur den Werth, den sie in seinen Augen haben; er nimmt sie zugleich gegen ihre Verächter in Schutz, und rechtfertigt sein Gefühl. Sogar für

Gegenstände der Theilnahme des Himmels erklärt er sie mit einer Wärme, die ihn begeistert, seine Betheurung zu wiederholen.

Wir sehen aber auch, wie die Sünder ihn lieben; wie sie, von „allerlei" Ständen, und aus verschiedenen Gegenden ihn aufsuchen; „wie sie ihm nahen, um ihn zu hören". Andre Stellen der heiligen Geschichte setzen hinzu: wie sie ihn einladen in ihre Häuser und zu ihren Familienfesten; wie sie, zum Theil, sogar darauf sinnen, ihm die Größe ihrer Zärtlichkeit kund zu thun *.

Den Werth eines Menschen, meine Brüder, sprechen so viele Zeugnisse aus, als er Vorzüge besitzt. Zu unserem Herzen aber redet nichts lauter für ihn, als — wenn er viel geliebt wird. Dies bringt ihn uns näher, als könnte er „mit Engelzungen reden", oder durch was für ein Uebergewicht des Geistes und Talentes uns in Erstaunen setzen. Denn, es zeigt an, daß ihn der Tugend Krone schmücke, — daß er zu lieben verstehe. Wer selbst nicht liebt, kann Liebe nicht gewinnen.

Vielleicht würde selbst ein Pharisäer dies uns zugeben. Ist es denn aber einerlei, dürfte er doch

* Matth. 2, 15 u. s. f.

fragen wollen, von wem wir geliebt werden? Kann auch der Menschen Liebe zieren, die keiner Liebe würdig sind?

Hier stehen wir auf dem Punkte, an welchen wir unsre Betrachtung knüpfen wollen. Ob es uns Jesum verdächtig mache, daß wir die verworfensten Menschen seiner Zeit sich zu ihm hindrängen sehen; oder, ob es unsre Ehrfurcht gegen ihn vermehre? — das ist die Frage. Lasset mich gleich jetzt aussprechen, was wir bald alle werden fühlen müssen: Es gäbe kein rührenderes Zeugniß für die Herrlichkeit des Heilandes, als die Liebe der Sünder.

Den Beweis hievon habe ich nunmehr zu führen.

Mit Menschen, über welche das öffentliche Urtheil den Stab gebrochen hat, unterhält man nur in dem doppelten Falle eine nähere Gemeinschaft, wenn man entweder mit ihnen eine gleiche Verdammniß theilt, oder auch zu hoch steht, um von der Verachtung erreicht werden zu können. Dort hat man keine Ehre mehr zu verlieren; hier hat man keinen Tadel mehr zu fürchten. Personen, deren Ansehen noch nicht gegründet ist,

fliehen solchen Umgang. Je mehr ihnen daran liegt, die Meinung der Welt für sich zu haben: mit desto mehr Geräusch sondern sie von denen, welche man geringschätzt, sich ab. Wohlwissend, daß sie selbst noch nicht feststehen, lehnen sie sich lieber an irgend eine gepriesene Säule der Gesellschaft, damit von fremdem Verdienste ein Abglanz, dessen sie bedürfen, auf ihre eigene Person falle. Auch verschmähen sie es nicht, durch Verdammungsurtheile sich geltend zu machen, wie, wenn ihr Werth dadurch stiege, daß sie ihrem Mitbruder den seinigen entrissen. Vollends aus der Fassung würde es sie bringen, wenn jemand von üblem Rufe obertraulich, und mit Mienen und Ton eines alten Bekannten, zu ihnen heranträte. — Wer diese kleinliche Aengstlichkeit der Rücksichten nun nicht kennet, gleichwohl eben so wenig ein Leichtsinniger genannt, als zu den Verworfenen selbst gezählt werden kann; der ist ein Edler in ausgezeichnetem Grade.

Traget Ihr Bedenken, meine Brüder, dies von unserem Meister gelten zu lassen? — Die Sünder lieben ihn; denn er weiset sie nicht von sich. Und warum nicht? Mitten unter ihnen steht er da „heilig, unschuldig, unbefleckt, von den

Sündern abgesondert, und höher, denn der Himmel" *. Er fühlt seine Tugend durch diese Nähe nicht bescholten. Sie trägt in sich selbst eine zu hohe Vollendung, als daß sie nicht in jeder Gesellschaft ihren eigenthümlichen Werth behaupten sollte. Die Liebe der Sünder ist ein Zeugniß für seine Herrlichkeit; denn —

sie ist ein Zeugniß seines reinen Bewußtseyns.

Für eine gewöhnliche Seele reicht es hin, daß von den Tonangebern ein Mensch vernachlässigt werde, um gleich auch also zu thun; denn sie hat kein eigenes Urtheil. Um so mehr fiel es den Pharisäern auf, daß, ihren Entscheidungen zum Trotz, hier dennoch ein Fremdling, ein Lehrer aus der Provinz, von dem bis dahin Niemand gehört, es wagte, die Scheidewand zwischen den rechtlichen Leuten und den Hefen der Nation niederzureissen, und, als „Meister in Israel", gleichwohl mit „Zöllnern und Sündern" zu verkehren, — ein „Zöllner- und Sünder-Geselle" **. Jesus aber fragt nicht, wen man preise? wen man

* Hebr. 7, 26.

** Matth. 11, 19.

geringschätze"? wo er ausmachen soll, wer seinen Umgang verdiene, wer dessen bedürfe. Ueberall prüft er selbst; und wofür die Gottesstimme in seinem Herzen spricht, das thut er.

Eben darum darf er unter Menschen von zweideutiger Sitte für seine eigene Denkart nichts fürchten. Wer freilich auf sich selbst noch nicht bauen darf; wer seine Festigkeit noch nicht bewährte; wer die große Wahl am Scheidewege des Lebens vielleicht noch überall nicht that; wem das Gemüth noch schwankt, und den verschiedenartigsten Eindrükken, wenn sie nur lebhaft sind, mit gleicher Willigkeit sich öffnet: der sehe wohl zu, daß er nicht unglüklich werde durch die Wahl seines Umgangs. Jesus schwankt nicht mehr. Längst weiß er, was er soll. Es ist ihm klar geworden durch ernste, fortgesetzte Berathung mit dem Geiste Gottes. Und geweihet, feierlich, unwiderruflich geweihet hat er sich dem Auftrag dessen, der ihn gesandt. — Wie kann der Menschen Beispiel ein solches Gemüth umstimmen! Er ist „allenthalben versucht worden, gleichwie wir, doch ohne Sünde"; „vierzig Tage" in der Wüste sind ihm verstrichen unter den gefährlichsten Lokkungen, und er ist hervorgegangen aus dem prü-

fenden Feuer, wie geläutertes Gold. Wer das Größere bestanden hat, kann der nicht auch unverzagt mit dem Geringeren es aufnehmen? Ehre der schwachen Tugend, wenn sie schüchtern ist, und nicht jeglichem sich nahet! Das zarte Flämmchen löscht der Wind leicht aus. Doch großes Feuer bläst er an zu größ'rer Gluth, und wie es drunten stürmt, — die hohe Sonne leuchtet!

Sehet in diesem Lichte Jesum den Sündern gegenüber. Sie lieben ihn; denn wie er sich ihrer nicht schämt, so darf er sie auch nicht fürchten. So wird er durch ihre Liebe verherrlicht: denn —

sie bürgt für seine hohe Selbstständigkeit.

Man hat es nicht häufig, meine Brüder, daß ausgezeichnete Menschen, und die sich als Solche fühlen, mit einer gewissen Vertraulichkeit zu gemeinen Naturen hinabsteigen. Der Bessere glaubt sich, von seiner Höhe herab, für die Geringeren zu gut; da kann in diesen keine Lieb' erwachen. Finden wir nun doch irgendwo eine Seele, die, bei aller Erhabenheit, gleichwohl auch von denen gesucht wird, über welche sie hervorragt; so muß mit ihren Vorzügen noch etwas gepaart seyn,

das den Glanz derselben mildert. Ihre Wissenschaft würde die Unerleuchteten sonst zurückscheuchen; ihre Tugend die Fehlenden beschämen; ihre Vollendung die Anfänger muthlos machen; — eine Kluft zwischen sich und ihr würde jeder in seiner Unbedeutenheit erblicken, und dieses Gefühl könnte eine Annäherung nur hindern. — Wer ist der Vermittler, an dessen Hand das Höchste sich freundlich hinabbückt zu dem Kleinen, und das Herrlichste sich finden lässet von dem Verachteten, so daß sich beides wohl fühlt, und während das Eine sich neigt, das Andre erhoben wird? Es ist die Krone alles Menschenwerthes, es ist die Demuth. —

Hatte auch jemand mehr Recht, als Jesus, der Hocherleuchtete, der Hochveredelte, der Hochbegabte, der Göttliche in der Fülle jeder großen und schönen und vielvermögenden Kraft, — hatte ein Mensch mehr Recht, einen Werth auf seine Person zu legen, und zu den Trefflichsten der Zeit sich zu gesellen, als Er? Dennoch „erniedrigt er sich selbst, und nimmt Knechtsgestalt an". Dennoch verzichtet er auf die Versammlungen der Gelehrten und auf die Palläste der Könige. Dennoch knüpft er seine Bestimmung gern an die

Niedrigen im Volke, an die „verlorenen Schafe vom Hause Israel", und läßt „allerlei Zöllner und Sünder sich zu ihm nahen". Gott hatte ja an diese ihn gesandt, für sie zu leben war sein Ruhm. Mußten sie nicht zu ihm sich hingezogen fühlen? So hatte keiner noch gedacht; mußten sie nicht um so zärtlicher an ihm hängen, je mehr er über sie erhaben war? — Und wenn sie es dankbar nun empfanden, wessen er sie würdigte; wenn sie in seiner Nähe zwar tiefer ihre Verworfenheit fühlten, aber dennoch so gern um ihn waren, als hätten sie sie weniger gefühlt: lag darin für ihn ein Vorwurf? — Ein Zeugniß vielmehr, ein rührendes Zeugniß seiner Herrlichkeit ist die Liebe der Sünder; denn —

sie beweiset seine fromme Demuth.

Es kommt jedoch nicht blos darauf an, daß man sich dem Schwachen nähere, um ihre Liebe zu gewinnen. Eben so viel hängt von der Art ab, wie man sie behandelt, von dem Geiste, mit welchem man auf sie wirkt, von den Zwecken, warum man unter ihnen verkehrt.

Man kann im Umgange mit Menschen, die der Verbesserung und Erhebung bedürfen, auf

zwei Seiten fehlen; und in beiden Fällen wird man nicht ihre ganze Liebe haben.

Man kann nämlich zu gelinde seyn. Dann will man nur schonen, nur kein unangenehmes Gefühl anregen, nur die gewohnte Ruhe nicht stören. Darum läßt man alles hingehen; tadelt gar nicht, oder doch nicht mit dem nöthigen Nachdruk; sucht ernsthafte Uebungen, so viel möglich, zu ersparen, und verzärtelt, statt zu erziehen. Hielten wir dies für den Weg uns in Gunst zu setzen: so ständen wir in einem großen Irthum. Eine gewisse Dankbarkeit freilich werden die, gegen welche wir uns so nehmen, allerdings fühlen. Jene ächte Liebe aber, die immer mit Hochachtung verbunden seyn, und auf die Ueberzeugung von der inneren Nothwendigkeit unsers Verfahrens bei ihnen sich stüßen muß, erwarten wir nicht. Denn wie sehr auch ihrem Leichtsinn die Blößen, die wir ihnen täglich geben, zu Statten kommen: ihre Vernunft lässet sich dadurch nicht bestechen.

Man kann aber auch zu strenge seyn. Man kann den Mängeln fehlerhafter Menschen ein Gewicht beilegen, das sie nicht haben. Man kann „Mükken seigen“, und Irrungen als Verbrechen behandeln. Man kann über alles hadern, und

nichts unbemerkt lassen wollen. Man kann seinen Rügen eine Bitterkeit mittheilen, die den, welchen sie treffen, von uns abwendet. Man kann Forderungen machen, für welche das schwache, gebrechliche Herz, mit allen seinen glühenden Vorsätzen, nicht hinreicht, — und vor lauter Wohlmeynen grausam werden. Solche Menschen ehrt der Unglückliche wohl, den ihre finstre Tugend zusammenschüchtert; aber, er kann kein Vertrauen fassen. Er kann nicht leicht athmen in ihrer Nähe. Er kann sie nicht lieben, nur meiden und fürchten.

Sehet Ihr dagegen einen Edlen, dessen heiligen Eifer für Recht und Pflicht seine ganze Umgebung kennet, und zu dem die Sünder dennoch Muth fassen, dem sie sich gern anschliessen, dem sie traulich jedes Bekenntniß thun, vor dem, selbst wenn ein Verbrechen auf ihr lastete, ihre Seele sich öffnen würde, — einen Edlen, den sie, auch in der frohen Stunde, gern unter sich haben, weil ihnen dann doppelt wohl ist: o, vor ihm beuge sich Eure Achtung! Denn nur durch ein Benehmen, das bei hoher Liebe hohe Weisheit, und bei hohem Werthe hohe Einfalt voraussetzt, kann er es dahin gebracht haben. Er gehört zu den

köstlichsten Seltenheiten, welche die Erde aufzuweisen hat.

Jesus ist auch hier unvergleichlich. Durchgehet seine Geschichte, meine Brüder: Betrachtet ihn, wo er, wie im Evangelio, unter Zöllnern und Sündern sich befindet, um zu lehren; oder, wo er aufgefordert wird, über eine einzelne Vergehung gegen das Gesetz sein Urtheil zu sagen; wo er ein verkanntes Herz gegen unbillige Verdammer in Schutz nimmt, oder, wo er es, wie so oft, mit den Fehlern seiner eigenen Jünger zu thun hat: stets wird die Milde Euch entgegenkommen, die da freundlich spricht: „sei getrost! Deine Sünden sind dir vergeben"! Aber auch der Ernst, der da warnend hinzusetzt: „Gehe hin, und sündige fort nicht mehr"! Stets werdet Ihr die Bemerkung machen: hier sei Strenge und doch Schonung; hier sei Eifer und doch Geduld; hier sei Gerechtigkeit und doch Erbarmen; hier sei ein immer besonnenes, immer gleichgehaltenes, und doch immer heiteres, immer der Freude zugewandtes Wesen.

O es ist schwer, Christen, es ist schwer, Uebertretern ihre Schuld zu erlassen, während man in seiner ganzen Heiligkeit das Gesetz aner-

kennt. Es ist schwer, Unbesonnene nicht zu verurtheilen, während man fühlt, daß sie die Mörder ihres eigenen Glükkes sind. Es ist schwer, mit dem Lässigen, mit dem Strauchelnden, mit dem Unglüklichen, der in alte Sünden zurükfällt, Geduld zu haben, während man glühet, zu einem Reiche Gottes sie alle zu verbinden, und überzeugt ist: es sei damit hohe Zeit! Wohl schwer ist es, während man sich hingiebt, in munterer Gesellschaft, an den Genuß des Augenbliks, und „fröhlich mit den Fröhlichen" die Blume des Lebens pflükt, gleichwohl nie, weder in Thaten, noch in Worten, aus der ruhigen, edlen Haltung hervorzutreten, die uns allein die unverminderte Achtung der Menschen sichert. Jesus aber leistet dies Alles. Und darum gesellen sich zu ihm die Sünder, und suchen ihn, und hängen an ihm, und haben ihn sogar da gern, wo man sonst eben nicht durch Rüksichten sich einschränken lassen mag, bei ihren Festen und Gastmahlen. „Kommet", rufen sie einander zu, „dieser nimmt uns an". Er verabscheuet unsre Missethaten, aber er verdammet uns nicht. Er will uns bessern, aber er hat Geduld. Er untersagt uns jedes sträfliche Gelüsten, aber er will gern, daß wir des Lebens

uns schuldlos freuen. O kommet, kommet! „Sanft ist sein Joch, und seine Last ist leicht".

Lasset uns ihm denn keinen Vorwurf dieserhalb machen, meine Brüder, wie der Unverstand blinder Eifrer es that. Preiswürdig erscheine uns der Göttliche im Besitze solches Beifalls! Nichts giebt ein rührenderes Zeugniß für seine Herrlichkeit, als diese Liebe der Sünder; denn —

sie erinnert an seinen milden Ernst.

Die meisten Menschen übernehmen, wenn sie es mit einem Verirrten zu thun haben, sogleich die Rolle des Richters. Sie fragen: „was er gethan"? um mit pharisäischer Selbstgefälligkeit über seinen Leichtsinn, oder seine Verblendung, oder die Gewalt seiner Leidenschaften das Verdammungsurtheil aussprechen zu können. Wie strafbar er sei, wissen sie zu bestimmen; wie elend er sei, — was einer unverderbten Natur viel näher liegt, — das kümmert sie nicht. Des Sünders Unglük sollte sie entwaffnen. Sie sollten fühlen: „Einem betrübten Herzen * müsse man nicht mehr Leides machen"; und ein Gemüth, das an seinen eigenen Vorwürfen schon schwer genug trägt, vol-

* Sirach 4, 3.

lends in den Staub zu drükken, sei empörend. Sie sollten im Geist des Christenthums die Frage thun: „Was siehst du in des Bruders Auge den Splitter, und den Balken in deinem Auge bemerkst du nicht"? „Wer bist du denn, daß du einen fremden Knecht richtest? Ein jeder stehet und fällt seinem Herrn" *. Doch, verschlungen hat kalte Selbstsucht dergleichen edlere Regungen. — Kann aber ein solches Wesen die Sünder gewinnen? Kann es sie anziehen? Kann es ihre scheue Befangenheit enden? Kann es vertrauender Liebe ihre Brust aufschliessen?

Wenn Ihr freilich alles nur nach dem Maaße der Eitelkeit und des sinnlichen Genusses messet, was wird Euch daran liegen, ob Ihr ein verwundetes Herz heilet, oder nicht? Was kann Euch reitzen, an Unglüklichen, deren Noth Euch wohl verdient erscheint, einen besondern Theil zu nehmen, und unter den Anklagen des Gewissens sie durch tröstenden Zuspruch zu ermuthigen? — Bei solcher Denkart muß es Euch willkommen seyn, den Bedrängten schuldig zu sehen, weil Ihr darin schon einen Grund mehr findet, nichts für ihn zu thun. Doch, edler Seelen Weise ist das

* Röm. 14, 4. Jac. 4, 12.

nicht. Was ein Mensch vor dem Richterstuhle Gottes und des sittlichen Gesetzes gelte, darüber glauben sie, stehe unserer Kurzsichtigkeit ein absprechendes Endurtheil überhaupt nicht zu; indem es hiebei auf eine Berechnung und Abwägung von tausend und aber tausend Umständen und Einflüssen ankomme, die wir vorzunehmen nicht fähig sind. Am liebsten schreiben sie daher jeden Fehltritt einem Irthum des schwachen Verstandes, oder einer Uebereilung des leidenschaftlich bewegten Herzens zu. In jedem Falle betrachten sie den Sünder meist nur von der Seite, wie unglüklich er sich gemacht habe. Hiedurch verwandelt er sich für sie aus einem Geschöpfe des Hasses und Abscheues in einen Gegenstand der brüderlichen Theilnahme und des zarten Bedauerns. Sein Elend fesselt ihr Herz. Sie hatten vielleicht früher keine Gelegenheit etwas für ihn zu thun; jetzt bedarf er ihrer. Jetzt, wo die Lieblosigkeit ihn fliehet, suchen sie ihn auf. Jetzt, wo die Härte ihn preisgiebt, treten sie freundlich an seine Seite. Jetzt, wo Alles sich das Recht anmaaßt, ihn zu mißhandeln, halten sie sich um so stärker verpflichtet, ihn zu schützen, ihn zu vertheidigen, ihm Ersatz zu geben für jegliche Bitterkeit. Jetzt,

wo Niemand mehr an ihn glaubt, weil man sich einmal in ihm betrogen sah, bezeugen sie es ihm mit einem desto rührenderen Zutrauen: wie sie nicht zweifeln, er werde „sich wieder aufmachen" zu schneller und seliger Rükkehr. Sie lieben. Die Liebe „glaubet alles, und hoffet alles" *. Die Liebe fürchtet nicht in Anspruch genommen zu werden; sie freuet sich, wo sie segnen, wo sie retten, wo sie wenigstens beruhigen kann; sie sucht die Unglüklichsten auf, weil sie sich, eben unter diesen, mit ihren Hülfen und Tröstungen am meisten an ihrer Stelle fühlt.

Erkennet hierin des Menschensohns hohes Bild, geliebte Brüder. So hat er selbst es einst gezeichnet **. „Es besaß jemand in seinem Weinberg einen Feigenbaum. Nun kam er, suchte Frucht daran, und fand sie nicht. Da sprach er zum Weingärtner: Siehe! Schon drei Jahre komme ich, und suche Frucht an diesem Baume und finde keine. Haue ihn ab; was hindert er das Land? Dieser aber erwiederte: „Herr, laß ihn noch dies Jahr! Ich will ihn umgraben und bedüngen, ob er nicht dann vielleicht Früchte

* 1 Cor. 13, 7.

** Luc. 13, V. 6. ff.

trägt? Wo nicht, so vollziehe dein Urtheil". Was müßte ein Herz für die Sünder empfinden, das so sich aussprach, das beim blossen Gedanken an ihr selbstgeschaffenes Elend in heissen Thränen zerfloß, das durch sie hingeopfert, für sie noch betete, das bis zum letzten Hauche in der Ueberzeugung: „die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken" *, seinen ganzen Beruf fand!!

Wären sie denn Menschen gewesen, meine Brüder, wenn sie ihn nicht wiedergeliebt, wenn sie nicht Vertrauen zu ihm gewonnen, wenn sie nicht wohl sich gefühlt hätten zu seinen Füßen? Eben darum aber würdigen diese Huldigungen ihn nicht herab. Sie ehren ihn. Es giebt kein rührenderes Zeugniß für des Heilandes Herrlichkeit, als der Sünder Liebe; denn

sie verkündigt uns sein zärtliches Mitleid.

Und was denn wollte der Heilige unter den Sündern? — Ein Ersatz für den Mangel anderweitiger Freuden, ein bloßer Zeitvertreib, ein Hin- und Her- verkehren ohne Zwek, ein eitler Troz gegen die herrschende Stimmung sollte doch

* Matth. 9, 12.

diese Gemeinschaft nicht seyn. Wo man uns liebt, weil wir das Schlechte lieben, da ehrt die Liebe nicht, da kann sie nur beschämen. Nicht also, daß ihr Thun und Treiben ihm gefallen hätte; nicht, daß der zarte Sinn immer wäre befriedigt worden in der oft so rohen Umgebung; — nein, weil „ihn jammerte des Volks“, weil er enden wollte das Elend der Menschen, weil er sie zu erheben dürstete zu einer würdigeren und glüklicheren Verfassung, weil er brannte, ihr Erlöser, ihr Retter zu seyn —: so „nahm er die Sünder an, und aß mit ihnen“. „Suchen und selig machen das Verlorene, erwekken aus dem Tode neues Leben, zerstören des Bösen Herrschaft, „reinigen ein Volk, dem Herrn zum Eigenthum, das fleissig wär' in guten Werken“, ein Gottesreich stiften, und den Himmel hernieder bringen auf die Erde, — das war sein Zwek, sein Plan, sein Tagewerk. Um deswillen versicherte er: „Nicht zu den Frommen sei er hergesandt, an die Sünder weise ihn, daß er sie zur Buße rufe, sein Herz“ *

Und wie hatte er, was sie brauchten, in so reicher Fülle! Wie schloß sein Unterricht, sein Rath, sein Trost, und seine Warnung dem Zu-

* Matth. 9, 13.

stand' eines Jeglichen sich an! Wie wußt' er überall den rechten Ton, das rechte Maaß zu treffen! Wie so ganz anders, wenn er dieses Mal, in heil'gem Zorne, rief: „Ihr Heuchler, wer hat euch gewiesen, daß ihr der höllischen Verdammniß entrinnen werdet"? *. Und wenn er, ein anderes Mal, in zärtliches Erbarmen aufgelös't, zum Volk sich wendete: „Kommet her, ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquikken"! **. Wie jedes Mal so anders, und immer doch sich selbst so gleich, und gegen Alle nur der Eine, derselbe treue, edelmüthige Freund! — Wo fanden Unwissende diese Erkenntniß und Verirrte diese Zurechtweisung, wo Denker diese Tiefe, und Einfältige diese Klarheit, wo Zweifler diese Aufschlüsse und Gottentfremdete diesen Glauben, wo Schwache diese Kraft und Geängstete diese Ruhe, wo Verzagte diese Zuversicht, und alle, denen kein Stern aufgehen wollte am dunkeln Lebenshimmel, diese Hoffnung, wie bei ihm!

Auch fühlten dies bald alle, die sich ihm genahet. Wenn irgendwoher Hülfe, Heil und Frieden kommen konnte: von ihm, sie sahen es, von ihm

* Matth. 23, 33.

** Matth. 11, 28.

nur kam der Segen. Er war „das Licht der Welt, der Weg zur ew'gen Heimath, das wahre Lebensbrodt, der gute Hirte, das Gotteslamm für aller Menschen Sünden" *, — was allen fehlt', es war bei ihm zu finden. Und darum wohnte in ungezählten Schaaren dieselbe Ueberzeugung, die Petrus aussprach: „Herr, wohin sollten wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens" **. Darum hieß es, wo man den Göttlichen begriffen hatte, allenthalben: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, als der Name des Herrn Jesus" ***.

Und dies sollte ihn nicht ehren? Daß sie herbeiströmten, von Morgen und von Abend, zu seinem Vortrage; daß sie Tagelang, oft ohne Speise und Trank, bei ihm verblieben; daß sie, an seiner Seite, eine Wüste dem frohen Gewimmel der Städte vorzogen; daß sie aller ihrer Noth vergessen konnten über seine himmlische Beredtsamkeit, und ergriffen wurden von heiligen Regungen, von ernsten Vorsätzen, von neuer Kraft, und von dem

* Joh. 8, 13. 14, 6. 6, 35. 48. 10, 11. 1, 29.

** Joh. 6, 68.

*** Ap. Gesch. 4, 12.

Anhauch eines bessern Seyns: dies sollte auf des Heilandes Ruhm einen Schatten werfen? — Es ziert kein schön'rer Glanz sein Haupt. Es giebt kein rührenderes Zeugniß seiner Herrlichkeit, als diese Sünderschaar, die ihm, als ihrem Retter, nachzieht. Denn —

sie ist ein Denkmal seines hülfreichen Erbarmens.

Wir können diese Betrachtungen nicht abbrechen, meine Brüder, ohne noch einen Blik über das Grab hinaus zu thun.

Wer unter uns ist liebevollen Sinnes, zu dem nicht, wenn er der Ewigkeit gedachte, der Himmel mit allen seinen Freuden herabgestiegen wäre, bei der Vorstellung:

Da ruft, — o mögte Gott es geben!
auch mir dann wohl ein Sel'ger zu:
Heil dir! Heil! Denn du hast das Leben,
die Seele mir gerettet, — du!
O Gott! wie muß das Glük erfreun,
der Retter Einer Seele seyn!

Wahrlich! der irdische Genuß kann nicht anders, als dagegen in Schatten treten. Schon hier reicht nichts an die Entzükkungen der Liebe.

Herzen, von ihr geheiligt, kennen nur Ein Hauptfest, das Bewußtseyn Glükliche gemacht zu haben. Was sie einladen mag zur Freude, die Würze fehlt, wenn sie noch Einen Traurigen sehen in ihrer Nähe. Und wüßten sie sogar ein Auge, das über sie geweint: wo gäb' es Ruhe für ihren Gram? Was aber sind Allmosen, dem Armen gereicht, — Erquikkungen, an Krankenbetten gespendet, — Hülfen, dem Bedrängten erwiesen, — Anstrengungen in Hinsicht auf zeitliches Wohl und Wehe eines unglüklichen Mitbruders, — was ist's alles, verglichen mit dem Preise einer durch uns gebildeten, erleuchteten, dem Verderben entrissenen und für den Himmel gewonnenen Seele! Armer, kannst du dich noch arm fühlen, wenn du ein solch Werk als das deinige betrachtest? Mißmüthiger, wirst du noch zürnen mit deinem Schiksal, so lange du in deinem Kreise Gelegenheit hast, dir solche Denkmale zu erbauen? Freuen sich die Engel Gottes über den Sünder, der Buße thut: müssen sie sich denn nicht auch über dich freuen, wie du heissen magst, fromme Seele, bis du „Keinen dieser Kleinen, von welchen du umringt bist, verachtest", sondern, treu und sorglich, durch Wort und Beispiel, des Himmels

Saamen in das offene Herz streuest, und „hat sich Eins verloren, ihm nachgehest und suchest, bis es sich finde"?

Sehet! so suchte die Menschen der Heiland. So suchte er die Nahen und die Fernen. So suchte er auch die, welche ihm auswichen. So suchte er bis in des Lebens letzten Augenblik.

Und, wenn sie nun, einst! kommen, die er gefunden hat; wenn sie um ihn her kommen aus allen Völkern und Jahrhunderten; wenn sie kommen, — und weil es das Herrlichste ist, was ihm jeder verdankt, Keiner einen Ausdruk für seine Huldigungen hat, und Ein Gefühl für den Retter in allen Herzen lebt, und Ein Hallelujah durch alle Himmel schallt, dem Einzigen Ein Lobgesang!! — — — — O es sind nur Sünder, es sind nur gerettete Sünder, die ihm diesen Triumph bereiten. Aber vermindert das die Größe des Festes, die Wonne der Jubelnden, oder des Heilandes Herrlichkeit? —

Ihr habt nur Eine Antwort, meine Brüder. Ihr müsset es bekennen: die schönste Perle in der Krone Jesu sei der Sünder Liebe. Denn, —

sie ist der Freudenruf einer glüklich gewordenen Welt; so spricht sie, vor allen

Creaturen, sein erhabenstes Verdienst, und — dürfen wir menschlich reden, — seinen seligsten Lohn aus.

Um so auffallender erscheint, nach dem Allen, der Abstand zwischen ihm und seinen Gegnern. Was ihm Beruf ist, das scheint ihnen Unrecht. Was seine Hoheit krönt, das nennen sie Entweihung der Lehrerwürde. Woher dieser schneidende Widerspruch? —

Es liegt im Wesen der Selbstsucht, meine Brüder, daß sie nur nehmen, nicht geben, — nur bedient werden, nicht dienen, nur Ansprüche machen, fremden Zwek nie befördern will. Sie weiß von keinem Werthe, als dem eigenen; sie ist eingebildet. Sie kennt blos Rüksichten auf sich selbst; sie ist engherzig. Sie haßt, was ihren äußeren Glanz verdunkelt; sie ist eitel. Sie verachtet die Kleinen, drükt die Schwachen, verdammt die Fehlenden, giebt Verirrte auf, damit sie nur nicht Einen Schritt thun dürfe, sie zu suchen und zu retten; sie ist hart und grausam. — Eben so liegt es im Wesen der Liebe, daß sie sich hintansezt; nur in dem, „was des Andern ist", lebt; seinem Glükke mit Freuden sich hingiebt;

seinen Schmerz als den ihrigen betrachtet; seine Mängel mit Schonung zudekt, und hat er der Tugend Pfad verlassen, an seiner Rükkehr nicht zweifelt. Im Wesen der Liebe liegt es, daß sie dahin eilt, wo man ihrer bedarf, und daß sie glaubt, man bedürfe ihrer, wo noch Ein Mitbruder elend ist. Im Wesen der Liebe liegt es, daß sie — die Hülflosen zu vertreten, den Schüchternen Muth zu machen, die Gedemüthigten aufzurichten, die Unterdrükten zu schützen, und zu vertheidigen sich ewig berufen fühlt. Sie wäre ja nicht Liebe ohne dies Gefühl.

Hiemit habt Ihr den Schlüssel, der das obige Räthsel löset.

Meine Brüder! Jesus, der Liebevolle, nahm die Sünder an. Wollen wir uns schämen, wenn Verachtete, die ein herzloser Stolz zurükwies, bei uns eine Zuflucht suchen, weil sie an unsern Edelsinn glauben? Ist es denn schön und Ehrenwerth unser besseres Gefühl zu verläugnen, damit wir nur im Einklange stehen mit dem Tone der Welt?

Meine Brüder! der Heiland gab keinen Abgewichenen auf. Er glaubte, weil er liebte; und er liebte, weil er wußte, „was im Menschen

ist". Wollen wir Fehlende aufgeben? Giebt der Vater denn uns auf? Wollen wir eine Seele, die noch gerettet werden kann, ihrem Schiksal überlassen? Wird denn Gott jemals müde, uns nachzugehen mit langmüthigem Erbarmen? Wollen wir an einem Wesen verzweifeln, das doch Mensch ist, wie wir, und dadurch an unserer eigenen Verbesserlichkeit irre werden? — O es mißverstehe Keiner sich selbst! Auch der Beste von uns, und der Unbescholtenste, und der Gepriesenste, wir alle — haben unrecht gethan, haben an das Nichtige uns oft dahin gegeben, haben manchmal die heiligsten, unter Thränenströmen entstandenen Vorsätze dennoch! wieder gebrochen, haben wohl gar lange! auf Abwegen umhergeirrt, ehe wir uns wieder einfanden mit kindlicher Reue bei dem, der uns ewig gesucht. Es kann jeder Verirrete zurükkommen. Es kann kein Sünder widerstehen, wenn, im günstigen Augenblik, die Liebe zu seinem Herzen redet. Es kann der Mensch, wie lang' er auch schon „in der Irre" gehe, noch wiedergefunden werden, wenn wir ihn nur „mit Fleiß" und an der rechten Stelle suchen.

Meine Brüder! Lasset uns „wachsen in der Heiligung", damit wir Glauben an uns selbst

haben dürfen; wir werden dann auch den Glauben bewahren an die Menschheit, und sogar, wo die Zerstörungen der Sünde schon wütheten, dennoch wiederherzustellen hoffen das göttliche Ebenbild. Wir werden dem Gefallenen ein Vertrauen zeigen, das er zu sich selber nicht hat, und dadurch wunderbar ihn ermuthigen. Wir werden hier erinnern, dort tadeln, hier warnen, dort aufmuntern, hier anspornen, dort zurükhalten; aber Furcht einflößen niemals, — denn „Furcht" ward nie die Mutter ächter Tugend, — lieben vielmehr, lieben und glauben werden wir immer und überall. Und darum werden wir gleiche Siege über die Herzen feiern, wie Jesus. Die Sünder werden uns lieben. Die Schwachen werden sich uns anschließen. Die Schüchternen werden bei uns ihre Blödigkeit ablegen. Die Verzagten werden, begeistert durch uns, erwachen zu neuem Selbstgefühl. Die Zurükgesetzten, die Gekränkten, die Ausgestoßenen werden uns suchen, wenn sie den Kummer des Alleinstehens nicht länger zu tragen vermögen, und — gegen die Beleidigungen fühlloser Menschen eine Freistatt suchen an unserem Herzen. Was hiebei aber die Hauptsache ist; wir werden es dahin bringen, daß in unserer Nähe

Niemand auf die Dauer schlecht bleiben kann, wenn er es ist; wir werden oft, o recht oft! „dem Himmel die Freude bereiten, daß ein Sünder, den wir retteten, Buße thut".

Ja, meine Theuersten, war selbst für den Herrlichsten der Menschen die Liebe der Sünder ein köstlicher, ein unvergleichlicher Schmuk; spiegelte sich in dieser Liebe sein reines Bewußtseyn, seine hohe Selbstständigkeit, seine fromme Demuth, sein milder Ernst, sein zärtliches Mitleid, sein hülfreiches Erbarmen; sein erhabenstes Verdienst und sein seligster Lohn: auch uns wird sie festlich zieren; denn auch unsre Tugend wird sie laut bezeugen.

Fraget den Kenner des Menschenwerthes, worauf er sehe, wenn er des Herzens Güte richten soll? Nicht dem reicht er die Krone, den das ganze Haus fürchtet: dem reicht er sie, den Alles sucht und mit Vertrauen liebt; vor allen dem, an den die Schlechtgehaltenen sich wenden, zu dem die Traurigen fliehen, an dessen Brust der stille Schmerz sich ausweint, und jede schwache Tugend neu sich stärkt: dieser sei Mann, oder Weib, Bruder, oder Schwester, —— er ist der Ruhm, er ist der Segen der Familie. Amen.

Am

vierten Sonntage nach Trinitatis *.

Alle Nachahmung Anderer ist verwerflich.

Nichts sehen wir häufiger, meine Brüder, als daß ein Mensch den Andern zum Muster nimmt. Es ist ein Naturzug, zu thun, was Andre thun. Man glaubt Entschuldigung für Fehler zu verdienen, die sie auch an sich haben, und wo sie durch löbliche Thaten und Eigenschaften sich auszeichnen, von ihnen lernen, nach ihnen sich bilden zu müssen.

Auch läßt sich nicht läugnen, der Eifer Andern gleich zu kommen, oder gar sie zu übertreffen, hat zu allen Zeiten viel Gutes gewirkt.

* 1811.

Da sind Kräfte geregt; da sind Vorsätze entstanden; da sind Bestrebungen veranlaßt; da sind Thaten vollbracht, deren die Gesellschaft, welcher sie nützlich wurden, alle Ursach hatte, sich zu freuen. Daher auch Eltern und Erzieher, und die Wohlmeynenden unter ihnen am meisten, ihre Zöglinge gern auffordern, daß sie doch diesen, oder jenen, im Kreise ihrer Bekannten, zu ihrem Vorbilde machen sollen. Etwas Aehnliches empfiehlt sogar die Bibel, wie es scheint. Denn, als Jesus die rührende Erzählung vom Samariter, der den Zerschlagenen in der Wüste wieder ins Leben brachte, geendet hat, setzt er hinzu: „So gehe hin und — thue desgleichen"!

Dennoch muß ich vor der „Nachahmung Anderer" heute warnen. Ich muß es. Nicht, als begehrte ich, Euch etwas Auffallendes zu sagen; sondern, weil das Amt, das mir Gott unter Euch anvertrauet hat, mich verpflichtet, Euch auf die Gefahren Eurer Sittlichkeit hinzuweisen. Ich muß es, weil „nicht ich es seyn werde, der da redet", sondern, weil das Evangelium selbst mir die Worte in den Mund legt. Ja, fasset es ganz, was ich Euch mittheilen soll. Es sind nicht bloße Vorsichtsmaaßregeln, die Ihr bei

der Wahl Eurer Vorbilder zu beobachten hättet; es ist das klare, das ausdrükliche, das unbedingte Gebot: daß Ihr gar keinen Menschen jemals als das Muster Eurer sittlichen Thätigkeit aufstellen dürfet.

Der Ausspruch scheint hart, meine Brüder. Aber, er ist wahr; aber er ist christlich; aber er ist gegründet in der Natur unsers Wesens und in der Herrlichkeit unserer Bestimmung; aber er wird sich Euch, wenn Ihr aufmerken wollet, darthun als unwidersprechlich, als Folgenreich, als Segenvoll.

So gehöre denn meinen Worten Eure Theilnahme!. So öffne sich, damit du einziehen könnest, Geist der Wahrheit, jedes Herz deinem belebenden Hauche.

Lucas 6, 31 ff.

„Wie Ihr wollet, sprach Jesus, daß Euch die Leute thun: so thut ihnen gleich auch Ihr. Wenn Ihr nur die liebet, welche Euch lieben: was Danks habt Ihr davon? Auch die Sünder lieben den wieder, der sie liebt. Und wenn Ihr Euren Wohlthätern wohlthut: was Dankes habt Ihr davon? Die Sünder thun dasselbe auch. Und wenn Ihr nur Solchen leihet, von denen Ihr wieder zu empfangen hoffet: was Danks habt Ihr davon? Auch die Sünder leihen einander, um Gleiches wieder zu empfangen. Liebet vielmehr

auch Eure Feinde. Thut wohl und leihet, wo nichts dafür zu hoffen steht. So wird Euer Lohn groß seyn und Ihr werdet als Kinder des Allerhöchsten Euch beweisen, der auch gegen Böse und Undankbare gütig ist. Seid daher barmherzig, wie Euer Vater. Richtet nicht, so werdet auch Ihr nicht gerichtet. Verdammet nicht, so werdet auch Ihr nicht verdammet. Verzeihet, so wird man Euch verzeihen. Gebet, so wird man Euch geben. Ein vollgedrücktes, ein gerütteltes, ein überfliessendes Maaß wird man in Euren Schooß geben. Denn eben mit dem Maaße, damit Ihr messet, wird man Euch wieder messen.

Noch fügte er dieses Gleichniß bei:

Mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht beide in die Grube fallen? Der Jünger ist nicht über seinem Meister. Wenn der Jünger ist, wie der Meister, so ist er vollkommen.

Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und den Balken in deinem eigenen bemerkst du nicht? Oder wie kannst du zu dem Bruder sagen: Halte still, Bruder! ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen; während du in deinem eigenen Auge den Balken nicht bemerkst? — Du Heuchler, ziehe erst aus deinem Auge den Balken; dann magst du sehen, wie du den Splitter aus des Brudes Auge ziehest".

Unzweifelhaft ist dieser Rede Sinn, meine Brüder.

„Mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht beide in die Grube

fallen? Der Jünger ist nicht über seinem Meister; wenn der Jünger ist, wie der Meister, so ist er vollkommen".

Wer sind wir denn, die wir Andern vorangehn, und Muster ihres Strebens heissen wollen? Wer sind wir, die wir, mit aller unserer Schülerhaftigkeit, uns anmaassen, „über dem Meister" zu seyn? — Tretet auf, Ihr Vollkommenen, Ihr Reinen, Ihr, die kein Wahn mehr blendet, die keine Leidenschaft mehr irre führt, die keine Sünde mehr beflekt, kein inn'rer Vorwurf mehr daniederbeugt! Tretet auf, die Ihr es ertragen zu können Euch bewußt seid, das Sonnenlicht der Allwissenheit Gottes! — — Sehet! „Sie sind alle abgewichen und untüchtig; da ist Keiner, der gerecht wäre; auch nicht Einer" *. Wer es zu seyn meynte, den eben vor allen träfe des Heilands Wort: „Wärest du blind, so hättest du keine Sünde; nun du aber sprichst: ich bin sehend, — nun bleibet deine Sünde" **.

„Die Menschen also lasset fahren! Sie sind blind und blinde Leiter; wenn aber Ein Blinder den Andern leitet, so fallen sie beide in

* Psalm 14, 3.

** Joh. 9, 41.

die Grube" *. Nach Schülern bilde sich kein Schüler! Nur der Meister, der Vollkommne sei sein Ziel! Alle Nachahmung Anderer ist verwerflich.

Lasset uns diesen Gedanken jetzt begründen, meine Brüder, damit es sich zeige,

wie wahr,

und wie wichtig er sei.

Alle Nachahmung Anderer ist verwerflich:

weil sie uns irreführt,

weil sie uns erschlafft,

weil sie uns vernichtet.

Sehen wir dies ein, so bedarf es weiter keines Beweises.

„Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn" **. In diesem Ausspruche, den schon die älteste Zeit vernahm, offenbart sich, mit der Herrlichkeit unsers Wesens, zugleich das Ziel unserer Bestrebungen. „Ihr sollt vollkommen seyn, gleichwie Euer Vater im

* Matth. 15, 14.

** 1 Mos. 1, 27.

Himmel vollkommen ist" *; so ward es späterhin noch deutlicher bezeichnet. Das Vorbild demnach für unsere gesammte Thätigkeit findet sich nicht auf Erden. Eine übersinnliche Welt gewährt es uns. Es ist Niemand anders, als Gott, der Urheber unsers Daseyns, der erhabenste Geist selbst. — Damit gleichwohl dies unsichtbare Muster uns mehr vergegenwärtigt, und aus seiner unendlichen Ferne unserer Fassung näher gerükt würde: so sandte Gott, „als die Zeit erfüllet war", daß wir, befreiet vom Gängelbande menschlicher Führer, an der Hand der Liebe allein, zu ihm geleitet werden sollten, seinen Sohn, seinen „Eingebornen". Mit diesem trat ein Bild der höchsten Vollendung, deren die Menschheit hienieden fähig ist, in den Kreis unsers Anschauens. An ihm sahen wir, wie der vernünftige Bewohner der Erde, — wenn er Gott über alles liebt, und in dieser Liebe lebt, — sich selbst, und die Welt um ihn her gestaltet, wie er denkt, was er thut, wohin er trachtet, worin er sich freuet, womit er Sünd' und Leid überwindet, und wie er, äusserlich untergehend, sich herrlicher verklärt. In ihm haben wir daher zwar einen Menschen vor uns; aber nicht

* Matth. 5, 48.

einen gewöhnlichen Menschen, — sondern einen Menschen „ohne Sünde", einen „Menschen vom Himmel", einen Menschen in aller der Reinheit und Hoheit, die eine Erscheinung aus den Gefilden des Lichts nur erwarten läßt; einen „Meister" also, „über welchem nie ein Jünger war". Mithin ist auch nur dieser der Vorgänger, dem wir folgen dürfen, „der Weg", auf dem wir „zum Vater" kommen, der „Hirte", der uns über „grüne Auen" leitet; die „lebendige Quelle ist er, und nur in seinem Lichte schauen wir das Licht" *. So dessen ungeachtet jemand sagt, — erinnert Euch dieser treffenden Worte aus dem dritten Capitel des ersten Briefes an die Corinther: „So jemand sagt: ich bin ein Anhänger des Paulus, ein Anderer: ich folge dem Apollo, — seid ihr dann nicht verblendete, eitle Menschen? Wer ist denn Paulus? Wer ist Apollo? Diener sind sie, durch welche ihr an Jesus gläubig worden seid, je nachdem der Herr einem Jeglichen gegeben hat. Der Eine hat den Grund geleget; der Andre hat auf dem Grunde gebauet. Einen andern Grund selbst aber kann Niemand legen, ausser dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus".

* Psalm 36, 10 u. a.

Wie nun das Gebäude, meine Brüder, von seinem Grunde losgerissen, zerfallen, — wie der Wanderer, seinen Führer verlassend, vom rechten Wege abkommen muß: so gerathen auch wir unausbleiblich in die Irre, wenn wir, statt dem Heilande zu folgen, einem Andern nachgehen.

Unser Ziel ist Gott, ist Wahrheit, Tugend, Seligkeit. Folgen wir den Spöttern, die im Angesichte seiner herrlichen Welt den Urheber läugnen; den Leichtsinnigen, die es nicht vernehmen, was „Ein Tag dem andern sagt und Eine Nacht der andern kund thut"; den Eiteln, die nur nach vergänglichem Genuß fragen; den Ausgearteten, deren Laster ihre Götzen sind: so verlieren wir die rechte Straße, und „entfremden" uns „von dem Leben, das aus Gott ist". — Unsers Handelns Vorschrift liegt jenseit aller Erfahrung, liegt hinaus über das, was zu geschehen pflegt. Gewöhnen wir uns nun, blos zu thun, wie die Menge thut, und den Gedanken: So machte man's bisher, so treibens Andre! Bei unsern Entscheidungen oben an zu stellen: da muß das wahre Ziel vor unserm Auge schwinden, und Herrliches erwarte von uns Niemand. — Unser Beruf heißt: weiter! Immer weiter! Es

wachse mit dem Alter unser Werth, und jeder Tag sei ein Schritt zu höherer Vortrefflichkeit! Achten wir aber allein auf die Menschen des großen Haufens: da schleicht alles im Gleise des Herkommens seinen gemächlichen Gang; da wird Keiner etwas Anderes, als was die Eindrükke der Aussenwelt, was Erziehung und Schiksal aus ihm gemacht haben; da nimmt unter eben den Thorheiten und Versündigungen das Jahr sein Ende, womit man es anfieng; in Versteinerung geht da das Leben über. Müssen solche Vorgänger nicht auch bei uns alle Kraft und alle Lust zu fortschreitender Selbstbildung erstikken? Müssen wir nicht, in ihre Fußtapfen tretend, mit ihnen versinken in denselben sittlichen Tod?

„Wer wird aber auch, wendet Ihr ein, das Schlechte nachahmen? Die Edlen wählt man sich zum Muster".

Die Edlen? Wohl! Wer sind die Edlen denn? — Ihr antwortet: „Wir prüfen den Werth der Menschen, und folgen dem nur, der die Probe hält". — Ihr prüfet. Diese Prüfung darf doch kein Werk der bloßen Willkühr seyn. Es müssen Regeln ihr zum Grunde liegen. An irgend einem „Maaß" nur könnt Ihr messen. Ein Bild ge-

hört demnoch dazu, ein Musterbild, womit Ihr das in der Wirklichkeit Vorhandene vergleicht. — Gestehet Ihr das ein: nun! Dann „richtet“ Ihr Euch selbst. Es giebt also etwas noch Höheres, als alle sichtbaren Muster; ein unsichtbares, dem Herzen inwohnendes Urbild und Vorbild alles Guten, Schönen, Liebenswürdigen; ein Bild des Heiligsten und Herrlichsten; ein Bild Gottes und dessen, den er gesandt hat. Diesem Bilde, auch das bekennet Ihr, gleicht kein Mensch. Nur eine Annäherung in einzelnen Zügen, eine größere, oder geringere Annäherung glaubet Ihr bei diesem, oder jenem, zu finden. Warum stellet Ihr denn nun doch diese zur Nachahmung vor Eure Seele hin? Warum haltet Ihr Euch nicht lieber gleich an das Höchste, wenn Ihr doch fühlet, daß Menschen nur, wiefern sie damit einige Aehnlichkeit haben, nachgeahmt werden dürfen? Warum Geringes vorziehn, wenn wir ein Besseres besitzen, und unser ganzes Wesen uns zu diesem treibt? — Wir gehen irre, meine Brüder, Ihr sehet es. Ohne Gott und Jesu zu folgen, gehn wir irre.

An dem Menschen erscheint uns die Tugend, wie achtungswerth sie sei, immer in einer gewissen Beschränkung; bald durch die Zeit, bald durch

die Umstände, bald durch die Sitte seines Volkes, bald durch die Stufe seiner Bildung, bald durch den Einfluß seiner Fehler, balt selbst durch die natürliche Gränze seiner Kraft. Wir gehen irre, wenn wir diese Beschränkungen, als gehörten sie zur Sache, in das unserm Streben vorgehaltene Muster aufnehmen.

In dem Leben der Menschen erscheint uns nur die äussere That. Der Sinn, der sie gebahr, erscheint uns nicht, und kann uns nie erscheinen. Und doch ist's einzig dieser Sinn, durch welchen die That ihren sittlichen Werth empfängt. Dasselbe Beginnen, welches wir hochpriesen, weil es uns aus Liebe zum Recht, aus Gefühl für die Pflicht, aus Wohlmeynen gegen die Gesellschaft, aus Hingebung an Gott entsprungen schien, — wir ehren es nicht mehr, sobald wir diese Voraussetzung für falsch erkennen, und Ehrgeitz, Eitelkeit, Begier, dabei im Spiele sehn. Fällt aber gerade das, was die Thaten Anderer zu Mustern machen würde, ihr heil'ger Geist, nicht in die Sinne: gehen wir denn nicht irre, wenn wir in einem Kreise unsern Vorbilder suchen, in welchem uns eben hiedurch alles Nachahmen untersagt ist?

Wir stehen vielleicht keinem Menschen so nahe,

daß wir den ganzen Zusammenhang seiner Bestrebungen völlig überschauen könnten. Meist sind es nur einzelne, von dem lebendigen Stamm abgerissene, Zweige seiner Thätigkeit, die wir bemerken. Unsre Bestimmung ist gleichwohl nicht, aus allerlei Bruchstükken den innern Menschen zu erbauen, und hie und da eine Tugend dürftig zusammenzulesen; entfalten soll sich, nach und nach, in Einem Stükke, das ganze Leben aus sich selbst. Wird es denn nicht ein Irregehen genannt werden müssen, wenn wir uns begnügen nur gelegentlich, und so wie uns eben die Laune dazu anwandelt, vor einem fremden Gemälde still zu stehen, und einen Zug desselben nachzubilden?

Wie die Erfahrung uns die Menschen liefert, so zeigt das Treffliche sich bei Keinem durchaus gediegen. Vielmehr gleich dem Golde, das vermischt mit Schlakken aus der Berge tiefen Gruben steigt, so finden wir's mit Mängeln, oft seltsam, untermengt, und manchmal so verwachsen, daß beides kaum geschieden werden kann. Nehmen die Nachahmer diese Scheidung jederzeit vor? Haben sie den Scharfsinn, die Unpartheilichkeit, die ein solches Geschäft fordert? Gewinnen sie

nicht vielmehr gern, selbst für die Schwächen, für die Thorheiten, für die Ausschweifungen gepriesener Muster, zumal wenn ein gewisser Reitz daran haftet, eine blinde Vorliebe? Ja! Sind es nicht zuweilen blos die Fehler ausgezeichneter Menschen, die man annimmt, während man hinter ihren Tugenden unendlich zurükbleibt?

Und haben diese Bewunderten denn alle eine gleiche Richtung der Gedanken und des Strebens? Folgen sie derselben Regel? Waltet nicht vielfältig in ihren Ansichten, Grundsätzen, Ueberzeugungen, Handlungsweisen ein bedeutender Unterschied? Wenn nun Menschen, denen wir in gleichem Maaße unsre Achtung schenkten, so weit von einander abweichen; wenn dieser Widerspruch vielleicht höchst wesentliche Punkte betrifft; wenn der Eine läugnet, was der Andre behauptet, der Eine für wichtig erklärt, was dem Andern Nebensache dünkt, der Eine wählt, preiset und liebt, wo der Andre tadelt, hasset, verabscheut: woran halten wir uns dann mit der Nachahmung? Welcher Stern sendet seine Strahlen in diese Nacht? Welcher Wegweiser tritt zu uns her, wenn uns, verloren vom rechten Wege, solche Irrlichter umgaukeln?

Oder das Schiksal versetzt uns in Lagen, die nicht täglich vorkommen, und wir sollen für einen Fall, in welchem unsre Vorbilder nie waren, unser Urtheil abgeben, unsre Wahl treffen, unser Verhalten bestimmen: rathlose Menschen! so wir nichts gewohnt sind, als zu sehen mit fremden Augen, und nachzuirren einer fremden Spur! Wozu greifen wir dann? Welche Verlegenheit, welche Noth! einen Schritt thun zu müssen, und keinen gebahnten Weg zu entdekken! einer Ueberzeugung folgen zu sollen, und — keine zu haben! Nein! du kennst sie nicht, diese Qual, Christ! Denn du hast eine Regel, die dir Auskunft über alles giebt; einen Führer hast du, der in keiner dunkeln Stunde von dir weicht; du hast Gott gefunden in Christo Jesu. Was für ernste Beschlüsse dein Herz auch fassen soll: du überlegst mit diesem Freunde, und deine Pflicht ist dir klar und gewiß. Menschen können, weil sie Menschen sind und — „blinde Leiter", diese Sicherheit, diese nie fehltretende, und immer wohlberathene Sicherheit ihren Freunden nimmer geben.

Nicht einmal ein richtiges Urtheil über unsern eigenen Werth behalten wir, als ihre

Nachahmer, übrig. Richtig fällt nämlich dieses Urtheil nur aus, wenn wir den Maaßstab Gottes an uns legen, vor seinem Angesicht uns prüfen, ernst und wahrhaft, und mit dem, was Er will, das, was wir sind, vergleichen. Da zeigt es sich, wo wir dem hohen Bilde dessen, der uns vorangieng, nahen, wo wir zurükgeblieben. Und wie viel liegt an dieser Einsicht für unsern Fortgang in der Heiligung! Sind jedoch Menschen unsre Muster: so führt abermals ein Blinder den andern. Nun werden wir uns bald Vorwürfe machen, die nicht passen, bald Entschuldigungen finden, die nicht gelten. Nun werden wir, je nachdem wir mit diesem, oder jenem, uns zusammenstellen, uns bald einen höhern, bald einen niedrigeren Platz anweisen. Nur den rechten werden wir uns nie geben. Nur ein treffendes, deutliches, wahres Bild von uns selbst werden wir nie gewinnen. Nur bessern werden uns diese Vergleichungen mit Andern nie können, weil sie so Gehaltlos, so unbestimmt, dabei für die Eigenliebe nicht selten so schmeichelhaft sind.

Es ist vielmehr ein zweiter Haupttadel, der die Nachahmung Andrer trifft:

daß sie uns erschlaffe.

Wie oft zuvörderst wird sie uns nicht den Kummer bereiten, unserem Muster nicht gleich gekommen zu seyn! — Freilich, „er hab' es schon ergriffen"! das wird der eben so wenig sagen können, der nur das Höchste sich zum Ziel sezt. Ihn wird jedoch sogleich die Ueberzeugung trösten: was er suche, lasse sich auch nicht ergreifen; es sei der Richtpunkt nur des frommen Strebens. Ahmen wir aber Menschen nach: so wollen wir nicht nur, wie sie, werden; wir wollen in einer gewissen Frist diesen Zwek erreichen, und dann der erklommenen Höh' uns freuen. Finden sich dabei nun Schwierigkeiten, vielleicht unüberwindliche; und gestatten es uns weder unsre Kräfte, noch die Umstände, bis zu der Vollendung und dem Ruhme der gewählten Vorbilder hinaufzusteigen: so muß ja dies Gefühl des Erliegens, und zwar eines unvermeidlichen Erliegens, unsern Eifer schwächen. Da fragen wir dann, zürnend, das Geschik: warum hast du mich also gebildet? * Da achten wir, im Unmuth über das versagte Talent, auch das empfangene gering; und verschmähen die mittlere Stufe, weil nicht für die glänzendere unser Wesen geeignet ward.

* Röm. 9, 20.

Eben so häufig dürfte der Fall eintreten, daß wir, gewöhnlichen Mustern folgend, auf unsern, eingebildeten, Werth stolz würden. Denn, wie leicht ist es, Solche einzuholen, und ihnen den Rang abzugewinnen! An hohen Bildern nur entzündet sich Begeisterung für das Große in des Menschen Brust. Geht aber unser Ehrgeitz weiter nicht, als wie die Anderen, zu seyn, die uns umgeben: wird uns der Fleiß, der immer höher trachtet, dann noch nöthig dünken? Wird die Spannung der Kraft fortdauern, wenn die Aufgabe vollendet scheint? Wird unter niedrigen Naturen nicht sogar der Sinn für Besseres erlöschen? Wird nicht zuletzt der Mensch sich recht behaglich fühlen in dieser erschlaffenden Gemeinheit?

Und dies ist ein besonders großer, dazu der gewöhnlichste, Nachtheil für alle, die in den Kreisen der alltäglichen Erfahrung ihre Vorbilder gefunden haben. — Das Mangelhafte soll dem Menschen nicht genügen; und es genügt ihm in der That nicht, wenn er seiner edleren Natur getreu bleibt. Wie sehr ihn das Geleistete auch wohl, im Augenblik der ersten Freude an seiner Schöpfung, befriedigen mag, — bald findet er,

wie vieles doch noch zwekmässiger seyn könnte, und auf wie mancher Seite Vollendung fehlt. Wenn irgend ein Gefühl für unsere erhabene Bestimmung bürgt, und ihr entgegenleitet: so ist es dieses, meine Brüder. Nehmen wir aber von unvollkommenen Wesen unsere Maaße des Trefflichen her: da kann es nicht anders als verschwinden. Lükken und Fehler erscheinen uns ja überall, sogar an dem Verdienstvollesten und Besten; dies macht uns ruhiger bei ihrer Wahrnehmung. Gewohnheit söhnt uns, in der Folge, mit dem Schlechten völlig aus. Am Ende bringt „der Splitter in des Bruders Auge" uns gar dahin, daß wir „den Balken im eigenen Auge" auch nicht einmahl mehr ahnen. Wo ist nun jene Zartheit der Empfindung, die den leisesten Uebellaut in der Harmonie des Lebens vernahm, und durch jeden Anstoß gegen das Schöne und Heilige so tief verwundet werden konnte?

Ueberhaupt stumpft, durch bloße Nachahmung der Menschen, das Auge, das den unsichtbaren Zauber des Geistigschönen anschaut, sich unausbleiblich ab. Es kommt, bei einer solchen, ja nur darauf an, daß man nachbilde, was man siehet, die äußere That, das Wort, die

Sitte, die Manier, vielleicht gar etwas noch Geringeres, noch mehr Zufälliges. Dies läßt sich denn oft mühelos und bald genug bewirken; und das Muster heißt — erreicht. Muß durch so eitle, nichtige Bestrebungen die Lust am Großen nicht absterben? Wer nur für das augenblikliche Vergnügen bauet, und daher mit dem gefälligen äusseren Anstrich seine ganze Arbeit vollbringt: muß ihn nicht schwindeln, wie vor einem Riesenwerke, wenn er einen Bau gründen soll für die Ewigkeit? Wer nie etwas anderes mogte, als, nach irgend einem, willkührlich gewählten, Vorbilde, einzelnen Mängeln abhelfen, einzelne Lükken ausfüllen, einzelne Flekken wegwischen, einzelne Züge nachtragen in die vorübergehende Erscheinung: muß er nicht eine tiefe Ohnmacht fühlen, wenn man ihm zumuthet, er solle eine heilige, alles umgestaltende, alles erneuernde, alles von Grund aus, wie aus dem Nichts, schaffende und über alle Theile des Lebens sich erstrekkende Ordnung einführen in das Heiligthum seines Gemüthes?

Woher sollte auch der Muth dazu kommen? Muth entspringt einzig aus Kraft, es sei aus eigener, oder aus der sicheren Erwartung fremder

Hülfen. Wer folglich Menschen nur zu seinen Führern wählt, der hat sich eben dadurch des mächtigsten Beistandes für seine sittliche Thätigkeit beraubt, des Beistandes von oben. — Alle die Großen, die Tapfern, die Edlen, die Ruhmwürdigen, deren Beispiel uns vor Augen schweben mag, was stärkte, was entflammte sie? Es waren nicht Menschen, mit denen sie es zu thun hatten; Gottes Werk war es, das sie trieben; Gottes Wille, den sie thaten; Gottes Geist, den sie fühlten; Gottes Sohn, dem sie huldigten. Standen die Bilder gepriesener Vorfahren um sie her, so achteten sie auf diese nur, um es desto lebendiger inne zu werden, sie vermögten ein Gleiches, und es sei mithin eine unauslöschliche Schmach, hinter solchen Brüdern zurükzubleiben. Nur ihr Leben und Weben in der Nähe Gottes erhob sie über die menschliche Beschränkung. — Suchet Gott, wie sie, geliebte Brüder. Erstrebet das, was Gottes ist, wie sie; wollet nichts, als Gotte gehören, und durch die Liebe des Vollkommensten Euch erneuern zu seinem unsichtbaren Bilde, wie sie: Ihr werdet, wie sie, „zunehmen im Werk des Herrn", und Göttliches leisten. Ist das Höchste nicht unser Ziel, so ist der Höchste auch nicht an unserer

Seite. Er kann ja dem nicht helfen, der nicht mit voller Zuversicht des ungetheilten Herzens an ihn sich wendet. Auf Menschen aber stützt Euch nicht. Blindheit macht hülflos. Sie sind der Ohnmacht Kinder, und brauchen höhern Beistand, wie Ihr selbst.

Sehet, warum kein Christ der Nachahmung Anderer das Wort reden darf. Sie führt uns irre. Sie erschlafft uns. Ich setze jetzt hinzu: Sie vernichtet uns sogar.

An das, was man gewöhnlich Daseyn nennet, und was nur Athmen ist, dürfen wir hier nicht denken. Der Mensch ist nur, wenn er Mensch ist, das heißt, wenn er so denkt, empfindet, will und handelt, wie er, als Mensch, soll. Dahin läßt aber Nachahmung Andrer nicht kommen. Sie hindert uns an aller Selbstständigkeit, Festigkeit, Eigenthümlichkeit.

Jeder Mensch soll selbst prüfen, selbst urtheilen, sich selbst eine Ueberzeugung schaffen, sich selbst einen Weg bahnen, sein Handeln selbst bestimmen lernen, und nicht warten, daß Andre ihm erst vordenken, oder vorsagen, was zu thun sei. Wie die Uebrigen, empfing er seine Ver=

nunft, er soll sie brauchen; seine Aufgabe, er soll sie bearbeiten. Er wird für diese Bearbeitung, und für die wahre Tugend überhaupt, erst fähig durch eigne Ansicht und Einsicht. Denn Recht und Pflicht ist einem Jeden einzig das, was ihm, nach seiner besten Ueberlegung, der innere Gott gebeut. Was nicht „aus diesem Glauben kommt", ist Sünde, und thät' es alle Welt. — Zu solcher Selbstständigkeit erhebt sich kein Mensch, so lang' er Andern nachahmt. Er ist nicht, weil er sich nicht geltend macht; er ist nicht Er, weil überall ein Fremdes für ihn eintreten soll; weil er, statt sich selbst zu regieren, von Aussendingen den bewegenden Anstoß erwartet; weil er, statt seine eigene Welt zu bilden, sich begnügt, der Nebenstern einer andern Sonne zu seyn.

Jeder Mensch soll, wenn er sich selbst gefunden hat, auf sich selbst feststehen, und sich selbst gleich bleiben. Werden freilich soll er täglich mehr, und rastlos sich verbessern. Aber, es ist ein Anderes: in gleicher Richtung unverrükt fortschreiten, und diese Richtung selbst, unstetig, in jedem Augenblik verändern. Bemächtigen soll er sich daher des Zieles mit unverwandtem Blik. Er soll gleichsam versinken in diesem Hinschaun. Die-

ses Bleiben in Einem, wo Gedank' und Wunsch und Sinn und That sich sammeln um denselben Gegenstand, ist zugleich seine Ruhe; eine andre Ruhe des Gottverwandten Geistes, eine Ruhe, die Stillestehn aller Thätigkeit wäre, giebt es nicht. — Zu solchem festen Ruhen auf sich selbst kommt kein Mensch, so lang' er Andern nachahmt. Da wird er bald hier angezogen werden, bald dort, und weil er keinen Mittelpunkt hat, auch nie dieselbe Bahn behalten. Er ist nicht, weil er nicht beharret. Er ist nicht Er, weil sein Lieben und Hassen morgen nie anders erscheint, als heute; weil er immer beginnet, ohne je vollenden zu wollen; weil ihn, wie ein „Rohr", zu diesen jetzt, und jetzt zu jenen Mustern der Wind der Mode treibt.

Jeder Mensch soll die Eigenthümlichkeit, in welcher das Menschenwesen bei ihm sich von Natur gestaltet, ehren und bewahren. Sie gerade unterscheidet ja ihn von allen Uebrigen, und macht das, was er seine Person nennt. Und sie ist Gottes Geschenk. Er soll also nicht seyn wollen, wie Andre. Ohne zu fragen nach ihrer Weis' und Sitte, soll er aus sich, wie er nun eben ist, aus seinen Anlagen, seinen Neigun-

gen, seinem Temperamente, seinem inneren und äusseren Wesen, das Beste, das Höchste machen, was sich, in diesem Stande, und mit diesen Mitteln, daraus machen läßt. Wächst denn der eine Baum nur, wie der andre? Blüht je der Frühling in allen Blumen gleich? Schmückt Flur und Wiesengrund dasselbe Grün? Erscheint das Schöne nur in Einer Form? Sehet! „Eine andre Klarheit hat die Sonne, eine andre der Mond, eine andre die Sterne" *; und doch sind sie alle — Welten aus eines Schöpfers Hand. So machen auch die Menschen alle Ein großes Haus von Kindern Gottes, und haben einerlei Beruf und Heimath. Deshalb aber soll doch ein jedes seinen Weg gehen, und das, was ihm gerade die Natur besonders gab, rein, unvermischt, und in seiner ursprünglichen Geschiedenheit von allem fremden Wesen zu erhalten suchen. — Auch kann des Andern Weg ja wirklich nie der deine werden. Immer behältst du doch nur deine Kräfte, deine Mittel, deinen Kreis. Du wirst nie völlig Er. Darum sollst du desto völliger du selbst seyn. Nicht einmal dein äusseres Wesen darfst du durch sklavisches Hinschaun auf irgend eine

* 1 Cor. 15, 41.

fremde Gestalt verwandeln wollen, damit auch in den kleinsten Zügen dein Bild erscheine, — nur, daß ein jeder Zug die Spur des hohen Urbilds trage, das dich erfüllt! — Diese Eigenthümlichkeit rettet sich kein Mensch, sobald er Andern nachahmt. Gleichviel, wie weit ihre Kraft und Art von der Seinigen abweicht: er will ihnen ähnlich werden. Nicht bedenkend, daß das Schöne und das Gute ein Manchfaltiges sei, lobt, oder tadelt er sich, wiefern es ihm mehr, oder minder, gelungen ist, sie nachzubilden in seinem Thun; und mögte zuweilen gern alles wegschneiden, verwischen, ausrotten können, was damit streitet. Es verdient dabei Erwähnung, daß, nach einem bekannten Zuge der Natur, vor Allem das Entgegengesetzte ihm gefällt. Da will der Lebhafte seyn, wie der Ruhige; der Gefühlvolle, wie der Kalte; der Fröhliche, wie der Ernste; der Zarte, wie der Kräftige; der Aufbrausende, wie der Sanfte; der an Künsteleien Verwöhnte, wie der einfache Zögling der Natur. Dasselbe Streben erzeugt alles, was angenehm auffällt. Hat ein Buch diese Eigenschaft: so erscheinen bald unzählige Nachahmungen. Oder läßt ein Mensch der Art sich blikken: so will bald

Alles sprechen und gehen und sich kleiden, wie er. Und es kommt eben blos von dieser unwürdigen Gewohnheit, daß man nur Einen vom großen Haufen zu sehen und zu hören braucht, um alle die Uebrigen auswendig zu wissen. — Verwerflich, meine Brüder, ist solches Wesen, und kann zur Erhebung unsers Geschlechtes nimmer führen. Wohl sollst du Heftiger dich mässigen; aber nicht die Sanftheit dieses Einzelnen sollst du abbilden wollen. Vor dem Hauche der Milde Gottes soll sich legen dein Ungestüm. Wohl sollst du, Verweichlichter durch Sinnengenuß, an Entbehrungen erstarken; aber nicht die Einfachheit dieses Einzelnen sollst du abbilden wollen. Im Lichte der Weisheit Gottes und deiner eigenen Vernunft soll sich schämen deine Lüsternheit, und zurükkehren zu beglükkender Ordnung. Der Mensch ist nicht, wenn er nicht lebt; und er lebt nicht, wenn er nicht frei sich gestaltet, sondern blos die todte Form seyn will, in welche sich das fremde Leben abgießt. Er ist nicht Er, wenn er durch Nachahmung Andrer die Eigenthümlichkeit zerstört, die ihm der Schöpfer, gleichsam zu seinem Zeichen, aufgeprägt. — Hier sehet Ihr zugleich eine Erscheinung, die sonst kaum zu be-

greifen seyn dürfte, erklärt, meine Brüder. Nicht darum nämlich, weil wir von Natur so schwach wären, sondern, weil wir nichts thun, als nachahmen, und darüber den eigenen Weg und das höchste Ziel vergessen: darum — giebt's so viele Menschen ohne Charakter.

Was wir nun davon zu halten haben, wenn man dergleichen Wirkungen lediglich einer blinden Nachahmung Anderer aufbürden will, eine prüfende dagegen immer noch empfehlen zu müssen glaubt, ist durch sich selbst klar. Auf Mißverstand beruht die ganze Ansicht. Die Regel nämlich, die innere Regel, das hohe Urbild deiner Seele, wornach du einzig prüfen kannst, ob Anderer Wesen beifallswürdig sei, macht dir ihr Muster unnöthig. Du trägst dein höchstes Muster in dir selbst. Wählst du im Ernst zu deinem Vorbild einen Menschen: so beweisest du damit, daß dir das innere fehlt; und darum darf man alle Nachahmung Anderer, ihrer Natur nach, für blind erklären. Betrachtet man in diesem Licht die Sache, so sagt man nicht: Ahme nach, aber mit Vorsicht; man sagt: Ahme gar nicht nach,

schaffe dich selbst nach dem Bilde Gottes!

Liegt denn nicht aber doch in uns ein Nachahmungstrieb, meine Brüder?

Er liegt in uns. Aber irren würdet Ihr Euch, wenn Ihr meyntet, er beschränke sich blos auf menschliche Vorbilder. Alles, was ihm gefällt, nimmt der Mensch von Natur gern in sich auf, und stellt es dar. Nun kann ihm aber, ebenfalls seiner Natur nach, nur in sofern etwas gefallen, wiefern eine gewisse Vollkommenheit darin sich offenbart. Das, was wir Nachahmungstrieb nennen, ist daher, so wie wir uns mehr und mehr ausbilden, nichts weiter, als das natürliche Verlangen, das höchste Schöne in unserm Leben abzubilden; es ist Sehnsucht, Gott ähnlich zu werden. Und nicht genug können wir den Vater für dieses herrlichste aller seiner Geschenke preisen.

Zu der Zeit indessen, wo wir für solche Betrachtungen über uns selbst noch nicht reif sind; wo weniger hinein, in des Herzens stille Tiefen, als vielmehr hinaus, in das Sichtbare, der Blik fällt; als Kinder, — da können wir nur Menschen nachahmen. Eben darum ist die Pflicht der Eltern so heilig, hier, wo Worte noch nichts

wirken, durch Thaten zu erziehen, in ihrem Wesen ein lebendiges Bild hinzustellen vor ihr Kind, daran es sich halte, und weil es den Unsichtbaren noch nicht schauet, ihm selbst, selbst! anstatt Gottes zu seyn. Sind wir, geleitet von so frommer Hand, nachher dahin gekommen, daß wir nun, ohne fremde Stütze, allein gehen und das wahre Wesen unsers Lebens in einer übersinnlichen Weltordnung begreifen: so stehen wir auf dem Punkte, wo es für unsere Sittlichkeit keiner sichtbaren Vorbilder weiter bedarf, und es muß mithin zugleich die Befugniß wegfallen, ihnen zu folgen. Zwar sind sie uns auch dann noch nützlich, bald um Kräfte, die wir noch nicht übten, anzuregen, bald um auf Veredlungsmittel, die wir noch nicht beachteten, uns hinzuweisen, bald, um uns die Tugend in ihrer Anmuth und das Laster in seiner Mißgestalt vorzuhalten; ein anderes Muster aber haben wir von dem Augenblikke an, wo Gott in seiner Herrlichkeit vor unsere Seele tritt, nicht mehr, als Ihn, und den, der da sagen durfte: „Freund! Wenn du mich siehest, siehest du den Vater; ich und der Vater sind Eins"! *

* Joh. 14, 9. 10, 30.

So bemerken wir hier denn drei Stufen.

Die niedrigste zeigt uns das Kind, wie es die Menschen seiner Umgebung nachbildet.

Die zweite zeigt uns den Gebildeten auf halbem Wege, wie er durch treffliche Menschen begeistert wird zum Streben nach Einem gemeinschaftlichen Ziel.

Die dritte und höchste zeigt uns den Edlen, wie er keines äussern Antriebes zu seiner Heiligung mehr bedarf, und allein aus dem Blik auf das, was droben ist, den Muth und die Liebe schöpft, womit er sich hinaufringt.

Was wir heute erwogen, theure Brüder, trage nun Frucht, — hundertfältige!

Wo ein Guter uns Gutes vorthut, „hingehen und desgleichen thun", das sei auch fortan unser Wahlspruch! Nachahmen aber, welches etwas ganz anderes ist, wollen wir keinem Menschen, auch den Besten nicht. —„Wie? Auch nicht meinem Lehrer, dem Rechtschaffenen? Auch nicht meinem Vater, dem Ehrwürdigen? Auch nicht meiner Mutter, der Zärtlichen, der Treuen"? Auch diesen nicht, Keinem, dankbare Seele, die du so fragst! So schön es ist, und so ermunternd, und so forthelfend, in Verbindung

mit Herzen, die wir lieben, den Kampf der Tugend kämpfen und das, was Gott gefällt, vollbringen: so wenig schön, so irreführend, so erschlaffend, so vernichtend ist es, von dem einigen Gotte das Auge hinweg zu wenden, um es auf seinem Geschöpfe, das, bei allen Vorzügen, doch nur mangelhaft seyn kann, ruhen zu lassen. Wir wollen gern den Menschen trauen; aber als Muster wollen wir jedem mißtrauen!

Wie wir aber selbst nicht nachahmen dürfen, meine Brüder, so dürfen wir auch die Unsrigen nicht zu Nachahmern erziehen. Nie höre man daher von uns, wie man sie leider! so oft hört, die unüberlegte Klage, daß dieses Kind nicht, eben wie jenes, von der Natur ausgestattet sei. Noch weniger werde jemals das Arme, das uns vernachlässigt erscheint, auf eine vorwerfende Art zurükgesetzt! Ehren vielmehr lasset uns die ursprünglichen Unterschiede, und keinem Zöglinge den Andern, wohl aber einem jeden das Höchste, was er erringen kann, zum Muster aufstellen. Am wenigsten wollen wir selbst uns anmaassen, für ihre Vorbilder zu gelten. Wir sind alle nur „Jünger", nur Schüler; und jeden — jeden! trifft das ernste Wort: „Ihr sollt Euch nicht

Meister nennen lassen auf Erden; denn Einer ist Euer Meister, Christus" *. Mit aller Innigkeit der Demuth, und mit allem Feuer der Liebe wollen wir es daher dem, der dessen ungeachtet versucht werden mögte, uns zum Muster zu nehmen, sagen wollen wir es ihm: Um vortrefflich zu seyn, müsse er uns weit übertreffen; um uns den beredtesten Beweis seiner Achtung zu geben, müsse er uns voreilen. Und wohl uns! wenn wir ihn dabei zugleich, ohn' Erröthen, auffordern dürfen, daß er uns bezeuge: ob er nicht auch uns wachsen sehe an Geist und Herzen?

Wie? Fürchtet Ihr, geliebte Brüder, ein solcher Geist werde noch größere Ungleichheit unter den Menschen hervorbringen, als sie schon vorhanden sei? — O sorget nur, daß er in die Welt einziehe, dieser Geist. Bringet es nur einmal dahin, daß Niemand, Niemand etwas Anderes wirken möge, als Werke Gottes, der König auf seinem Thron und der Bauer in seiner Hütte, die Mutter unter ihren Kindern, und der Lehrer bei allen, die ihn hören: Wahrlich! ich sage Euch:

* Matth. 23, 8. 10. Joh. 13, 13.

Ein Wohllaut des Friedens, wie sie ihn noch nie vernommen hat, wird die Erde begrüßen. Keiner wird dem Andern nachlassen; aber Jeder wird den rechten Ton anstimmen und das rechte Maaß halten, und da, wo er steht, wird auch der Geringste herrlich seyn! Amen.

Am

Johannisfeste*.

Der Christ ehrt auch die Aussenseite.

Menschen, denen ihr Aeusseres das Wichtigste ist, und Solche, die darauf keinen Werth legen, — Beider finden wir eine große Zahl, meine Brüder.

Den Ersten ist Gestalt, ist Anzug, Wohnung, Namen — Alles! Sie sind untröstlich, wenn die Natur sie nicht freigebig ausgestattet, oder ihnen Talente, womit Andre glänzen, versagt hat. Sie kennen keinen bedeutenderen Vorzug, als eine Aussenseite, die gefälligen Eindruk macht, und dem Menschen, ohne jegliches Bewerben, die Herzen

* 1811.

aufschließt und zu öffentlicher Achtung verhilft. Aus diesem Grunde ist ihr vornehmstes, vielleicht ihr einziges Bestreben: wie sie, äusserlich, sich darstellen, wie sie Körper und Umgebung schmükken, wie sie die Gaben des Geschiks verschönernd ausbilden, wie sie ursprünglichen Mängeln abhelfen, und was die Kunst nicht ersetzen kann, wenigstens verbergen wollen.

Bei manchem Andern dagegen verhält sich's umgekehrt. Ihm liegt an seiner Aussenseite, ob sie gefalle, ob sie Anstoß finde, gar nichts; daher vernachlässigt er sich. Vorzüge, aus welchen eine ganz gewöhnliche Sorgfalt viel machen würde, bemerkt er kaum. Eigenthümlichkeiten widriger Art kümmern ihn noch weniger. Was für Gefühle er anrege, indem er auftritt, — es gilt ihm alles gleich; entweder, weil er zu roh ist, um zartere Rükksichten zu kennen; oder, weil er zu leichtsinnig ist, um auf dergleichen zu achten; oder auch, weil er höherer Vollkommenheiten sich zu lebhaft bewußt, weil er mit größeren Dingen zu beschäftigt, an Gegenstände von wesentlicherem Einfluß zu hingegeben, von einer Empfindung, oder Leidenschaft zu stark ergriffen, und in die innere Welt seiner Gedanken zu tief

versunken ist, — als, daß er hinaustreten sollte, in das Gebiet jener kleinen Zufälligkeiten, die von dem Allen so weit abliegen.

Auf welcher Seite treffen wir den Christen, meine Brüder?

Daß Er, der immer nur das Wahre, das Nothwendige, das durchaus Gültige, das Ewige im Auge hat, zu jenen in das nichtige Aussenwesen verlorenen Gemüthern nicht gehören könne, bedarf keiner Erinnerung. Gesellet er sich denn zu dieser letzten Classe? —

Davon lasset uns ihn ebenfalls nur gleich frei sprechen, daß er aus Rohheit, oder aus Leichtsinn, um das Aeussere unbekümmert sei; denn ein Herz, das Jesus gebildet hat, und das der Glaube mit seinem heiligen Ernst füllt, können solche Fehler nicht beflekken. — Sind es also vielleicht die erhabenen Zwekke, für welche und in welchen er lebt, die ihn die zufällige äussere Gestaltung und Umgebung vergessen machen? Oder, vergisset er sie nicht? Und giebt es ausser den beiden angegebenen Wegen, einen dritten, welchen er wandelt?

Die Sache ist wichtig, theure Brüder; und der Bibelabschnitt, der uns heute vorliegt, berührt

sie auf eine höchst lehrreiche Art. So weile hier unsre Betrachtung! Zuvor aber lasset uns in kindlichem Vertrauen unsre Herzen erheben, und Gott bitten, daß Er es uns zu schauen gebe, was recht ist und Ihm gefällt.

Er hört, er segnet seiner Kinder Flehen!

Lucas 1, 57 ff.

Jetzt kam die Zeit der Entbindung für Elisabeth heran. Und sie gebahr einen Sohn.

Und ihre Nachbarn und Freunde, als sie hörten, wie große Barmherzigkeit der Herr an ihr gethan, freuten sich mit ihr.

Am achten Tage kamen sie dann zusammen, das Kind zu beschneiden, und hiessen ihn nach seinem Vater Zacharias. Die Mutter aber sprach: mit nichten! Johannes soll er heissen. Man wandte dagegen ein, es führe ja Niemand in ihrer Freundschaft diesen Namen, und winkte dem Vater, fragend: wie er ihn genannt wissen wolle? dieser forderte ein Täflein, und, indem er schrieb, rief er aus: Er heißt Johannes. Da verwunderten sich Alle. So ward sein Mund zum Reden aufgethan, und er hub an Gott laut zu preisen. Alle Nachbaren befiel ein Erstaunen. Die Geschichte ward ruchtbar auf dem ganzen jüdischen Gebirge. Wer davon hörte, der nahm es zu Herzen, und sprach: Was, meynet Ihr, wird aus dem Kinde werden, über dem die Hand des Herrn so sichtbar waltet?

Sein Vater Zacharias aber ward voll heiligen Geistes, und brach in die weissagenden Worte aus: „Gelobt

sei der Herr, der Gott Israels! Er naht sich seinem Volk' es zu erlösen. Aus Davids, seines Dieners Hause, giebt er uns einen mächtigen Erretter. So hat er's längst durch seiner heiligen Propheten Mund uns zugesagt. Befreiung schafft er uns von unsern Feinden. Die Hand der Hasser wehrt er von uns ab. Barmherzigkeit erzeigt er unsern Vätern, des heiligen Bundes eingedenk, gedenk des Eides, den er geschworen unserm Vater Abraham, uns in den Stand zu setzen, daß wir, erlös't aus unsrer Feinde Hand, ihm dienten lebenslang und ohne Furcht, in Frömmigkeit und Tugend, die ihm gefällig ist.

Und du, mein Kind, wirst ein Prophet des Höchsten seyn; du wirst vor dem Beglükker hergehn, und ihm den Weg bereiten; wirst seinem Volk in der Vergebung ihrer Sünden, die Gottes herzliches Erbarmen angekündigt, die Ahnung wekken des zukünft'gen Heils; das herzliche Erbarmen, dem wir den Aufgang jenes Lichts verdanken, das uns erscheinen soll, uns, die wir in der Finsterniß und in des Todes Schatten sizen, daß unser Fuß den Weg des Friedens finde"!

Der Knabe wuchs heran, und ward im Geiste stark. Doch blieb er in der Wüste, bis er hervortreten sollte vor das Volk Israel.

Ein häuslich Fest stellt uns das Evangelium vor Aug' und Herz. Ein Sohn wird gebohren, — und wir sehen, wie wichtig diese Begebenheit der ganzen Familie ist, wir hören die Verhandlungen, die des Kindes Ankunft herbeiführt; wir

befinden uns in einem Zusammenlauf theilnehmender Nachbaren und Verwandten, die ihre Glükwünsche darbringen; wir sind die Zeugen von der frohen Begeisterung eines Vaters, der in seinem Neugebornen den künftigen treuen Diener Gottes und für des Vaterlandes und der Menschheit Sache einen redlichen Streiter erblikt.

Wie hochbedeutend ist auch nicht die Geburt eines Kindes für a l t e Eltern, die längst keinen Nachkommen mehr erwarteten! Zumal für ein Haus, auf welches die Nation mit großen Hoffnungen schaut! Wahrlich, daß da eine ungewöhnliche Freude sich regt, daß der Ankömmling da alles in eine festliche Bewegung setzt, daß Vater und Mutter da laut den Weltregierer preisen, und von gemeinschaftlichen Vorsätzen für des Säuglings Erziehung glühen: wer wird das auffallend finden?

Nur dieser Streit „um die B e n e n n u n g", ist d e r nicht sonderbar? Was lag denn nun daran, ob Zacharias, nach dem Vater, der Knabe hieß, wie die Verwandten wünschten, oder, nach der Mutter Willen, Johannes? Kann man nicht mit dem Einen, wie mit dem andern Namen, in gleichem Maaße trefflich seyn? Und ist das

Wort, wodurch unsre Person bezeichnet wird, nicht etwas höchst Zufälliges?

Gleichwohl machen die ehrwürdigsten Menschen aus dergleichen „Kleinigkeiten", wie Ihr es etwa nennen mögtet, oft gar viel. Um nur bei Namen stehen zu bleiben, — vertauschte nicht auch der verdienstvolle Apostel, durch den das Christenthum so schnell und weit verbreitet ward, seinen vormals unter den Juden geführten Namen mit einem neuen, und nannte sich „Paulus"? Wurde nicht ebenfalls ein eigenes Gewicht darauf gelegt, daß der Sohn der Maria, „weil er sein Volk selig machen würde von seinen Sünden", den Namen „Jesus" empfieng? Und selbst dieser Erhabene, sprach nicht auch er einst zu seinem Simon mit ungewöhnlichem Nachdruk: Wahrlich, du magst wohl „Petrus", ein Fels, heissen; denn „auf diesem Felsen will ich meine Gemeine bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen"? —

Es erhellet hieraus: man kann das Wesentliche gebührend vorziehen, und doch auch das Zufällige beachten. Man kann groß seyn, und doch auch Kleines sich nicht entgehen lassen. Man kann die Armseligkeit, die nur mit der Aussenseite

zu thun hat, und nichts als scheinen will, von ganzer Seele mißbilligen, und doch auch auf das Aeussere Rüksicht nehmen. Warum ist es bei ächten Christen durchaus so? Warum muß es so seyn? Hierauf wollen wir uns jezt antworten.

Warum auch auf sogenannte Kleinigkeiten in seinem Aeusseren der Christ ein Gewicht legt, — dies wollen wir einsehen lernen. Es wird sich dann zeigen: der Christ könne nicht anders, als auch sein Aeusseres in Ehren halten; denn er betrachtet dasselbe —:

als einen Bestandtheil seiner Person,
als einen Ausdruk seines Innern,
als ein Mittel seiner Wirksamkeit,
als einen Schauplaz seiner Tugend,
als ein Erforderniß seines Glüks.

Wie sehr wir, als Christen, überzeugt sind, meine Brüder, daß der Leib nur die Hütte, die „irdische Hütte" eines überirdischen Bewohners sei, und daß wir beides, den eigentlichen Menschen, (das innere Ich) — und dessen äussere Erscheinung wohl unterscheiden müssen: so können wir,

auf der andern Seite, eben so wenig läugnen, daß zwischen dem unsichtbaren „Wesen" und der sichtbaren „Gestalt" ein wirklicher und höchst genauer, wenn auch noch so geheimer, Zusammenhang Statt finde. Dieser Zusammenhang ist gerade das, was wir unser Leben in der Zeit nennen, und sein Aufhören unser Tod. Wir können uns von dem Körper nicht trennen. In jede Vorstellung, die wir uns von uns selbst machen, drängt er sich ein. Auch Andre denken sich uns nur in einem Bilde, und zwar in dem Bilde, das wir ihnen darbieten, und wozu unsre Umgebung mit allen ihren Theilen die einzelnen Züge und Farben liefert.

Macht aber, wie es hiernach keinen Zweifel zuläßt, unser Aeusseres einen Bestandtheil unserer Person aus: so darf uns dasselbe auch nicht gleichgültig seyn; und es liegt etwas an unserem Blikke, an unseren Mienen, an unserer Stimme, an unserem Körperbau, an unserem Gange, an unserer Haltung, an unserem Namen, an unserem Anzuge selbst, und, — wer mag es aufzählen all' das Besondere und Eigenthümliche unserer äusseren Erscheinung? — Menschen, die in dem, was sie thun und nicht thun, blos durch

Zufälligkeiten beherrscht werden, mögen hier anders entscheiden, und nach Laune vernachlässigen, oder vorziehen; der Christ hat eine höhere Regel. Ihn beseelt ein Geist der Vollendung; darum beleidigt ihn Fehlerhaftes in jeder Art und Form. In ihm wohnt ein Geist der Allgemeinheit; deshalb umfaßt er jeglichen Theil seines Wesens und Zustandes, und folglich auch alle seine Verbindlichkeiten in den verschiedensten Beziehungen, ohne absichtlich auch nur eine einzige verletzen zu wollen. Ihn leitet ein Geist der Uebereinstimmung; daher sehet Ihr Ein Gesetz seinem ganzen Leben zum Grunde liegen; daher findet Ihr eine gleiche Gewissenhaftigkeit im Kleinen, wie im Großen; daher treffet Ihr bei ihm nirgend auf Widersprüche, auf Räthsel, auf Halbheiten; was Ihr von ihm höret, an ihm sehet, über ihn erfahret, es ist aus Einem Stükke, es strebt nach Einem Ziele, es haucht nur Einen Sinn, den, der nichts Widriges, nichts Schlechtes duldet, und gegen Schönes nie verstossen mag.

Wird es daher Einfluß auf einen Solchen haben, daß vielleicht Andern das Aeussere gleichgültig ist? Wird er aufhören mit Sorgfalt die Umgebung zu behandeln, weil die Rohheit darüber

spotten? Wird die körperliche Bildung der Seinigen Ihm als unwesentlich vorkommen, wenn er, nach der Vorschrift des Christenthums, die Hülle, die den Geist umschließt, als einen Tempel Gottes betrachtet, und der Warnung gedenkt: „Wer den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben; denn der Tempel Gottes ist heilig, — der seid ihr" *? — Von selbst beantworten sich diese Fragen, meine Brüder, sobald wir nur wissen, wofür wir unser Aeusseres zu halten haben. Gehört es zu unserem Wesen, so gehört es auch in den Kreis unserer Pflichten. Wir sind genöthigt, ein Gewicht darauf zu legen, wiefern es ein Bestandtheil unserer Person, — [illegible] und wiefern es zweitens ein Ausdruk unsers Innern ist.

Denket hiebei nicht blos an die einzelnen Augenblikke, wo sich heftige Bewegungen des Gemüths auch durch auffallende Veränderungen am Körper offenbaren. Es ist an der Aussenseite des Menschen eigentlich alles bezeichnend, zumal für den scharfsinnigen und geübten Beobachter; — nur, daß wir nicht vergessen dürfen, diese stumme

* 1 Cor. 3, 16. 17.

Sprache sei nicht allenthalben in gleichem Maaße deutlich, bestimmt und sicher. Der Bau der Stirn, der Strahl des Auges, die Züge des Mundes, der Ton der Stimme, die lautere, oder sanftere, die schnellere, oder langsamere, die unvernehmliche, oder bis in die feinsten Hauche ausgebildete Rede, das emporgetragene oder niedergesenkte Haupt, das schlichte, oder gekünstelte Haar, die ruhende, oder hin und her sich werfende Hand; die finstre, oder heitre Geberde, das leise, oder feste Einhertreten, der rasche, oder bedächtige Schritt, die befangene, oder freie Manier, — wie viel sagt das alles nicht! — Ihr dürfet noch weiter gehen, und thut es. Auch aus dem Schnitt des Kleides, der Wahl der Farben, der Angemessenheit des Schmukkes, der Weisse der Leinwand, der Einrichtung des Hauses, der Bestellung des Akkers, dem Zustande der Wirthschaft, der Ordnung in der Arbeitsstube, der Beschaffenheit der Geräthe, — auch aus seinen Lieblingsbeschäftigungen, Lieblingsgängen, Lieblingsorten, — aus seiner ganzen äusseren Art zu seyn beurtheilt Ihr den Menschen, wie Ihr den Vogel kennt an dem Gefieder. Sogar Zeichen, die noch geringfügiger scheinen mögten, entgehen hier Euren Blikken

nicht. Und selbst in den Namen, die den Kindern gegeben werden, meynet Ihr, spreche der Geist einer Familie Euch an.

Wir kommen hiedurch wieder zu dem Auftritt im Evangelio. Die Verwandten der Elisabeth befinden sich unstreitig auf einem ganz andern Standpunkte, als sie. Ohne eben in Betracht zu ziehen, daß „Zacharias“ bedeute, „Gott hat an ihn gedacht“, wünschen sie dem neugebornen Kinde, nach dem Vater, diesen Namen zu geben; denn, als die Mutter einen andern vorschlägt, wenden sie ein: „ist doch in deiner Freundschaft Niemand, der also heisse“! Diese aber, versunken in der Größe der göttlichen Huld, und fühlend, hier sei mehr als ein „Andenken“, hier sei eine unendliche Barmherzigkeit des Himmels, besteht darauf: „Johannes“ — („Gotthold“) solle er heißen.

Diese Gewissenhaftigkeit, das Innere durch das Aeussere sprechend darzustellen, finden wir hernach fortgeerbt auf ihren Sohn. Vielleicht hat die ganze Geschichte keine zwei Menschen aufzuweisen, die in der sichtbaren Erscheinung den sie beseelenden Geist so klar und treffend abgebildet hätten, als Johannes und Jesus. Johannes will dem Retter der Menschheit den Weg bahnen

durch eine sorgfältige Bereitung der Gemüther. Er ist überzeugt: diese Bereitung fordre vor Allem ein gänzliches Verzichten auf alles eitle Wesen: darauf deutet seine Abgeschiedenheit. Sie fordre ein über die Sünde trauerndes Herz; darauf deutet sein Leben in der Wüste. Sie fordere ernste Lossagung von allem, was die Begierde nährt, und pünktlichstrengen Gebrauch jedes den Geist erhebenden Mittels; darauf deutet seine Mäßigung, das „Kleid von Kameelshaaren", und der Genuß von „Heuschrecken und wildem Honig". Jesus dagegen ist der Retter selbst. Mit ihm hebt es an, das neue, selige Reich. So tritt er auch als Freudenbringer daher, und will, daß an seiner Seite die Menschen leben sollen im Geiste des Gedankens: „Wie können die Hochzeitgäste Leid tragen, wenn der Bräutigam bei ihnen ist" *! Heiterkeit, eine sanfte, reine, gleichmüthige, auf ein Leben ohne Vorwurf gegründete Heiterkeit spricht sich aus, wo wir ihn sehen. Mit ihr wandelt er unter den Menschen; zeigt er sich in den Kreisen der Fröhlichen, ruft er, wo es gewichen ist, das Glük zurük, scheidet er, segnend, aus einer Welt, die ihn verstoßen hat. — Nur zu

* Matth. 9, 15. [illegible]

betrachten braucht man diese beiden Männer in ihrem Aeussern; und man hat einen Begriff von ihren Ansichten, von ihren Zwekken, von ihrem Geiste, von ihrer innersten Eigenthümlichkeit.

Wenn aber das Innere sich also in unserer Aussenseite abdrükt, ist diese dann unwichtig? Gilt es gleich, wie gut, oder wie wenig gut sie den eigentlichen Menschen darstelle? — Verstehet mich recht. Es kann nicht darauf abgesehen seyn, daß man blos darzustellen wünschen solle. Was er nicht ist, darf und will der Christ auch nicht scheinen. Einen fremden Charakter spricht sein Aeusseres eben so wenig aus, als es seinen wirklichen zu verschönern begehrt. Nur, was in uns ist, kündige unser Aeusseres an, nicht mehr, nicht minder. Was aber da ist, zeige sich treffend, und ganz, und unverkümmert! Es entspreche der Anstrich dem Gebäude, und die Einfassung dem Werthe des Edelsteins! Es errege unser Auftritt, oder der Auftritt unserer Kinder, unserer Zöglinge nicht Erwartungen, die eine nähere Bekanntschaft nur zerstören würde; aber, es finde auch der tiefe Gedanke, das reiche Wissen, der gebildete Sinn, das zarte Gefühl, das fromme Herz, die keusche Seele einen beredten Dollmet-

scher! — Nur dann erscheint das Menschenwesen in seiner höchsten irdischen Vollendung, wenn mit der inneren Ausbildung die äussere gleichmäßig fortgeschritten, und das Sichtbare vom Unsichtbaren, das Zufällige vom Nothwendigen, das Abwechselnde vom Bleibenden in dem Maaße durchdrungen ist, daß es dadurch aufhört, geringfügig zu seyn. Nehmet diesen Gesichtspunkt, meine Brüder; und für Grundloses, nichtssagendes Geschwätz werdet Ihr es erkennen, wenn man, wie so oft! vorgiebt, durch innere Trefflichkeit werde die Aussenseite entbehrlich, und die Sorgfalt für diese müsse man Solchen überlassen, denen das Bessere abgehe; indem ja kein vernünftiger Baukünstler sein Werk von aussen absichtlich verunstalten, und zum Beispiel einem Tempel der Andacht das Ansehen eines gemeinen Wirthschaftsgebäudes geben wird. — Der Christ muß auch sogenannte Kleinigkeiten in seinem Aeusseren berüksichtigen; denn es ist ein Abdruk seines Innern.

Es ist überdieß ein Mittel seiner Wirksamkeit.

Die Seele bedarf, zur Entwikkelung und Aeusserung ihrer Kraft, so lange wir hier leben,

dieses Körpers unumgänglich. Wie sie seiner sich bediene, wissen wir zwar eben so wenig, als, wie sie überhaupt mit ihm verbunden sei. Daß er sie aber, in ihrer Thätigkeit, unterstütze, für einen großen Theil ihrer Gedanken den Stoff liefre, und zur Vollführung ihrer Absichten und Beschlüsse von ihr unaufhörlich gebraucht werde, weiß alle Welt. So kann es denn auch nur tadelhaft seyn, ihn unwerth zu halten, und nie sahet Ihr jemals einen Bildhauer, einen Maler, einen Tonkünstler, der, bei gesundem Verstande, das einzige Werkzeug seiner Schöpfungen unter die Füße trat.

Unser äusserer Beruf vollends läßt sich ja gar nicht abwarten, als vermittelst der Sinne und Glieder des Leibes; und von dem Zustande derselben und dem Maaße ihrer Gewandheit und Fertigkeit hängt für den Werth und das Gelingen des Geschäftes alles ab. Urtheilet daher selbst, ob an uns und an denen, welche wir für ein nützlich thätiges Leben zu erziehen haben, die Aussenseite etwas Unbedeutendes sei? Ob wir berechtigt sind das Wohlseyn des Körpers zu vernachlässigen? Ob wir unser Augenmerk abziehen dürfen von dem, was die Gesundheit befestigt,

was die Kraft übt, was die Sinne schärft, was die Gliedmaassen bildet, was mit der Stärke und Fülle zugleich das Ebenmaaß und die Schönheit entfaltet?

Es kommt hinzu, daß viele, daß die meisten Menschen, auf welche wir wirken sollen, an der Aussenseite hängen, und daß es für unsre Zwekke unter ihnen mithin von augenscheinlicher Wichtigkeit ist, was für Eindrükke unser Erscheinen auf sie macht; ob es ihnen Ehrfurcht gebietet, oder ihnen lächerlich dünkt; ob es ihre Theilnahme anregt, oder sie unempfindlich läßt, ob es Vertrauen wekt in ihrer Seele, oder sie erfüllet mit Furcht und Zweifeln. Besonders in denjenigen Berufsarten und Verhältnissen läßt sich die hohe Bedeutung der Aussenseite keinesweges verkennen, wo das Werk sich innig an die Person knüpft, wo man beides wenigstens nur ungern zu trennen pflegt, wo Andre in unserem Betragen die Zeugnisse für unsre Worte, und in unsern Sitten die Beispiele von unsern Lehren zu finden verlangen, wo alle Bedingung unserer Nutzbarkeit darauf ruhet, daß die Menschen an uns glauben. Denket hier an den Lehrer unter seinen Zöglingen, an den Arzt bei seinen Kranken, an den Vorge-

setzten im Kreise seiner Untergebenen, an den Feldherrn vor der Stirne zum Kampf versammelter Armeen. Ob da feurig der Blik, oder matt, die Zunge beredt, oder schwerfällig, der Ton wohlklingend, oder widrig, die Gestalt zusammengedrükt, oder hoch ist und hehr, — und was da im Angesicht, im Gange, in der Stellung, im Anzuge sogar sich ausdrükt, ob Ernst, oder Leichtsinn, Kraft, oder Schwäche, Zuversicht, oder Besorgniß, Entschlossenheit, oder Wankelmuth, Freude, oder Kummer: — sehr viel liegt daran. Es giebt Menschen, die nur zu erscheinen brauchen, um Stille in das lauteste Gewühl, und Versöhnung in den furchtbarsten Streit zu bringen; Menschen, die, ehe sie den Mund öffnen, die Gemüther schon für sich haben; denen man auf der Stelle glaubt, denen man alles hingiebt, denen man zu widersprechen nicht wagt, denen man folgt, sobald sie winken; — aber auch Andre, deren Anblik des Wortes Kraft, des Zwekkes Würde, des Werkes Trefflichkeit, des Amtes Segen, wo nicht zerstört, doch sichtbar schwächt. Ja, wie oft haben Aussendinge, die man als Geringfügigkeiten verachtet, Großes entschieden! Wie oft hat eine Nachlässigkeit in Kleidung, oder Stellung,

vorhergegangene, günstige Eindrükke ausgelöscht, während eine Thräne, die zu rechter Zeit in dein Auge trat, Wirkungen hervorbrachte, die durch tausend Worte nie erreicht wären!

O, nur wer es nie erwogen hat, wie sehr das Aeussere unsre Wirksamkeit unter den Menschen bald erleichtert, bald aber auch erschwert, kann dasselbe gering achten. Wir werden weiser seyn, meine Brüder. Je wichtigere Zwekke wir haben, um so sorgfältiger werden wir darüber nachdenken, was bei diesem Menschen, auf dieses Alter, in diesem Falle, unter diesen Umständen am gewissesten wirke, und dann keine Hülfe, die unsre Aussenseite uns darbietet, verschmähen. Wir werden eben daher auch unsre Kinder für das Leben in der Gesellschaft, ich meyne, für einen ehrenvollen, einflußreichen, gesegneten Verkehr mit den Menschen nur dann erst recht vorbereitet zu haben glauben, wenn wir, neben der Vervollkommnung ihres Geistes, ihr Aeusseres gleichermaassen zu veredeln bestrebt gewesen sind. Auch darum übersiehet kein Christ sein Aeusseres, weil er es betrachtet als ein Mittel seiner Wirksamkeit;

Und als einen Schauplatz seiner Tugend.

Denn, könnet Ihr die vielfachen, für unsre Sittlichkeit so wohlthätigen Uebungen unbemerkt gelassen haben, zu welchen es Gelegenheit giebt? — Gewiß, meine Brüder! Ist unser Begriff von Tugend nur nicht beschränkt, und „trachten wir allem nach, was ehrbar, was keusch, was lieblich ist, was wohllautet, was Lob verdient“: auch diese Seite unsers Daseyns giebt uns dann hinreichend Anlaß zu den edelsten Bestrebungen. Da müssen wir bald eine üble Angewöhnung bekämpfen, die sich unmerklich bei uns einschlich, und dabei desto strenger verfahren, je leichter dergleichen Eigenheiten aus dem Gebiete der Freiheit hinwegtreten, in unwillkührlichen Mechanismus übergehen, und aller Beobachtung und allem Bewußtseyn sich entziehen. Da nöthigt uns bald ein angeborner Fehler, zum Beispiel der Sprechwerkzeuge, an seiner Verbesserung zu arbeiten, und prüft durch die Hartnäkkigkeit, womit er, vielleicht lange, jedes Versuches spottet, unsre Ausdauer. Da haben wir bald dahin zu achten, daß Fertigkeiten, die uns durch glükliche Anlage dargeboten wurden, nicht verrosten, bald dahin, daß eine Liebenswürdigkeit, die uns die Natur

nicht mitgab, durch Auszeichnungen, deren wir fähig sind, ersetzt werde. —

Wie viele herrliche Eigenschaften giebt es zudem, deren eigentliche Heimath des Menschen Aeusseres ist! Ob du jenen Sinn hast fürs Schöne, der nur das Passende an Form und Farbe zusammenstellt und allen Uebellaut entfernt; ob du die Weisheit besitzest, die das Gewand nach Stand und Alter, Zwek und Ort gehörig wählt; ob du der Reinlichkeit hold bist, die auch das Hauskleid ziert; ob du die Einfachheit kennst, die selbst im Festschmuk Ueberladung fliehet; ob du die Hoheit ahnst, die, wenn das Land geprüft wird, gewohnten Putz verschmäht, und Eigenes gern verläugnend, für schönern Zwek die eitle Flitter aufgiebt; ob du die Demuth übst, die jeden körperlichen Liebreitz, weil sie ihn nicht zu kennen scheint, nur mehr erhöht und herrlicher entfaltet; ob du die Sittsamkeit im Herzen trägst, die züchtig sich verhüllet und keiner frechen Mode dienen mag; ob du der freundlichen, der heitern Tugend huldigst, die fern von finsterer Geberde, verwandt der holden Anmuth, und in sich selbst die höchste Lieblichkeit, den Menschensohn umleuchtete; ob du die Ruhe hast, die klare, stille Ruhe, den innern

Sabbath, wo durch des Auges ungetrübten Spiegel der Seele tiefster Grund erscheint; — — dies alles, und wie viel Anderes! läßt's anderswo sich schauen, als in deinem Aeusseren?

Wie? Und ein Feld, auf dem so köstliche Früchte reifen, lüde uns nicht ein, meine Brüder? Ein Schauplatz, auf welchem die Tugend so glüklichen Anlaß hat, sich vielseitig darzustellen, zöge uns nicht an? Unsre Aussenseite schiene uns nicht wichtig, wenn auch sie ein Gebiet ist, auf dem sich die Herrlichkeit des Menschenwesens in den rührendsten Erweisungen zu erkennen giebt? — Nein! So oft wir versucht werden ihr die Achtung, die Berüksichtigung, die Sorgfalt zu entziehen, die ihr gebührt; so oft wir sie zu vernachlässigen in Gefahr sind, es sei bei uns, oder bei den Unsrigen: so lasset uns erwägen — Auch unser Aeusseres ist ein Schauplatz unserer Tugend.

Was endlich nicht weniger bedeutet: sie ist ein Erforderniß unsers Glüks.

Was hängt für ein frohes Leben zuvörderst davon ab, ob in einem Leibe ohne Gebrechen die Seele wohne? Gedenket der Armen, denen

das Gesicht fehlt, oder das Gehör, oder die Sprache; oder denen ein edles Sinneswerkzeug auch nur geschwächt ward, so daß viel Schönes in Gottes Welt bis zu ihrem Auge nicht herantritt, und der Wohllaut einer sanften Rede, oder eines zarten Gesanges ihr Ohr nicht erreicht. Neben die Unglüklichen stellt Euch, denen ein verwahrloseter Wuchs die Brust zusammenpreßt, oder, die mit verkrüppelten Gliedern sich mühsam, vielleicht nie ohne Schmerzen, dahin schleppen. Sollte diese Aussenseite ihnen des Daseyns Geschenk nicht verkümmern? Sollten sie Euch nicht mit stiller Wehmuth, zuweilen selbst mit Herzzerreissendem Kummer, betrachten? Sollte nicht der Seufzer ihnen oft entfahren: Ach, wärest du so hochbeglükt doch auch! Wärest du es einmal nur auf Einen Tag!! —

Bemerket sodann den Einfluß, den es auf die Vermehrung und Erhöhung des Lebensgenusses hat, wenn der Talentvolle Körper gebildet worden ist zu hoher Gewandheit, gewöhnt an leichte Bewegung, geübt in nützlicher Fertigkeit, veredelt durch schöne Kunst! Wie begrüßen da die Freuden den Menschen im Genußreichen Wechsel!

Wie umtanzen ihn die flüchtigen Stunden! Wie wandelt das Leben sich um zu holdem Spiel! —

Erweitert noch mehr Euren Blik und schauet, welchen Reitz der Sinn für alles äusserlich Wohlgefällige in das ganze Leben zaubert! Wie viel lieber betrachtet Ihr Euch in einem reinlichen Anzuge! Wie viel freier und fröhlicher athmet Ihr auf, wenn Ihr durch keinen Theil der Umgebung aus dem Gefühl, daß Euch wohl sei, unangenehm erwekt werdet! Ein Haus, das Ihr nach Bedürfniß geschmakvoll ausgestattet; eine Kammer, darin liebliche Ordnung waltet; ein Tisch, auf dem Alles Euch anglänzt, nicht, weil es Prachtvoll wäre, aber, weil es sauber gehalten ward; ein Garten, in welchem sich mit dem Nothwendigen das Angenehme verschwistert, und neben der arbeitenden Hand auch die bildende sichtbar ist: saget! Gewinnt da nicht alles höhere Anmuth? Hat da nicht die Speise mehr Wohlgeschmak? Die Ruhe mehr Erquikkung? Der Aufenthalt mehr Vergnügen? Das Leben mehr Frische? Die Freude mehr Reitz? Durchdringt da nicht alles die Seele wie Frühlingshauch? — O verstehet Euch nur auf das wahre Glük, Menschen! Ihr brauchet dann nicht Pracht und Fülle

um Euch her zu haben: auch aus einer beschränkten, selbst aus einer widerstrebenden Umgebung läßt sich genug machen für ein genügsames Herz. Nicht schwelgen zwar, — doch wann bedürft' es dessen? Aber wohl sich fühlen kann man überall unter Menschen, denen die Aussenseite ihrer Person und ihres Lebens etwas gilt. Nicht Lüstlinge befriedigen, — doch wozu wäre das auch nöthig? Aber edlen Hausgenossen tägliche Feste bereiten, — o höret es, höret es vor Allen, Ihr Mütter und Ihr Töchter der Familien! — das kann man, wenn man der Aussenseite, in jeder Sache und Hinsicht, die Sorgfalt widmet, und die Ehre giebt, die ihr gebührt.

Es tritt zu diesem Allen nun noch die bekannte Bemerkung, daß oft sogar ein überraschendes Glük der Mensch seinem Aeusseren zu verdanken hat. Wie mancher darf sich nur zeigen, und allgemeine, nicht selten tiefe, unauslöschliche Eindrükke sind das Werk Eines Augenbliks! Wie mancher kam blos mit der Empfehlung, die ihm Gott ins Angesicht geschrieben, durch die Welt! Wie manchen führte einzig seine Schönheit in die Verbindungen, die hernachmals das Heil seines Lebens wurden! Wie manchen erhob

nichts als sein Familienname zu den Ehren, die ihn schmükken! Wie mancher aber auch konnte mit aller Herrlichkeit seines Geistes und Gemüthes sich nicht erheben aus der äussern Armuth, nicht gewinnen die Aufmerksamkeit der Menschen, nicht auslöschen die widrigen Eindrükke der Gestalt, nicht entschädigen für die zufälligen Mängel, die an der Umgebung hafteten!

Lasset uns dies erwägen, geliebte Brüder. Mit sinnendem Ernste lasset uns nachspüren den zarten Fäden, an welcher oft das ganze Loos eines Menschen hängt, um von dem Wahne zurükzukommen, als sei die Aussenseite Etwas, das man ungestraft vernachlässigen dürfe. Erkennen lasset uns sie für einen Bestandtheil unserer Person, für einen Abdruk unsers Innern, für ein Mittel unserer Wirksamkeit, für einen Schauplatz unserer Tugend, für ein Erforderniß unsers Glüks: — und wer ein günstiges Aeussere empfieng aus der Vaterhand Gottes, er wird Ihn dafür preisen; wem Vorzüge der Person verliehen wurden, die alle Kunst nicht nachzubilden vermag, er wird sie mit dankbarer Sorgfalt benutzen; wer Mängel und Unvollkommenheiten an seinem Körper trägt, er wird sie durch Fleiß und Geschmak zu verbes-

sern suchen; wer Lehrer, Erzieher, Vater und Mutter ist, wem Menschen anvertrauet wurden, daß er auf sie achte und ihrer Bestimmung sie entgegen führe, er wird nicht blos ihren Geist mit Wissenschaft und ihr Herz mit Tugend schmükken, er wird auch ihre Gestalt zu veredeln, und auf alles, was äusserlich wichtig ist, wohlthätig zu wirken sich angelegen seyn lassen.

Jezt nur die Frage noch: Wie hat man, bei der Natürlichkeit und Wahrheit solcher Ansicht, je dahin kommen können, das Aeussere für unbedeutend, und eine sorgfältige Behandlung desselben für unter unserer Würde zu halten?

Bei manchem entspringt dieser Wahn aus Beschränktheit. Wer nicht in das Innere der Dinge und ihrer Verhältnisse eindringt, sondern flach und stumpf am bloßen Scheine hängt, dem muß vieles klein vorkommen, ohne es zu seyn. Lasset uns von dem Standpunkte herab, auf welchem wir uns heute befunden haben, die Aussenseite des Menschen betrachten: wir werden sie nie geringschätzen. Gering ist nichts, was grossen Einfluß hat. Woraus besteht das ganze Gewebe

unsers Lebens? Aus tausend Einzelnheiten, — der Unverstand nennt sie klein, — die sich zusammen verflechten, und, wie unscheinbar eine jede für sich seyn mag, doch hin und wieder ein Ganzes bilden, das wir bestaunen. Auch angeblich Kleines zu beachten ist daher ächtchristlich, ist Nachahmung dessen, der sich eben so anbetenswürdig im Kleinsten, wie im Größten, zeigt.

Freilich, es ist nicht alles gleich groß. Und eine höhere Wichtigkeit, als die zufällige Erscheinung hat allerdings das Wesentliche, Bleibende, der Sinn, des Lebens Seele. Daher wir auch, wie zu Anfange schon bemerkt ward, oft ausgezeichnete Geister antreffen, die aus Eifer für ihre Wissenschaft, für ihre Kunst, für ihre Sittlichkeit, für irgend einen erhabenen, sie ganz hinnehmenden Zwek, ihre Aussenseite nur wenig berüksichtigen. Muß es aber so seyn? Kann das Eine neben dem Andern nicht bestehen? Bringt die Natur unserer Verbindlichkeiten es mit, daß sie sich gegenseitig vernichten und aufheben? Rührt es nicht vielmehr einzig von der Mangelhaftigkeit seines Strebens her, wenn der Mensch nicht den ganzen Kreis seiner Pflichten umfaßt? Wohl verschwinden kleine Flekken, wo großer Glanz ist;

würde aber den Edlen mit der tiefen Einsicht, der seltenen Tugend, nicht ein noch höherer Werth verherrlichen, wenn auch in jedem Theile der Umgebung die unsichtbare Vortrefflichkeit sich würdig ausspräche? In einem bloßen Mißverstande liegt es daher, so jemand glaubt: die Sorgfalt für den inneren Menschen gebe ein Recht, den äusseren zu vernachlässigen. Und was sollen wir vollends von denen sagen, die dergleichen Nachlässigkeiten für ein Zeichen der Größe halten, die darin einen Ruhm suchen, die preiswürdigen Menschen dadurch glauben ähnlich geworden zu seyn, wenn sie ihnen, statt mit ihrem Verdienste einen Wettstreit zu beginnen, diese Schwäche, oft mit lächerlicher Genauigkeit, nachbilden?

Es heißt aber auch das Wesen der christlichen Tugend gar nicht kennen, meine Brüder, wenn noch Andre meynen, man könne, ohne Nachtheil für die Sittlichkeit, der Aussenseite keine Sorgfalt widmen. Es giebt zwar eine Sorgfalt für das Aeussere, mit welcher es nur auf Schein und Schimmer angesehen ist; die heißt Eitelkeit, weil sie allein das Eitle zu ihrem Zwek macht. Eine solche ziemt keinem Christen; denn sein Sinn geht auf das Wahre. Es giebt ferner

eine Sorgfalt für das Aeussere, bei welcher man sklavisch der sogenannten Mode folgt, selbst da, wo diese höhern Pflichten widerspricht; die ist Thorheit, weil sie die Ordnung der Dinge verkehrt. Sie schikt sich ebenfalls für keinen Christen; denn sein Sinn ist selbstständig und frei. Es giebt noch eine Sorgfalt für das Aeussere, die etwas schaffen will, wozu alle Anlage fehlt, und die also immer nur Erkünsteltes und Gezwungenes liefert; die ist Ziererei, weil sie, statt wahrhaft zu zieren, verunziert. Sie taugt, auf gleiche Art, für keinen Christen; denn sein Sinn ist schlichte, einfache, Anspruchlose Natur; ihm genügt an dem, was er seyn und haben kann. Es giebt endlich eine Sorgfalt für das Aeussere, die, aus Vorliebe für gewisse angenommene Formen, darauf besteht, daß Alles nur in diese passen soll, während es doch auch anders seyn könnte, ohne minder zu gefallen; und die den geringsten Verstoß dagegen als eine Sache von der größten Wichtigkeit behandelt; die ist ein kleinlicher, beschwerlicher, alle Freuden verbannender Eigensinn, der unserm Wesen tausend Ekken giebt, und eben dadurch der Aussenwelt tausend Mittel, uns unangenehm zu berühren.

Auch sie verschmäht der Christ; denn seinem Sinn gefällt das Schöne, das Wahrhaftschöne in jedweder Form. — Warum aber sollte Sorgfalt für das Aeussere nothwendig diese Fehler haben müssen? Der Geist, der sie dir einhaucht, macht sie löblich, oder tadelhaft. Ist dieser Geist dem Nichtigen, dem Schlechten zugewandt, so mußt du vor ihm erröthen, wie vor Allem, wozu er treibt. Stammt dieser Geist vom Himmel, so ist auch, was er schafft, des Himmels würdig.

Aechte Freunde Jesu, warum behandelt Ihr auch Euer Aeusseres gewissenhaft? Ihr wollt Euch auf keiner Seite vernachlässigen. Ihr wollt Uebereinstimmung in Euer Wesen bringen. Ihr wollt Euch tüchtiger machen zu nützlicher Wirksamkeit. Ihr wollt alles Schöne Euch aneignen. Ihr wollet schmükken den Lebenspfad für Euch und für Alle, die mit Euch wandeln. Ihr wollt gefallen, um — zu beglükken. Menschen, die da, wie Ihr, denken, werden mithin auch nie sagen: dem Weibe nur sei Sorgfalt für das Aeussere zu „verzeihen". Schlechtes darf Niemandem gestattet werden; Gutes ist jedem Pflicht und Zierde. Auch der Mann daher soll seine Aussenseite ehren, wiewohl die Natur dies dem zarteren

Geschlechte noch unentbehrlicher, und um deswillen zugleich noch leichter und natürlicher gemacht hat. Der Geist, der Alles heiligt, wohne nur im Weib' und Manne! Dieser Geist befahl der Maria, das Kind, das sie gebähren würde, „Jesus" zu heissen; er befahl dem Zacharias, den Sohn der Elisabeth „Johannes" zu nennen *. Sind wir wahre Christen, meine Brüder, dann handeln auch wir nur auf sein Gebot. Was wir thun, geschieht dann weder aus sinnlicher Angewöhnung, noch zu schnöder Lust, weder nach eitler Sitte, noch für nichtigen Zwek. Es hat nichts Steifes, nichts Widriges. Es ist in Liebe empfangen und gebohren. Es ist die Frucht unserer Alles verschönernden Gesinnung. Inneres und Aeusseres, beides durchdringt sich bei uns; und während unser Ernst milder wird durch die äussere Anmuth, wird jede kleine Sorgfalt für das Aeussere wichtiger durch die Beziehungen auf Großes und Ewiges, die unsre Seele daran knüpft.

O lasset uns dies einzige Mittel die Aussenseite unsers Lebens zu verherrlichen, erkennen und nutzen, theure Brüder. Alle Schätze der

* vergl. Luc. 1, 13 und 31.

Erde, alle Erfindungen der Sinnlichkeit, alle Erzeugnisse der Kunst reichen dazu nicht hin.

Wer schafft den Reitz, der nimmermehr veraltet? —
Der Geist ists, der uns ewig neu gestaltet.

Amen.

Am Feste der Heimsuchung Mariä *.

Wie gewinnen wir unserem Glük eine neidlose Theilnahme?

Wo Glükliche sind, meine Brüder, da pflegt auch der Neid nicht fern zu seyn. Beweiset das Schiksal einem Menschen seine besondere Gunst, so macht das nicht auf Alle, die ihn kennen, einen angenehmen Eindruk. Manche vielmehr sind darüber unzufrieden; und es schmerzt sie um so mehr, ihn im Besitz gewisser Vortheile zu erblikken, wenn sie mit ihm zugleich darnach strebten, und von ihm überwunden wurden. In dem Maaße, als die Auszeichnung, die er empfängt, glänzender,

* 1811.

seltener, überraschender ist, regt sich auch lauter und allgemeiner das Mißvergnügen; und vielfältig meynt man daher sogar von der Menge der Neider, die ein Mensch hat, auf die Größe seiner Vorzüge schließen zu dürfen.

Nun ist es freilich wahr: Fände nur zwischen beiden Gegensätzen die Wahl statt, so scheint — „b e n e i d e t w e r d e n b e s s e r a l s b e m i t l e i d e t". Sollte man jedoch nicht auch glüklich seyn können, o h n e N e i d zu erregen?

Ich denke hier nicht an die, welche, geschieden vom Schauplaz des öffentlichen Lebens, in einer Genußreichen Einsamkeit ihre Tage zubringen, und, weil Niemand sie kennet, auch Niemanden im Wege stehen. Auch an die nicht, deren ganzes Glük die Wissenschaft ist, oder die schöne Natur, oder die Liebe einer bewährten Seele, oder der Umgang mit Gott und ihr kindliches, genügsames Herz; d i e s wird Euch die Menge n i e beneiden, denn es gehört nicht unter die Güter, nach welchen sie trachtet. — Sollte man nicht, auch m i t t e n i n d e r W e l t, meyne ich, im Besitze solcher Vorzüge, um welche sich a l l e s m i t u n s bewirbt, glüklich seyn und für glüklich g e h a l t e n werden können, ohne Jemanden mit Neid

zu erfüllen? Sollte es sich nicht dahin bringen lassen, daß, wie Viele auch unser Emporkommen sähen, der Anblik doch Keinem zum Verdrusse gereichte? Oder hätte in sich selbst das Gefühl: „Ich werde beneidet"! eigenthümliche Befriedigungen? Wäre es süßer, zu wissen: dein Glük ist Vielen ein Gegenstand des Mißfallens, — als zu denken: Es freuet sich Alles über dein Wohlergehen mit dir? Und wenn wir es nun gar darauf anlegten, durch das, was uns erfreuet, die Menschen um uns her zu kränken, zu ärgern, zu erbittern, — spräche es einen edlen Sinn aus??

Meine Brüder! So gewiß nie ein christliches Herz des Nächsten Schaden erzielt, und nie ein liebender Sinn auf des Nächsten Kummer seinen Genuß gründet: so gewiß ist es eine traurige Täuschung, wenn man „Neider zu haben" für einen Vorzug hält; so gewiß verräth es ein Herz voll verwerflicher Regungen, wenn man je den bestimmten Willen haben kann, Andre zum Neide zu reitzen. In einer Gemeine Jesu weiß man von solchen Wünschen nichts. Könntest du vielmehr die Brüder alle beglükken, wie du selber beglükt dich fühlst durch die Erbarmungen des Himmels,

guter Mensch! Könntest du machen, daß Alle mit dir sich freueten; daß, wenn du den Herrn preisest, alle einstimmten in die Lust und in den Jubel deiner Seele, — oder, daß sie wenigstens, um der Mitfreude willen, einmal vergäßen des eigenen Leids: so, — so würdest du erst rein geniessen, was dir bereitet ward. Zu wissen, daß jemand eben in dem, was dir wohlthut, sich betrübt, — das würde dich quälen; es würde den höchsten Genuß dir rauben; es wäre in dem Labebecher deiner Freude ein zerstörender Wermuth.

O lasset uns heute lernen, was unseren Freuden diese Bitterkeit erspare, und was im Wohlergehen die reine, ungeheuchelte und ungetrübte Theilnahme der Brüder uns erwerbe. Es wird dem Vater gefallen, wenn seine Kinder dieser Sinn begeistert, und du wirst ihn in uns wekken, Wort des Lebens, Evangelium des Herrn!

Lucas 1, 39 ff.

Maria aber begab sich auf den Weg, reisete in das Gebirge, nach Juda, und begrüßte im Hause des Zacharias die Elisabeth.

Und als Elisabeth den Gruß Maria's hörte, hüpfte das Kind unter ihrem Herzen. Da ward sie heiligen Geistes voll und sprach:

Heil dir, gebenedeietes Weib! Heil deiner Leibesfrucht! Wie komm ich zu der Ehre, daß mich die Mutter meines Herrn besucht? Siehe, als ich deinen Gruß vernahm, hüpfte unter meinem Herzen das Kind, als freut' es sich mit mir! O selig bist du, daß du geglaubt hast! denn es wird vollendet werden, was dir der Herr verhieß.

Nun sprach Maria:

Meine Seel' erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich Gottes, meines Wohlthäters.

Huldreich sah er auf seine elende Magd herab; denn von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskind.

Großes hat er an mir gethan, der Mächtige, der Heilige; und, sein Erbarmen währet für und für bei allen, die ihn fürchten.

Er übt Gewalt mit seinem Arm, zerstreuet die Hoffärtigen, stürzt Herrscherthronen um und hebt die Niedrigen empor, umgiebt mit Ueberfluß die Dürftigen, und treibt die Reichen arm umher. Er denket der Barmherzigkeit, und nimmt sich seines Dieners Israel an, wie ers den Vätern, Abraham, und seiner Nachkommenschaft verhieß.

Drei Monate lang verweilte Maria bei Elisabeth; darnach kehrte sie wieder in ihre Heimath.

Eine Ehre, meine Brüder, von der sie nie eine Ahnung gehabt; eine Auszeichnung, die alles, was sie je verdient zu haben sich bewußt war, unendlich übertraf; eine Seligkeit, für die sie nicht

Raum hatte in ihrem Herzen, war der Maria angekündigt. Sie sollte die Mutter des Erlösers der Menschen werden. O es ist zu groß, dies Glük, — es ist zu neu, zu wunderbar, als daß sie sich damit verschliessen könnte in die stille Hütte. Sie muß hinaus. Sie muß eine Seele finden, der sie sich mittheile. So eilt sie in das Gebirge nach Zacharias Wohnort, zu ihrer bejahrten Freundin Elisabeth. Sie hat in dieser Frommen sich nicht geirrt. Ein „heil'ger Geist" empfängt sie dort. Zwar ist sie, die Jüngere, die höher Begnadigte; solcher Verheissungen konnte sich Elisabeth nicht rühmen, wie glüklich ihr Geschik auch war. Dennoch beflekt dies reine Herz nicht eine Spur von Neid. Bereitwillig erkennet sie die erhabenere Bestimmung der Maria an. Mit Freuden begrüßt sie dieselbe als die „Mutter ihres Herrn". Voll Begeisterung bricht sie aus in das Lob ihres Glaubens und ihrer Tugend, und schwebt auf den Flügeln der Andacht und der Dankbarkeit mit ihr empor, als Maria's Seele, den Herrn erhebend, lobsingt: „Er hat Großes an mir gethan, der Mächtige, der Heilige"!

O, Brüder, wenn uns wohl ist, — daß

dann auch wir so reines Mitgefühl bei Allen finden mögten, an die wir uns in dieser Stimmung wenden!

Wie bringen wirs dahin? Wie machen wir es den Menschen unmöglich, über unser Wohlergehen zu zürnen? Wie gewinnen wir unserem Glük eine neidlose Theilnahme?

Der Geist des Herrn hat auf diese Frage nur eine kurze, doch genügende Antwort. Diese nämlich: Suchet Ihr für Euer Glük eine neidlose Theilnahme, so verbindet mit

hohen Verdiensten
hohe Bescheidenheit.

Wir wollen uns diese Forderung jezt erläutern.

Maria lebte zwar in niederm Stande, arm und unbekannt. Wir würden uns gleichwohl sehr irren, wenn wir sie, auch von Seiten des Geistes, zur grossen Menge zählen wollten. Man darf nur erwägen, daß sie, in dem Räthselvollsten Zeitpunkte ihres Lebens, von dem Manne, dem sie ihre Hand geschenkt, mit immer gleicher Zartheit verehrt wurde; daß die frühesten und tiefsten Eindrükke, die in Jesu Seele den künftigen Erlöser der Menschen vorbildeten, von ihr herrührten; und daß, bis in seinen Tod, der

dankbare Sohn mit ungeschmächter Ergebenheit an ihr hieng; — nur die Art, wie sie, im Evangelio, von der Elisabeth, ihr Herz gegen Gott ausschüttet, darf man betrachten, um sich zu überzeugen; daß sie in hohem Grade gebildet, daß sie eben so fromm, als einsichtsvoll, daß sie ein für Gott, und alles Gute, Schöne, Heilige innigst durchdrungenes und erwärmtes Wesen war. Wie hätte Elisabeth eine solche Freundin beneiden können! Sie kannte, dürfen wir mit Recht annehmen, Maria's Werth. So sprach sie auch mit einer Theilnahme, in welche kein widriges Gefühl sich mischte, die Worte aus: „Heil dir, gebenedei'tes, sel'ges Weib"!

Denn der Neid, meine Brüder, — was ist er eigentlich? Ein Mißvergnügen. Und zwar ein Doppeltes. Nämlich darüber, daß ein Andrer gewisse Vorzüge besitzt; und darüber, daß nicht vielmehr uns diese Vorzüge zugefallen sind.

Ein solches Mißvergnügen kann nun verschiedene Quellen haben. Es kann aus Selbstsucht entspringen; und dann ist es, so lange diese das Gemüth beherrscht, auch nicht zu heilen. Der selbstsüchtige Mensch gönnt Keinem etwas, als sich selbst. Des Nächsten Freude be-

trachtet er immer mit geheimem Verdrusse, und seine ungeheuchelte Theilnahme gewinnst du nicht. — Es kann aber auch Gerechtigkeitsgefühl dabei zum Grunde liegen. Dieselbe Gottesstimme, die uns Vervollkommnung gebietet, verlangt für den inneren Werth auch einen anpassenden äusseren Zustand. Sie findet ein Mißverhältniß darin, wenn verdienstvolle Menschen mit Widerwärtigkeiten kämpfen, die sie nicht verschuldeten; aber auch darin, wenn verdienstlose Menschen ein Glük begleitet, das sie nicht verdienen. Wo dieses Mißverhältniß sichtbar wird, da schmerzt sein Anblik. Man kann und mag es nicht ertragen. Es drükt uns um so peinlicher, wofern wir selbst darunter leiden, und Personen, denen wir, an innerm Werth, nicht nachzustehen uns bewußt sind, gleichwohl im Aeusseren über uns erblikken. Eine völlige Unmöglichkeit enthielte das Ansinnen: wir sollten deß mit reiner Freud' uns freuen, wenn die Thorheit, oder das Laster Lieblinge des Glüks sind.

So ist denn von Menschen wohl schwerlich eine neidlose Theilnahme zu erwarten? Denn wird nicht einem jeden seine Eitelkeit überreden wollen, er sei der Verdienstvolleste, oder er könne

sich doch wenigstens den Besseren an die Seite stellen? Wird also nicht abermals die Selbstsucht sich zu Ansprüchen berechtigt glauben, die, wenn sie nun nicht befriedigt werden, das Herz mit Unmuth füllen?

Es ist wahr, meine Brüder; leisten wir nur das ganz Alltägliche, oder, gesellen sich zu einzelnen unläugbaren Vorzügen unserer Person auch manche, vielleicht große, Fehler: so werden wir, nur selten, und kaum, eine neidlose Theilnahme gewinnen für Auszeichnungen, deren das Glük uns würdigt. Es giebt jedoch eine Höhe der Trefflichkeit, wo unseren Werth Keiner unbemerkt lassen, noch verkennen kann, wo Allen unser Verdienst einleuchtet, wo jeder die Bemühungen ehrt, durch die es errungen worden ist, und wo man selbst das Uebergewicht uns nicht mehr streitig machen zu können fühlt, das unsre Tugenden uns gegeben haben. Sehet, da fehlen die gemeinen Maasse. Da verschwinden die gewöhnlichen Vergleichungen. Da vergißt sich die sonst so aufmerksame Tadelsucht. Da entdekt selbst die Lästerung keine Seite, wo sie mit gewissem Scheine ihr Werk beginnen könnte. Wo aber Alles verstummt vor dem siegenden Glanze des Schönen und

Herrlichen, da entfallen auch dem Neide seine Waffen. Er hört auf zu murren, wenn er nichts zu verdammen weiß. Und selbst vor ihm mit allen Zeichen der Ehre und des Glüks zu bestehen, ist daher der höchste irdische Triumph tugendhafter Seelen.

Ihr sehet hier den Weg zu einer neidlosen Theilnahme offen, meine Brüder; schlaget ihn ein. — Nicht selten zwar haben auch Glükliche ohne Verdienst ihre Anbeter gefunden. Die Vortheile einer hohen Geburt und eines angeerbten Reichthums haben Manchen mit Schaaren von Theilnehmern umringt. Nicht zu gedenken aber, daß dergleichen Theilnehmer nur sich selbst meynen, und am fremden Tische blos sich sättigen wollen; so ist auch das, was sie darbringen, kein Opfer wahren Mitgefühls dem Herzen zu bleibender Erquikkung, sondern Weihrauch äusserer Ehre, der Eitelkeit zu flüchtigem Ergötzen. Ihr wollet Menschen um Euch her sammeln, denen aufrichtig bei Eurem Glükke wohl ist. Verberget es Euch nicht, daß dies mehr sagen will, als im Elende Seelen zu finden, die mit uns trauern. In der Hülflosigkeit an und für sich selbst liegt Etwas, was unverdorbene Gemüther mächtig anzieht; während

eine Fülle, die Alles selbst hat, und Niemandes zu bedürfen scheint, und Keinem die Aussicht lässet, sich um sie ein Verdienst zu erwerben, die Herzen entfernt. Ihr wollet diese natürliche Schwierigkeit besiegen, und auch Eure Freude den Mitbrüdern so nahe legen, als ob sie die Ihrige wären: machet, daß jeder erkenne, Ihr seiet auch des lieblichsten Looses würdig. Verdienste erstrebet Euch. Euren Geist schmükke vielseitiges Wissen! Euer Herz huldige Gott und seiner Vorschrift! Eure Sitte vereinige Alles, was Lob verdient und wohlgefällt, nicht als täuschende Schminke, sondern als den kunstlosen Wiederschein des herrlichen Gemüthes! Eure Pflicht leite Euch in Allem, gehe Euch über Alles! Und, daß Ihr nichts anderes wollet und nichts Höheres wisset, als mit jeder Kraft, die Euch zu Gebote steht, und in jeder Beziehung, die an Euch Ansprüche macht, zu „wirken die Werke deß, der Euch gesandt", — das vernehme man, weil leere Worte es nie bezeugen können, aus der lautredenden, lebendigen, zusammenhängenden Anwendung Eures ganzen Seyns! Ja, meine Theuersten; auf keiner Seite Euch etwas zu Schulden kommen zu lassen; auch die kleinsten Fehler, wo

möglich, zu verhüten; mehr zu leisten und Besseres zu werden, als das Gewöhnliche, und den Maaßstab für Euer Handeln nicht auf Erden zu suchen, sondern in einer höheren Weltordnung: das sei Euer Zwek und Euer Fleiß! Und man wird Euch gelten lassen, was Ihr werth seid. Man wird Euch so wenig die Vortheile mißgönnen, die aus der Natur eines solchen Verfahrens folgen, als den Segen, den eine vergeltende Vorsehung durch besonders mitwirkende Umstände daran knüpfen mag. Erkennen wird man Euren Wohlstand für die Belohnung Eurer Thätigkeit, Euren Hausfrieden für die Frucht Eurer Liebe, Eure Ehre für die Krone Eures Werthes, Euer sorgenfreies, heiteres, Genußreiches Leben, das selbst aus dem Brande der öffentlichen Noth den größten Theil seiner Annehmlichkeiten rettet, für ein Zeichen der göttlichen Huld. Und kommen Augenblikke, wo Ihr noch tiefer es fühlet, daß, auch für seine Seligkeit, das Herz eines Herzens bedürfe, um ihr nicht zu erliegen; kommen Augenblikke, wo Ihr, wie Maria zur Elisabeth, zu den Menschen hintretet, es sei mit lauten Ausbrüchen des Wonnegefühls über irgend eine hochfrohe Erscheinung

im Lauf Eurer Schiksale, oder es sei mit einer stillen Freudenthräne: man wird nicht ungerührt bleiben können; man wird nicht zu frostigen Redensarten seine Zuflucht nehmen; man wird mit erwärmt werden von der Gluth Eurer Empfindungen, und sogar, wo man Euch vorgezogen siehet, sich selbst vergessen über Eure Vortreflichkeit.

Neid, meine Brüder, wo wir ihn erfahren, gereicht nicht immer nur denen zum Vorwurfe, die ihn hegen; er klagt auch unsern geringen Werth an. Neidlose Theilnahme ist, mit Recht, ein ausschliessender Vorzug hoher Verdienste. Und nie fehlt sie diesen, —

Zumal, wenn sie verbunden sind mit hoher Bescheidenheit.

Sehen wir Maria im Gefühle ihrer Erhebung stolz dahertreten? Hat sie ehrgeitzig nach derselben getrachtet? Erschrak sie nicht vielmehr über den Gruß jenes Engels, der ihr zuerst den Rath des Ew'gen verkündigte, und fand seine Worte „befremdend"? — Hält sie das ihr verheissene Glük für etwas, das ihr gebühre? Lobt sie nicht vielmehr einzig den Herrn dafür mit

Dankbegeisterter Seele, „daß er auf seine elende Magd herabgesehen"? Dünkt sie sich berechtigt auf Andre, die solcher Ehre nicht gewürdigt wurden, mit Geringschätzung hinzublikken? Sinkt sie nicht vielmehr in Einfalt und Demuth, überwältigt von der Herrlichkeit ihrer Bestimmung, an Elisabeths Theilnehmendes Herz? — Bezieht sie die Wonne des Heilandes Mutter zu werden einzig auf sich und ihren dadurch gewonnenen Glanz? Ist es nicht vielmehr die Barmherzigkeit, mit welcher Gott durch diese Veranstaltung „seinem Volke Israel aufhelfe", und der Gedanke, wie nun „auf Kindeskind" der Segen sich fortpflanzen werde, woran ihr schönes Gemüth sich labt? — Oder ward sie durch des Himmels Gnade jemals aus ihrer stillen, besonnenen Fassung geworfen, so, daß sie in Wort und That sich vergessen hätte? Fühlte sie nicht vielmehr jederzeit ihre Abhängigkeit von dem, der zwar „die Niedrigen emporhebt, aber auch die Herrscher von ihrer Höhe wieder hinabstürzen, und die Hoffärthigen zerstreuen kann"? — — O diese Maria! Wer hätte sie beneiden mögen! Wer hätte nicht über die tiefe, rührende Bescheidenheit, womit sie aus des Himmels Hand ihr wunderseliges Loos em-

pfing, vergessen müssen, daß sie noch so jung, und daß sie so gering war?

Soll man unserem Glük eine neidlose Theilnahme schenken, geliebte Brüder: lasset uns den Stolz fliehen. Glaubet Ihr, man werde geneigter seyn, Eure Verdienste anzuerkennen, wenn Ihr sie pralerisch zur Schau traget? Man wird sie dann erst bezweifeln und schmälern. Glaubt Ihr, man werde Euch lieber gewisse Huldigungen erweisen, wenn Ihr sie fordert? Man wird Euch dann auch ganz gemeine Aufmerksamkeiten entziehen. Glaubt Ihr, man werde die Gunst, womit das Schiksal Euch auszeichnet, gerechter finden, wenn Ihr selbst sie für wohlverdient erklärt? man wird dies als eine unziemende Anmaassung verwerfen. Oder glaubet Ihr, dadurch, daß Ihr Andre stets neben Euch in Schatten stellet, daß Ihr, wie von einer Höhe auf sie hinabschauet, daß Ihr ihnen in jedem Augenblik demüthigende Vergleichungen nahe leget, werde für Euren Vortheil, Eure Freude, Eure Ehre, ihr Herz gewonnen? Nur erfahren haben darf man diese Eure Lieblosigkeit, um Euch mit gleicher Münze zu bezahlen. Es bleibt ewig wahr: „Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden". Weder

unsre Verdienste, noch unser Glük können uns die Menschen verzeihen, wenn wir ihnen beides drükkend machen. Gedrükt nämlich fühlt sich jeder, wer zwischen sich und denen, die ihm nahe treten, einen zu großen Abstand wahrnimmt. Ihm ist unfroh, und schwer ums Herz, als ob er eine Last trüge, neben Personen, vor deren Bedeutung, Werth und Glanz sein kleines Leben, wie ein Nichts, verschwindet. Nur die Bescheidenheit der Hochverdienten und Hochbeglükten rükt ihn wieder näher an sich hin. Indem sie zu ihm sich herablassen, als wären sie, wie er, söhnt er sich mit ihren Vorzügen und seinem Mangel aus. Es schmeichelt ihm, daß er neben ihnen stehen konnte, ohne beschämt zu werden; darum wird er sogar mit Vergnügen ihr Lobredner. Und nie regt sich in seiner Seele ein Neid, wenn sie Freuden haben, die über den Kreis seiner Genüsse hinausgehen, oder, deren er, auch wenn sie wohl dahin gezogen werden könnten, doch nicht so werth sich hält, als sie.

Bescheidenheit lasset uns flechten in den Kranz unserer Verdienste, damit man das Haupt, von ihm gezieret, gern betrachten, und ihm des Himmels schöne Gaben gönne.

Sind wir bescheidene Menschen: dann gestehen wir freimüthig, wie vieles uns noch fehle zur Vollendung; und das schon nimmt die Herzen für uns ein. — Dann wollen wir durchaus nie mehr scheinen, als wir sind; und das bewegt die Welt, an unsern Werth nur desto fester zu glauben. — Dann drängen wir uns nicht hervor, um bemerkt zu werden; und das macht die Menschen um so dankbarer, wenn sie uns nun dennoch gefunden haben. — Dann bieten wir nicht Alles zur Erlangung gewisser Güter und Ehren auf, weil dies ja immer eine Anmaassung, die wir nicht kennen, voraussetzen würde; wir unterwerfen es, anspruchlos, der ewigen Weisheit, was sie zur Aufmunterung unseres Talentes, oder zur Belohnung unsers Fleisses und unserer Treue thun möge; und das erstikt im Keime schon den Neid. Wie könnte man uns mißgönnen, was wir weder ungestüm wünschten, noch ängstlich ertrachteten, was uns allein durch höhern Rathschluß zufiel! — Dann brüsten wir uns nicht mit unserm Glükke, rufen es nicht überall aus, erlauben uns am wenigsten lügenhafte Darstellungen desselben, die den Mitbruder meist nur überglänzen, und, wie tief er unter uns stehe, ihn fühlen lassen sollen; wir theilen, wahr und einfach, das fröhliche Ereig-

wiß mit, und schonen dabei; mit zarter Rüksicht, einen jeden, der dadurch zu schmerzlichen Betrachtungen über seine Lage veranlaßt werden dürfte; das sichert uns ein allgemeines Mitgefühl. Wen sollte unsre Freude verstimmen, wenn sie, mit dieser Sorgfalt, sich hütet, irgend jemanden unangenehm zu berühren! — Dann haben wir, auf der Einen Seite, zwar den lebhaftesten Sinn für die Vorzüge unserer Lage, geniessen das Schöne mit Inbrunst, und achten, weil die Genügsamkeit auch das Kleine nicht verschmäht, auf jedes Blümchen, das neben uns verborgen sich entfaltet; wir gerathen aber auch, und wenn die Einladungen zum Frohseyn noch so manchfaltig wären, nicht aus der Fassung; wir haben keinen Begriff von gemeiner Schwelgerei und zügelloser Lust; wir kennen nicht den Rausch der Sinne, der Gottes Bild entehrt; wir gedenken immer dessen, von dem, ohne, daß wir ihm etwas zuvor gegeben hätten, und also unverdient, die gute, die vollkommne Gabe kam; wir schauen hin auf das Gericht, vor welches er auch unsre Freuden stellen will; wir befinden uns überhaupt mit unserer Ansicht des irdischen Lebens und seiner Reitze auf einem höheren Standpunkte, und aller Genuß

uns einzig in dem Lichte, welches die Religion auf ihn fallen läßt. Da „freuen wir uns dann, als freueten wir uns nicht, und geniessen, als genössen wir nicht, und gebrauchen der Welt, so, daß wir ihrer nicht mißbrauchen" *. Kann ein solcher Sinn irgend eines Menschen Gefühl empören? — Mag man Den ungern vom Schiksal begünstigt sehen, der das, was für ihn geschehen ist, nicht erkennet, nicht benuzt! Wird man aber auch uns den Besiz von Gütern mißgönnen wollen, wenn man wahrnimmt, wie richtig wir sie beurtheilen, wie gerührt wir sie schätzen, wie sorgsam wir sie pflegen, wie dankbar wir aus ihnen machen, was nur möglich ist? Mag man am Wohlleben des Unwürdigen, der nur in Ausschweifungen sich gefällt, einen gerechten Anstoß nehmen! Wird man aber auch uns in diese Classe setzen, und das Urtheil, wir seien unsers schönen Looses unwerth, über uns aussprechen wollen, wenn eben die Gnadengeschenke des Himmels uns kräftiger an unsre Pflicht erinnern, uns fester mit dem Geber vereinigen, uns gewisser vor niedrer Anhänglichkeit an das Eitle bewahren, und unsre Sehnsucht nach schöneren, nach unvergänglichen Kleinodien mehr entflammen? —

* 1 Cor 7, 30. 31.

Doch, was dem Allen erst sein rechtes Licht, und unserer Ueberzeugung ihre wahre Gestalt giebt, meine Brüder: ein bescheidener Sinn ist auch ein liebevoller Sinn. Werden wir von ihm beseelt: dann können wir's nicht ertragen, daß Jemandem durch uns wehe sei; alles soll neben uns und mit uns sich wohl fühlen. Ist Einer glüklich; wir sind die Ersten, die seine Freuden theilen, die über seine Rettung frohlokken, die durch seine Erhebung entzükt werden, die für das Gelingen seiner Wünsche Gott danken, die seine guten Eigenschaften, wodurch er sich des Allen würdig macht, mit aufrichtigem Beifall rühmen. — Bemerken wir einen Andern, der neben uns sich zurükgesetzt fühlen könnte: unsre Demuth läßt es nicht zu, daß dies Gefühl in ihm Wurzel schlage. Als hätten wir durch unsre Fortschritte zu höheren Ehren und Freuden ihm Etwas in den Weg gelegt, und müßten ihm dafür Ersatz geben: so ist uns. Und nun sind wir in dem Maasse freundlicher, zuvorkommender, gefälliger gegen ihn, als eben das Geschik, das ihn zu vernachlässigen scheint, mehr zu unserm Vortheil gethan, und gleichsam auf seine Kosten uns bereichert hat. — Ja! meine Brüder! Wie könnten

wir zu etwas gelangt, wie könnten wir ausgezeichnet seyn durch die anbetungswürdigen Wege der Vorsehung, und blos für uns selbst die empfangenen Vorzüge benutzen! Wie könnten wir Kenntnisse haben, und blos damit glänzen wollen! Wie könnten wir Ansehen besitzen, und blos darauf trotzen wollen! Wie könnten wir Reichthum und Fülle in unsern Händen erblikken, und blos darin Mittel finden wollen zu eitler Lust! — Die Liebe ist demüthig, Christen; und die Demuth ist liebevoll. „Nein, ruft der bescheidene Mensch; ich bin nicht glüklich allein für mich. Ich bin es für die Welt. So weit sie ihre Stralen verbreiten kann, die Sonne meines Lebens, soll sie hineinleuchten, mild und wärmend, in das Leben der Brüder, damit alle froh werden durch meine Freude und erheitert durch mein Glük. Ich will nur groß seyn, um zu dienen, nur reich, um zu geben, nur mächtig, um zu helfen, nur leben, um — das Leben zu lassen". — Und diese Bescheidenheit zöge nicht, mit unwiderstehlichem Zauber, die Herzen der Brüder an das unsrige? Menschen, denen wir wiederholte und unverkennbare Beweise *unserer* Theilnahme gaben, sollten, wenn wir uns nun einmal an die *Ihrige* wenden,

nichts für unser Glük haben, als Neid? Menschen, gegen die wir, als das Verhängniß uns über sie erhob, unsre Aufmerksamkeit und Sorgfalt verdoppelten, sollten fortfahren können, auf unser Emporkommen zu zürnen, wenn sie auch damit angefangen hätten? Menschen, die wir, mit Freuden, unterstüzten durch jede Kraft und bei jeder Gelegenheit, — Menschen, für die wir alle unsere Vorzüge nur zu haben schienen, sollten nicht gestehen: es sei unmöglich, uns mit Mißgunst zu betrachten? Wie? Beneidet man denn den Wohlthäter, daß er reich ist? Oder den Fürsprecher, daß er geehrt wird? Oder den Beschüzer, daß er Gewalt hat? Oder den Vater des Vaterlandes auf dem Throne, daß ihm zahllose Hülfsquellen zu Gebote stehen, seinen Völkern Rettung zu schaffen, und Sicherheit, und Frieden und Heil? Beneidet man auch die Hand, daß sie geben kann, aus der man, in jedem Augenblik, „Gnade um Gnade" nimmt?

Was ist klar, meine Brüder, wenn es die Wahrheit nicht ist, um die wir uns heute lernbegierig hergestellt haben?

„Willst du es dahin bringen, daß man, auch im höchsten Glük, dich nicht beneide: ver-

binde mit hohen Verdiensten hohe Bescheidenheit".

Um der Verdienste willen wird man dich ehren, um der Bescheidenheit willen wird man dich lieben. Beides tödtet den Neid. Wo man ehrt und liebt, da kann man nicht mißgönnen. Menschen, denen unser Herz gehört, gehört auch, wenn sie glüklich sind, unsre Theilnahme, ganz, wahr, und unverkümmert. — So rufe ich denn noch einmal uns zu: Bescheidenheit lasset uns flechten in den Kranz unserer Verdienste, damit man das Haupt, von ihm gezieret, gern betrachte, und ihm des Himmels schöne Gaben gönne.

Die Menschen wollen sich oft die Tugend leicht machen, dadurch, daß sie ihren Schein nachbilden. So mögte die Gemeinheit sich die Miene des Verdienstes geben; so mögte die Selbstsucht, die immer lieblos ist und stolz, als Demuth und Liebe sich geberden, um dadurch desto gewisser zu herrschen. Versuchet es nicht, wenn Ihr Eurem Glük eine neidlose Theilnahme sichern wollet, mit dieser Täuschung. Die Welt unterscheidet, auf die Dauer, sehr richtig und sehr leicht, wo das Herz spricht, und wo leere Manier waltet;

was wahrhaft edler Sinn gebiert, und was blos berechnet wird durch eigennützige Klugheit; was frisch am Baum des Lebens wächst, und was die Kunst nur nachgemacht. Wie wollet Ihr vollends die Menschen, die Euch täglich umgeben, und auf deren reines Mitgefühl in Freud' und Leid es Euch vor Allen ankommen muß, für immer hintergehen?

O seliger Verein, von dem man rühmen kann: „Wenn Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn Ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit"! O dreimal selige Familie! wo in Einem Wunsch, in Einer Lust das Ganze sich begegnet; wo auch die leise Bebung sprachloser Wonne verstanden wird und rings in gleichgestimmten Seelen nachklingt; wo keine Freudenthräne fließt, die nicht in jedem Aug' sich spiegelte; wo Jung und Alt mit gleicher Inbrunst sich zu Einem Gotteslobe sammeln, und selbst der Säugling es schon lallen will; wo in des Lebens festlicheren Stunden die Herzen Aller Ein Altar sind für den unsichtbaren Freund, den Treuen, der aller Lieb' und alles Segens Quell ist. O hochbeglüktes, wunderſel'ges Haus! O hochbeglükte, wunderſel'ge Liebe, die solches Heil gewährt! Dir

wollen wir uns übergeben. Du sollst in unsern Herzen wohnen und sie veredeln. Du; nicht die Eitelkeit, nicht die Verstellung, nicht die Kunst, die scheinen nur und blenden will, du, — du sollst unsre Söhne und Töchter, unsre Kinder und Kindeskinder erziehen, damit sie lernen mit Glüklichen des Lebens Glük zu theilen, und selbst neidloser Freude werth zu seyn.

Neidloser Freude, sag' ich. Gewöhnlich heißt dies sonst: beneidenswürdiger. Doch, sollt' es also heißen? Und wollen wir forthin für einen ähnlichen Gedanken dies Wort gebrauchen?

Es ist wahr; wenn edlere Seelen ein Glük beneidenswürdig nennen, so meynen sie nicht, daß sie es dem, der es besitzt, mißgönnen wollen. Sie drükken damit vielmehr gerade den entgegengesetzten Begriff aus, daß sie es allen Menschen gönnen mögten, weil etwas Schöneres Niemand besitzen, noch wünschen könne. Wenn aber Herzen, welche die Religion geheiligt hat, die Sache fremd ist und fremd seyn muß: so fehle auch das Wort in ihrer Sprache. Sie wissen nichts vom Neide: so heiße auch das Schöne, Treffliche, Beglükkende bei ihnen nicht beneidenswerth; es

heisse erstrebenswürdig, liebenswürdig, wünschenswürdig. Diese Bezeichnungen sind nicht nur edler, sie umfassen auch mehr. Denn wir haben gesehen, es ist kein gutes, es ist ein schlimmes Zeichen, viele Neider zu haben. Nicht der ist der Glüklichste, und unter den Glüklichen der Beste, an dem alle Welt mit Mißgunst hinaufschaut; der ist es, dem Alle gern und froh bezeugen: Er ist glüklich, aber, er ist seines Glükkes werth.

Doch, wozu — fraget Ihr — dies alles jetzt?! Wer fühlt sich denn so wohl, daß er Theilnehmer seiner Freude suchen sollte? —

Einem Gemüthe, das die Zeit vielleicht tief verwundete, werde diese Frage verziehen, meine Brüder! Wir können sie jedoch, im Ernst, unmöglich thun. Wie viele Tausende mag es geben in der Nähe und Ferne, die, wenn sie uns kenneten, zu uns herantreten würden, und sagen: Starker, ich wünschte mir wohl deine Gesundheit! Wohlgebildeter, ich wünschte mir wohl deine Gestalt! Angesehener, ich wünschte mir wohl deinen geachteten Namen! Thätiger, ich wünschte mir wohl dein Amt, deinen Wirkungskreis, deine Verbindungen, deine Gelegenheiten Gutes zu stiften! Und du Glüklicher, ich wünschte mir wohl deinen

Zustand, dein Einkommen, deinen Wohnort, dein Haus, dein Feld, deine Kinder! — — Lasset uns dies hören, meine Brüder, und dann einmal, jeder für sich, in stillem Geiste, die Seiten überzählen, von welchen wir glüklich sind — — O haltet sie nicht zurük, die Freudenthränen, — sie werden, kaum! zu zählen seyn.

Und haben wir nicht, zu diesen besonderen, auch der öffentlichen Auszeichnungen so manche? Dürften hier nicht abermals, wer weiß, wie viele Tausende! wenn sie uns kenneten, sagen wollen: sie mögten in ihrem Lande auch so ruhig gelebt haben, wie wir! Mögten auch so von Hagelwettern verschont geblieben seyn, wie wir! Mögten auch noch auf einer solchen Stufe des Wohlstandes sich befinden wie wir! Mögten auch eine so reitzende Gegend bewohnen, auch auf einem so anmuthigen Hügel im Hause des Herrn anbeten können, wie wir! — — O, Gott lasse uns nie ärmer, nie geplagter, nie bedrängter werden, als wir es jetzt sind: — wir werden unser Glük nicht hoch genug preisen können! Lasset uns denn nur wandeln, daß man uns dessen, was wir noch! haben, würdig achte. Lasset uns ein gutes Volk seyn. Lasset uns eine Gemeine werden, die

da heilig sei und unsträflich. Lasset uns Gesinnungen und Sitten annehmen, schön, wie die Natur, um uns her. Er lebt noch, noch lebt er, der alte Gott! Lasset uns daher auch in Wort und That noch zeigen, daß wir keine höhere Seligkeit kennen, als — ihn zu lieben, ihm zu gehorchen, auf ihn zu trauen!

Ich selbst, theure Brüder, beschliesse heute feierlich ein Gleiches. Es sind eben an diesem Tage sieben Jahre, wo ich zum ersten Male unter Euch auftrat, das Evangelium des Herrn zu predigen. Sie sind verschwunden! Und mitten unter harten und langen Prüfungen bekenne ich es dir tief gerührt, mein Gott und Vater! Du hast mir viele Freude und in der Trübsal vielen Trost geschenkt. Möge denn auch ich der Liebe immer würdiger werden, mit der du mich in meiner Schwachheit trägst! Möge die Theilnahme der Guten mir nie fehlen, wenn ich der Stärkung bedarf und der Ermunterung! Möge ich meine Pflicht jederzeit so thun, daß Niemand mich unwerth achten könne, auf diesem lieblichen Berge deine Ehre verkündigt zu haben! Amen.

Am

22 Sonntage nach Trinitatis.

Schwärmerei ist die Seele des Glaubens und der Tugend.

Verrufener ist wohl nichts in der Welt, meine Brüder, als Schwärmerei.

Will man einen Menschen und sein Thun verächtlich machen, so darf man nur diesen Namen nennen. Was damit bezeichnet wird, es heisse Gefühl, oder Ansicht, Grundsatz, oder Vorschrift, That, oder Lehre, Streben, oder Hoffnung: das verwirft ein jeder, ohne weiteres, als unhaltbar; das hat für Niemand eine bindende Kraft mehr; darüber kann sich wegsetzen und spotten, wem es gefällt; das gehört in die Classe der Dinge, über die einmal der Stab gebrochen ist.

Besonders diejenigen, die nichts Lieberes und nichts Heiligeres, als das Gemeinübliche haben, stekten sich zu allen Zeiten gar gern hinter jenen Vorwurf. Schwärmerei ist ein weitschichtiges Wort. Es nahm alles auf, was ihnen mißfiel, ohne daß sie eben ein Recht gehabt hätten es zu verdammen; alles, woraus sie sich nicht finden konnten, und was ihrer Gewohnheit süße Ruhe bedrohete. Schwärmerei ist ein dunkles Wort. Um so mehr meinte Jeder, recht etwas damit gesagt, und gegen das, dem es galt, seinen Widerwillen begründet zu haben.

Die Geschichte unsers Herrn und seiner Boten enthält hiezu auffallende Belege. Sprach Jesus seine erhabenen Gedanken über Menschenleben und Menschenbestimmung, über Rettung des Vaterlandes und ächte Freiheit, über die herrschende Sittenverderbniß und über die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umwandlung der Gemüther aus: so war es gleich das Erste, wodurch die Wortführer den Eindruk seiner Herzengewinnenden Beredsamkeit zu vernichten suchten, daß sie ihn einen Schwärmer, einen „Besessenen“, einen „Verführer“ des großen Haufens nannten *. Eben so weiß König

* Joh. 10, 20. 21. vergl. Cap. 8, 48.

Agrippa dem freimüthigen Apostel, auf dessen Bericht über seine Bekehrung zum Christenthume, und über die nun ihn erfüllende heilige Liebe für den Gekreuzigten, nichts anderes zu antworten, als: „Paule, du rasest" *!

Ueberhaupt hat man von jeher Begeisterung fürs Gute, vorzugsweise, als Schwärmerei dargestellt, und alle diejenigen, die entweder selbst in solcher Begeisterung handelten, oder die durch ungewöhnlich hohe und strenge Begriffe von Pflicht und Recht Andre dafür zu erwärmen suchten, unter diesem Vorwande getadelt.

Wenn aber eben die Menschen, die so urtheilten, ein anderes Mal wieder von einer „liebenswürdigen" Schwärmerei sprachen; wenn sie manchem sogenannten Schwärmer bezeugten, daß sie ihm ihre Achtung, ihre Bewunderung nicht versagen könnten; wenn sie hingerissen wurden von Ehrfurcht, Dank und Zärtlichkeit, und erweicht bis zu Thränen, vor dem Bilde eines unter den Anstrengungen für seine Familie erschöpften Vaters, eines im Kampfe für sein geliebtes Volk unterliegenden Feldherrn, eines in Flammen oder Fluthen den Heldentod der Liebe sterbenden Menschen-

* Apostelgesch. 20, 24.

freundes: gaben sie sich dann wohl immer von dem, was in ihnen vorgieng, Red' und Antwort? Hatten sie die Sache begriffen, die sie bald verwarfen, bald rühmten? Waren sie über ihre Vorstellungen und Gefühle jemals recht aufs Reine gekommen?

Menschen, die in der Gemeine Jesu leben, ziemt es nicht, daß ihnen ein Gegenstand von dieser Bedeutung fremd bleibe. So wende sich heute hieher unser Nachdenken!

Gott aber, der uns, wenn wir ihn suchen, immer nahe ist, — Gott segne auch diese Augenblikke, damit wir die Wahrheit finden, und uns freuen ihres himmlischen Lichtes! Amen.

Matth. 18, 21 ff.

„Jetzt trat Petrus näher, und fragte:

Herr! wie oft soll ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, verzeihen? Ist es genug: siebenmal? — Jesus antwortete: Ich sage dir: nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal.

Es ist mit dem Himmelreich, wie mit jenem Könige, der seine Diener zur Rechenschaft forderte.

Als er die Abrechnung begann, kam ihm Einer vor, der zehntausend Talente abzuliefern hatte. Weil er die Zahlung nun nicht leisten konnte, hieß der Herr verkaufen — ihn und sein Weib und seine Kinder, und

Alles, was er hatte, damit die Summe herbeikäme. Da fiel der Schuldige nieder vor ihm und sprach: Herr, habe Geduld mit mir; ich werde dir alles bezahlen. Den Herrn jammerte des Bittenden. Er ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch.

Nun gieng eben dieser Diener hinaus, und begegnete einem seiner Mitdiener, der ihm hundert Groschen schuldig war. Sogleich griff er ihn an, als wollt' er ihn erwürgen, und sprach: Bezahle mir, was du mir schuldig bist. Sein Mitdiener fiel ihm zu Füßen, und sprach: Habe Geduld mit mir; ich werde dir alles bezahlen. Er wollte aber nicht, sondern gieng hin und warf ihn in den Schuldthurm, bis er bezahlen würde, was er ihm schuldig war.

Als seine Mitdiener dies sahen, wurden sie sehr betrübt. Sie kamen und brachten vor ihren Herrn alles, was sich begeben hatte.

Hierauf forderte der Herr ihn vor sich und sprach: du Nichtswürdiger! Alle deine Schuld hab' ich dir erlassen, weil du mich batest. Hättest du denn dich nicht auch erbarmen sollen über deinen Mitdiener, wie ich mich über dich erbarmet habe?

Und der Herr ward zornig, und überlieferte ihn den Kerkermeistern, bis er bezahlen würde, was er schuldig war.

Also wird Euch mein himmlischer Vater auch thun, so Ihr nicht von Herzen ein jeglicher seinem Bruder verzeihet".

Bei den Juden, wie bei allen Menschen im Stande der rohen Natur, hieß es: „Auge um

Auge, Zahn um Zahn" *. Wie mußte der Geist sie daher befremden, meine Brüder, der hier sich aussprach! „Ich sage euch, nicht siebenmal sollet ihr verzeihn, sondern siebenzigmal siebenmal". Was Selbsterhaltung euch auch jemals rathen möge, Beleidigungen zu verhüten und zu begränzen, — die Liebe sollt ihr nimmer ausziehn.

An einem andern Orte erklärt der Heiland alle Opfer für Werthlos ohne diese Liebe; und betheuert ausdrüklich: er könne das Gesetz, dessen Zwang sie so erbittre, „nicht auflösen" wollen, — erweitern müsse er es, und „vollenden"; und eben zu den unterscheidenden Merkmalen seiner Lehre, in Vergleichung mit ihrem Wahne, gehöre es, daß, was für sie gering sei, im Himmelreich für groß gehalten werde **.

Ja! In der unserem Evangelio vorangehenden Rede wird die Strenge seiner Forderungen erschütternd ***. „Aergert dich, ruft er da, dein rechtes Auge, reiß es aus, und wirf es von dir. Es ist dir besser, du werdest, einäugig, ein Himmelsbürger, als, mit beiden Augen, ein Raub des ewigen Verderbens!

* Matth. 5, 38. vergl. 2 Mos. 21, 24.

** Matth. 5, 17 — 20. V. 23 — 26. u. a. m.

*** Matth. 18, 9.

Wie sie also sich auch geberden mogten, die engen, schlaffen Klüglinge, — das erfuhren sie: auf Begriffen, die ihnen Thorheit dünkten, ruhe eben die neue Verfassung; was für sie Schwärmerei heisse, sei des Glaubens und der Tugend eigenthümlichste Natur.

Je mehr diese Ansicht uns überraschen, vielleicht in Erstaunen setzen mag; um so sorgfältiger verdient sie unsre Prüfung. Der Geist des Christenthums blieb derselbe; er ist unwandelbar und ewig, wie die Wahrheit. Aber auch der Geist, oder, man sollte lieber sagen, der Ungeist des großen Haufens zeigt sich als der alte; sich auflehnend gegen des Himmels Ordnung. Auch unser Herz gewinne heute daher die Ueberzeugung: Was die Welt geringachte, Schwärmerei — sei die Seele alles wahren Glaubens und aller ächten Tugend.

Ohne Segen, ohne großen Segen kann dieser Gedanke, wo er gefaßt wird, nimmer bleiben!

Eindrükke zu empfangen, meine Brüder, und im innersten Gemüthe von etwas ergriffen zu werden, hat der Schöpfer uns fähig gemacht.

Diese Fähigkeit ist die Quelle der Schwärmerei, und zugleich der Grund, warum sie anstekt.

Jedoch findet sich, wie in allen Naturanlagen, so auch in Beziehung hierauf eine große Verschiedenheit unter den Menschen.

Manche ergreift nichts stark und lebhaft; Stumpfsinn schließt daher auch, nach der Erfahrung, alle Schwärmerei aus. Andre gerathen nicht leicht in Bewegung durch, oder für einen Gegenstand. Ihre Kälte muß die Schwärmerei wenigstens sehr hindern. Noch Andre werden zwar vielfach berührt und angeregt, aber nicht erfüllt und durchdrungen. Bei ihrer Flachheit gedeihet Schwärmerei ebenfalls nicht. Der eigenthümliche und der günstigste Boden für sie ist ein reitzbarer, warmer, und tiefer Sinn.

Lasset nun einen Menschen mit diesem Sinne, von irgend etwas, von einem Gedanken, einem Gefühle, einem Streben, einer Angelegenheit, einem Gegenstande der sichtbaren, oder der unsichtbaren Welt so ergriffen werden, daß er diesen Gegenstand allen übrigen vorzieht; daß er ihm sich hingiebt; daß er in ihm lebt; daß seine gesammte Kraft und Theilnahme auf ihn sich zusammendrängt, wie, wenn er nur seinetwillen da wäre;

daß er seine andern Rüksichten und Lebensfreuden für ihn, wenn auch nicht ganz zu vergessen, doch aufzuopfern bereit steht: so dürfet Ihr sagen, er schwärme. Eben die Bewegung, in welcher Ihr ihn antreffet, ist Schwärmerei. Der Name entstand ohne Zweifel nur daher, weil der Mensch da, die gewohnte Straße verlassend, in scheinbar „entlegene" Gebiete „hinüberschweift". Auch wird nun jene innere Bewegung in Allem, was Ihr von ihm sehet und höret, sich abdrükken. Schwärmerisch finden werdet Ihr seine Freude und seine Trauer, seine Liebe und seinen Abscheu, seine Furcht und seine Hoffnung; schwärmerisch vorkommen werden Euch, als die Zeichen derselben, sein Blik und Ton, seine Manier und Geberde; schwärmerisch dünken werden Euch seine Plane, seine Bestrebungen, und jeder Gebrauch seines Talents und Daseyns.

Diese allgemeine Natur der Schwärmerei tritt sodann im Leben unter gar mancherlei Gestalten auf.

Den ersten großen Unterschied macht hier der Gegenstand, wovon der Mensch ergriffen ist. Etwas Anderes beschäftigt den heiteren, etwas Anderes den düstern Schwärmer. Anders verhält

es sich mit dem, dem ein irdisches, ein nicht'ges Kleinod die Seele füllt, — auch Geitz und Ahnenstolz, Prachtliebe, Ehrbegier und Wohllust können Schwärmer machen; anders mit dem Edlen, dessen Gluth an einem himmlischen Funken sich entzündete, an Gott, an Wahrheit, Recht, Beruf, an Freiheit, Fürst und Vaterland, an Wissenschaft, Kunst und Natur, an Menschenglük, Familienwohl, an ew'ger Zukunft und an ew'gen Gütern.

Ein zweiter bemerkenswerther Unterschied liegt darin, ob nur auf kurze, ob auf längere Zeit, vielleicht auf immer, der Mensch von einem Gegenstand durchdrungen ist. Das Erste trifft man häufig; wer wäre nicht, für einzelne Augenblikke, eines erhöheten inneren Lebens fähig! Hingegen dies ist selten, weil es seltene Eigenschaften voraussetzt. Dort zukt, wie Blitzstrahl, der ergreifende Gedanke durch die Seele und schwindet schnell wie dieser. Hier lodert im Gemüth ein ew'ges Feuer; und weil es gleiche Liebe stets bewacht, erlischt es nie.

Der dritte Unterschied, der eben so wenig unbeachtet bleiben darf, beziehet sich auf Grad und Maaß. Es giebt eine stille Schwärmerei, die

insgeheim an ihrem Gegenstande hängt, und eine laute, die ungestüm hervortritt und Geräusch macht. Es giebt eine bescheidene Schwärmerei, der es genügt, wenn sie ungestört sich aussprechen darf, wohl wissend, wer ihr verwandt sei, werde sie erkennen; und eine anmaassende, die, durch allerlei Mittel, auch Andere für ihren Zwek gewinnen, und einen „Schwarm" hinter sich her ziehen will. Es giebt eine besonnene Schwärmerei, die, wie versunken auch in dem, was sie liebt, doch immer offene Sinne für jeden Theil ihrer Umgebung behält, und keiner Pflicht einseitig sich entziehen mag; und eine träumende, bei welcher der Mensch, während er von Einem Gedanken verschlungen wird, für die übrigen abstirbt, andre Rüksichten der Mühe nicht werth hält, mit „sehenden Augen nicht siehet und mit hörenden Ohren nicht höret", bei hellem Tage nachtwandelt, und mitten im Getümmel der Gesellschaft sich fühlt, wie in der tiefsten Einsamkeit. Es giebt eine weise Schwärmerei, die, während sie das Hohe zu vollbringen glüht, doch ihre Kraft berechnet, den rechten Zeitpunkt klug erforscht, und ihres Siegs gewiß, gleichwohl die Hindernisse, die ihn erschweren, nicht verachtet; und eine thö-

rigte, die weder bedenkt, was sie soll, noch überlegt, was sie kann, die sich, tollkühn, auch das zutrauet, wozu sie weder berufen, noch gerüstet ist, die eben daher bald die heiligsten Gebote der Pflicht verletzt, und bald die gegründetsten Ansprüche der Natur unter die Füße tritt, bald Verbindlichkeiten, die nicht da sind, erkünstelt, und bald Gefühle, die sich mächtig regen, verläugnet. Es giebt eine segnende Schwärmerei, die da weckt und rettet und sammelt und Heil bringt, die unter Schüchternen die Bahn bricht und in Gefahren sich an die Spitze stellt, die neuen Reitz einführt in das alltägliche Leben, und während sie, ein wohlthätiger Sauerteig, die grosse Masse der Menschen durchgährt, oft das schon drohende Verderben wendet; und eine unglükliche, die man nur bedauern, nicht ehren kann, die überall anstößt, und nirgend wohlthut, die zulezt nur sich selbst aufgerieben hat, ohne jemandem nützlich geworden zu seyn.

Wir durften diese Verschiedenheit der Gestalten, welche die Schwärmerei annimmt, in unserem Nachdenken nicht übersehen, meine Brüder, damit man nicht etwa glaube, der Christ wisse, auf seinem Standpunkte, von ihren Verirrun-

gen gar nichts. Wohl kennt er diese und kann sie nicht begünstigen wollen. Ueberhaupt ist es hier weder auf ein Lobpreisen, noch auf ein Verwerfen zunächst angesehen. Nur das Wesen, worin die Schwärmerei besteht, und was selbst da, wo sie Tadel verdient, sich nicht verläugnet, wollten wir uns deutlich machen. Wir wollten sie uns vergegenwärtigen, als jenes Ergriffenseyn des innersten Menschen, wo Ein Hauptgedanke die Seele füllet, erhebt, begeistert, anstrengt, hinnimmt, und zur Aufopferung alles dessen, was nicht in dem Kreise desselben liegt, geneigt macht. Haben wir dies erkannt, so wird sich nunmehr zeigen:

Es gebe keinen wahren Glauben und keine ächte Tugend, ohne Schwärmerei; sie sei vielmehr die Seele von beiden.

Denn, was ist Glaube? Was ist Tugend?

Ist jener ein bloßes Auswendigwissen einzelner Gedanken über die unsichtbare Welt? Ein blindes Nachsprechen fremder Meinungen von Gott und Unsterblichkeit? Ein gleichgültiges Dahinstellen dessen, was hier wahr sei, was nicht, wobei der Zweifel den freiesten Spielraum hat? — Ist

diese, die Tugend, nichts weiter, als ein äusserlich wohlanständiges, Gesetzmüssiges, auf den jedesmaligen Zwek klug berechnetes, zur Beförderung unsers Vortheils geschikt eingerichtetes Betragen? — Dann freilich athmet in beiden kein leiser Hauch von Schwärmerei. Aber, verwerfet Ihr nicht schon, indem Ihr sie hörtet, jene Beschreibungen?

Lasset uns den wahren Gläubigen betrachten. — Für ihn giebt es nicht nur, im Begriffe, ein Gebiet, das über die Sinne hinausliegt, ein Reich der Geister, ein unsichtbares Oberhaupt der Schöpfung, ein Leben, das kein Tod zerstört. Er fühlt dies Leben bereits in sich. Er weiß von keinem Ende und fürchtet keins. Er ist aufgenommen worden von Brüder= und Schwesterengeln in ihren Bund; er gehört ihnen an. Zur Seite steht ihm überall sein unbekannter, und doch so wohlbekannter Freund. Er lebt und webt in Gottes heil'ger Nähe. Er vermag diese Gemeinschaft nicht mehr „aufzulösen"; wie mit tausend Banden hat sie sein Innerstes umschlungen. Und ob er es vermögte, er würd' es nimmer wollen; er kennt nichts Ehrenvolleres, nichts Köstlichers als sie. Sie durchdringt mit

Freuden, der Erde fremd, sein Herz, und hebt ihn herrlich im Denk der Zeit empor. Ergriffen, in der Tiefe seines Wesens ergriffen hat ihn die unsichtbare Welt. Er schaut sie an. Er schaut sie mit einem Sinne, der nicht trügt. Unmittelbar berührt sie ihn in seinen erhabensten Gedanken, seinen edelsten Gefühlen, seinen theuersten Bedürfnissen, in jeder Sehnsuchtsvollen, frommen Ahnung, in jeder zarten, heil'gen Scheu. Er wohnt in ihr; wie könnt' er an ihr zweifeln?

Meynt Ihr deswegen, er sei leichtgläubig? Wo nur der äussere Sinn entscheiden kann, da läßt er diesen richten. Er will Beweise, wo sie an ihrer Stelle sind, möglich und nöthig. — Hörtet Ihr aber von Menschen, die mit dem regesten Forschungs-Geiste die kindlichste Glaubenseinfalt verbanden? Er ist Einer derselben. Hörtet Ihr von einem Glauben, der „Berge versetze"? Der Seinige kann dies. Von einem Glauben, der seinen Anhängern mehr als aller Welt Schätze gelte? Dem Seinigen muß man dies nachrühmen. Von einem Glauben, der die Trübsal überwinde, der die letzten Stunden erheitre, der selbst zu freiwilligem Tode weihe, und dessen Besitz selig mache? Der Seinige hat diese Kräfte des Him-

mels. Wie? fraget doch die Erfahrung: leistet dies alles ein gewöhnlicher Glaube?

Nein! Erst muß die sichtbare Welt den Menschen fahren lassen, das heißt, er muß erst aufhören von ihren Gränzen befangen und an ihre Güter gefesselt zu seyn; das Ferne muß erst zu ihm herantreten, wie ein Nahes und das Geheimnißvolle ihn begrüßen, gewohnt und traulich, wie Freundesgruß; hinauf in ihre Kreise ziehen muß ihn die höhere Ordnung der Dinge und dort einbürgern, ehe sie eine solche Bedeutung für ihn und solchen Einfluß auf ihn gewinnen kann. Nur, wen in diesem Sinne der Glaube zum Schwärmer macht, den macht er auch zum Wunderthäter, zum Märtyrer, zu einem Seligen des Himmels.

Lasset uns den Recht-Tugendhaften betrachten. — Wie wir einen wahren Gläubigen nur den nennen konnten, den die unsichtbare Welt also ergriffen hat, daß er allein in ihren Kreisen athmet; so dürfen wir für ächttugendhaft nur den erklären, den die unsichtbare Welt also ergriffen hat, daß er allein nach ihren Gesetzen handelt. Hieraus geht zugleich hervor, wie Glaube und Tugend, im Grunde, Eines und dasselbe, ein „Leben in dem,

was droben ist", anzeigen, und bei dieser Wesenverwandschaft nie anders als harmonisch gedeihen können; warum man folglich, um ein Tugendhafter zu werden, ein Gläubiger seyn, und, um den Glauben zu bewahren, der Tugend dienen müsse. Der Gläubige nämlich lebt in der übersinnlichen Welt, als in seiner Heimath, kann aber in dieser Höhe sich nur für immer ansiedeln, wenn er den dort geltenden Gesetzen folgt. Der Tugendhafte lebt in der Ausübung dieser Gesetze, als in seinem eigentlichen Elemente, kann aber von seinem Berufe hiezu ja nur wissen, wiefern er überhaupt von der übersinnlichen Welt weiß, darin ein solcher Beruf gilt.

Und wirklich kennt er keinen andern; sein Kreis ist eben darin abgeschlossen. Wie der Ehrgeitzige für seinen Ruhm, und der Eitle für seinen Glanz, und der Herrschsüchtige für seine Macht, und der Habgierige für seinen Reichthum, und der Schwelger für sein Vergnügen, und die Sklaven der Sinnlichkeit alle für den Dienst ihrer Lüste leben: so ist es der Tugend unterscheidendes Zeichen, daß sie hinwegtrachtet über den niedern Tummelplatz der Begierden, und blos der Pflicht sich widmet.

Sie will das Gute nur, und alles Gute, alles! Es ist ihr nichts, was diesen Namen trägt, unwerth und klein. „Kein Tüttel" fällt ihr, wissentlich, vom Gesetz, und „keinen Heller" bleibt sie, mit Vorsatz, in irgend einem Lebenskreise schuldig. Das Beste ist ihr das Liebste, das Erwünschteste. Dies ist es ihr, nicht um der zufälligen, äusseren Wirkung willen, sondern, weil es durch seine Natur das Vollendetste ist, und der sittlichfreie Mensch sich selbst zerstören würde, wenn er jemals nach etwas Anderem, als nach Vollendung streben könnte. Daher verlangt sie auch für das, was sie geleistet, keinen Sold, weil sie ihr Werk mit heil'ger Lust vollbringt. Die Liebe lohnt sich immer selbst. Auch wenn der Eifer sie verzehrt, auch wenn das Schiksal ihr ein Kreutz zu tragen giebt, auch wenn sie untergehen soll für ihre Zwekke: sie tritt nicht feig zurük; sie zürnt nicht auf ihr Loos; und hat der Menschen Wahn es ihr bereitet, ist Segnen und Verzeihn ihr letzter Hauch. — Nur Eines thut dem Tugendfreunde wehe; wenn er selbst irgendwo gefehlt hat. Wie nachsichtsvoll und sanft er über Andre urtheilt, so strenge richtet er die eigene That. Er kann sich mit der Sünde nicht versöhnen. Das

Leben hat ihm keinen Reitz, wenn ihn sein Herz verdammen muß. Er gäbe seine schönste Habe gern für die Seligkeit eines einzigen, von keinem Vorwurf getrübten Zeitraums, wo er, „wie ausser dem Leibe wallen, und daheim seyn könnte bei dem Herrn".

Sehet! Ein Ergriffenseyn von der Heiligkeit des sittlichen Gesetzes, ein Hängen und Halten an jeder Ordnung desselben, ein Wirken und Schaffen im Sinn seiner Aussprüche, ein gewissenhaftes Beziehen der Regel auf jede Lebensregung und Bewegung, — das ist die Weise, der Charakter der ächten Tugend. So wesentlich dem sinnlichen Menschen das Einathmen der Luft ist: so wesentlich ist dem Tugendhaften das Wandeln auf der Bahn der Pflicht. Ruft sie: da rechnet er nicht erst, er folgt, er kann nicht widerstehen, er muß ihr nach, und was es immer koste, er muß vollbringen, was sie gebeut.

Könnet Ihrs aber nicht läugnen, geliebte Brüder, dies sei ein treues Bild der ächten Tugend, einfach und ungeschmeichelt: so genehmigt zugleich die Behauptung, daß es keine Tugend ohne Schwärmerei gebe. Wer wird das Gute zum Ziel seines Strebens machen, ausser, wer es mit Begeisterung

liebt? Wer wird die Pflicht in jedem Augenblik vollbringen, ausser, wenn sie die ganze Seele füllt? Wer wird, unter drängenden Umständen, für den Ruf des Gewissens Alles wagen, ausser, wer diesen Ruf allen Stimmen der Erde vorzieht? — Durchdrungen seyn, eingenommen, hingerissen, entzükt seyn muß der Mensch von dem, was ihm obliegt, sonst kann er in keinem Stande ausgezeichnet gut werden. Ueber alles muß ihm sein Amt gehen; sonst ist er weder ein trefflicher Fürst, noch ein patriotischer Bürger, weder ein redlicher Lehrer, noch ein gewissenhafter Arzt, noch ein heldenmüthiger Krieger, noch auch nur ein vorzüglicher Handwerker, oder Taglöhner. Glühen muß er für Wahrheit, Recht und Menschenwohl; sonst wird er nicht reden mit Freimuth, nicht handeln mit Zuversicht, nicht Worthalten mit Aufopferung, nicht retten mit Lebensgefahr, nicht dienen mit Gut und Blut. Ja, es gehört nicht nur in Zeitpunkte der Entscheidung, damit Großes geschehe, ein mächtig bewegtes Herz. Das Alltägliche, wenn es nicht vernachlässigt werden, vielmehr anziehend seyn und Reitz gewinnen soll, verlangt eine gleichrege, gleichgespannte Theilnahme. Sogar die natürlichsten Pflicht-

leistungen fordern sie. Und nicht einmal als Söhne und Töchter, als Brüder und Schwestern, als Väter und Mütter könnet Ihr Eure Schuldigkeit thun; Ihr könnet nicht würdig danken, nicht zärtlich lieben, nicht sorgsam pflegen, nicht unverdrossen arbeiten, nicht „siebenmal siebenzigmal" beleidigt werden und doch verzeihen, — könnet nicht unter Bürden das Hochgefühl, und in Entbehrungen den Frohsinn, und bei Fehlern die Engelsgeduld behalten, die das Haus in einen Himmel verwandelt, — wenn Ihr nicht für das Gute schwärmt. Man findet weder öffentliche, noch stille Tugend, ohne, wo die Gesetze der übersinnlichen Welt des Menschen Innerstes ergriffen haben. Dieses Ergriffenseyn von ihrem Geiste, dies Einhergehen auf einer andern, als der gemeinen Strasse, Schwärmerei — ist aller Tugend Seel' und Wesen.

Es prägen sich daher auch noch zwei andre Hauptzüge, welche jede Schwärmerei, die erhabenste sowohl, als die gemeinste, kenntlich machen, bei wahrem Glauben und ächter Tugend aus. Schwärmer nämlich sind, wie die Welt sagt, weder zu „bekehren", noch auch nur zu begreifen. Was einmal ihres Wesens sich bemächtigt hat,

und in allen Punkten es anzieht; davon lassen sie nicht. Sie würden dann ja aufhören, sie selbst zu seyn. Eben diese Wärme, wo Andre kalt sind, dieser Eifer, indem Andre ruhen, dieses Vorziehen dessen, wofür Andre keinen Sinn haben, dieses Aufopfern von Freuden und Genüssen, darin Andre ihr Höchstes finden, dieses Hinausschreiten, mit Einem Wort, über alle Erfahrung, — macht sie der Menge völlig unerklärbar. Dasselbe gilt vom wahren Glauben und von der ächten Tugend in gleichem Maaß. Den Gläubigen, wenn er einmal „weiß, an wen er glaubt", verdrängt der Spötter von seinem Standpunkt nicht. Er setzt für die ihm theuer gewordene Wahrheit das Leben ein. Den Tugendhaften, wenn es einmal „seine Speise" ward, zu thun den Willen deß, der ihn gesandt, verführt kein Frevler mehr. Er sieht sein Ziel; dahin geht seine Liebe. — Wie könnte der Leichtsinn diesen Ernst fassen, und das Niedrige emporsteigen zu dieser Höhe, und das Erschlaffte unter den Ketten der Begier eine Ahnung haben von dieser Freiheit, und das Verblendete von irdischen Gestalten einen Blik thun in diese Welt der Geister? Nur dastehn kann die Menge neben solchem Menschen und ihn begaffen;

bis „eine Wolke ihn vor ihren Augen wegnimmt", und so das dunkle Wort bestätigt: „wo ich bin, da könnet ihr nicht hinkommen" *. Die Sache bringt es mit sich, meine Brüder, daß religiöses Leben in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit, Allen, die noch „keinen Himmel offen" sahen, wie eine Art von Wahnsinn dünken muß.

Ist es aber in der That so unbegreiflich?

Wenn schon ein Werk der Kunst uns hochentzükt, ein Mensch in seinem Werth uns zur Bewundrung hinreißt, ein Sommerabend, der Segen und Frieden hauchend durch die Flur geht, in stiller Feier uns zu den Sternen trägt: können wir denn unerwärmt bleiben, wenn wir aufathmen in höherem Licht? Können wir unter Engel uns versetzen, und Gott schauen, und sein Gesetz erwägen, und eine ew'ge Zukunft denken, und die Seligkeit, zu der er uns erkohren hat, uns winken sehen, aus heimathlicher Ferne, — ohne in Bewegung zu gerathen, ohne Entschliessungen zu fassen, ohne uns zu fühlen, ohne zu gestehen: dem komme nichts anders gleich, hier sei der Sehnsucht Ziel, dies müsse unser Streben seyn?

* vergl. Joh. 7, 34. 36. 8, 21. 13, 33.

O sie ist so wenig unbegreiflich, diese Schwärmerei, daß sie vielmehr den eigentlichen Charakter bildet, welchen der Mensch hier haben soll. Sie treibt ihn nicht aus sich hinaus; sie läßt ihn vielmehr in sich einkehren und sich finden. Sie verpflanzt ihn aus den Wildnissen der Begier in einen Garten Edens, in ein Land, darin er fröhlich erblühn muß zu höherer Schönheit. Man hätte daher auch nicht diesen Namen für diesen Begriff wählen sollen; wie man ja auch von dem Zugvogel nicht sagt, daß er schwärme, wenn er in der Fremde nicht bleiben kann, sondern bei des Frühlings Rükkehr den vaterländischen Himmel sucht. Wenigstens ist es auffallend, daß eben die edelste Schwärmerei, die religiöse, die Schwärmerei des Wahrhaftgläubigen und des Aechttugendhaften, zu dem Ausdrukke, bei dem man immer gern an ein „Uebersichwegseyn" denkt, am wenigsten passet.

In dem Munde freilich jener Bedauernswürdigen, denen das Heilige Tand ist; da gewinnt es eine Wahrheit und eine furchtbare Wahrheit, wenn sie, höhnend, allen Glauben und alle Tugend „Schwärmerei" nennen. Sie erklären mit diesem Worte beides für unwürdig des Beifalls und

Strebens einer gebildeten Vernunft. Wohl aber jedem, wohl ihm, wer diese entsetzliche Bildung nicht kennt! Wohl dem glükseligen Herzen, dem die unsichtbare Welt sich aufgeschlossen hat! dem glükseligen Herzen, das Freuden fand, die besser sind, als Sinnenlust, und Geseze, die mehr gelten, als Klugheit! Ein Solches sagt auch: Glauben und Tugend sind Schwärmerei; aber nur in der Bedeutung, wiefern wahrer Glaube und ächte Tugend gar nicht gedacht werden könne, ohne jene innere Begeisterung, die den „von der höheren Welt ergriffenen" Menschen über das Nichtige emporhebt, und ihn fähig macht, für den großen Hauptgedanken seines Lebens alles Eitle aufs Spiel zu sezen.

In diesem Sinn muß jeder wahre Mensch ein Schwärmer seyn, und ists gewesen. Der herrlichste von Allen war der Menschensohn.

Untersuchet, was wir von ihm wissen, ob es nicht die Spuren trage einer mächtig ergriffenen und für ihren Gegenstand unwiderruflich entschiedenen Seele? Prüfet dann diesen Gegenstand selbst, ob er werth war, ein schönes Herz zu fesseln, einen hohen Geist zu beschäftigen, eine seltene

Kraft in Bewegung zu setzen? Ihr werdet finden: heiliger und beglükkender ist nichts, weder im Himmel, noch auf Erden, als die Angelegenheit unsers Herrn. Ihm kommt es nicht an auf eine einzelne beschränkte Gemeine, sondern auf das Ganze der Menschheit. Er hat es nicht zu thun mit einer Wissenschaft, einer Kunst, einer Seite der menschlichen Ausbildung, sondern mit dem, was Grundlage zugleich und Krone aller wahren Vollkommenheit ist, mit dem inneren sittlichen Leben selbst. Er begehrt nicht eine That zu vollbringen, die, einmal gethan, für immer abgethan ist; er will eine Reihe von Bestrebungen veranlassen, die nimmer aufhöre; eine neue Schöpfung beabsichtigt er, die sich selbst ins Unendliche fortgestalte; ein Reich Gottes wünscht er zu gründen, daran die Ewigkeit bauen, das aus allen Zeitaltern, und aus allen Völkern, und aus allen Gegenden der Erde die Menschen vereinen soll. Schwärmerei ist sein ganzes Beginnen; denn er fragt nicht, ob die Welt schon irgendwo etwas Aehnliches aufweise; er folgt einem andern Ruf, als von ihr. Schwärmerei ist sein Gehorsam gegen den, der ihn zu solchem Werke gesandt; denn auch nicht in Einem Punkte will er das

Geringste versehen. Schwärmerei ist seine Liebe; denn sie umfaßt Alle, die da leben und leben werden, und selbst der Tod hat für sie keine Schranken. Schwärmerei ist seine Hoffnung; denn eine Heerde denkt er einst gesammelt zu sehen, die alle trennenden Unterschiede aufgehoben, und alle feindseligen Leidenschaften vertilgt habe. Schwärmerei ist seine Freude; denn, wo sich ein Gelingen offenbart, da ergötzt er, da labt er sich hieran, und die Erde hat keinen Genuß, den dies Wonnegefühl nicht entbehrlich machte. — Denselben Anstrich haben alle Regungen seiner Kraft und alle Aeusserungen seines Sinnes. Seine Nachsicht ist schwärmerisch, wie sein Eifer, und sein Zorn ist es, wie seine Versöhnlichkeit. Was er thue, wie er sich mittheile, das Eine, das ihn treibt, daran er festhält, dahin er trachtet, davon er nicht lassen kann, ist die Seele von Allem.

Und wir wollen es uns nicht verhehlen, meine Brüder, die ganze Ausbreitung des Christenthums war auf Schwärmerei berechnet. Es gehörten theils Menschen dazu, die den Muth hatten, zu sagen, was sie wußten, und zu bekennen, was sie fühlten, und aufzugeben das

Irdische, um das Himmlische desto gewisser zu behaupten; und theils Gemüther, die ein solcher Sinn ansprach und zu gleichen Empfindungen erhob. Daß sie jetzt herrlich ist auf Erden, deine Gemeine, und dich lieben kann, Jesus Christus, und in dieser Liebe nichts fürchtet, weder von den Zerstörungen der Zeit, noch von der Gewalt der Menschen: — Seelen, die du entzückt, die du erwärmt hattest an den Strahlen deiner Herrlichkeit, haben es dahin gebracht.

Was aber den Tempel Gottes gründete, theure Brüder, das muß ihn auch erhalten. Und darum geschiehet an uns, und an die Christen der Zukunft eine gleiche Forderung.

Was macht den Christen? Der Name? die Geberde? die äussere That?? Der Glaube macht ihn, und die Tugend. Wenn in einer besseren Welt wir uns zu Hause fühlen; wenn wir eine Sehnsucht, eine unauslöschliche Sehnsucht tragen nach der Heimath; wenn da, — da! die Kleinode sind, die wir lieben, und die Gesetze gelten, die wir befolgen; wenn wir nach Regeln und Vorbildern von dorther alles Irdische messen, und alles Mangelhafte ergänzen, und alles Schöne steigern zu höherer Anmuth; — geliebte

Brüder, wenn wir Gott suchen auf Erden und einzig den Einzigen und in allem nur Ihn: dann haben wir „Christi Geist". So kann man nicht Christ seyn, ohne Schwärmer zu seyn. Wer am fähigsten ist für Göttliches zu glühen: der ist am meisten geeignet zur Gemeinschaft mit dem Erlöser der Menschen.

Eine heilige Sorgfalt lasset uns daher auf die Bildung unserer Gefühle wenden. Gleiches werden wir hier zwar nicht erringen, weil schon die ursprüngliche Verschiedenheit der Naturgaben dies ewig hindern muß. Jeder aber, auch der Kälteste, auch der Langsamste, auch der Stumpfeste, auch der Unbeweglichste versuche sein Höchstes! Dadurch, daß wir treu das Mögliche leisten, werden wir würdig werden, dereinst auch das Scheinbar unmögliche zu thun.

So öffne sich denn unsre Seele dem Geiste Gottes und befreunde sich allem Schönen und Guten! Je zarter, lebendiger, reiner wir alles auffassen, was auf uns wirkt; desto gewisser wird es starke und tiefe, und was die Hauptsache ist, nie andre, als die rechten, Eindrükke hervorbringen.

Ob wir jemals in Lagen kommen werden, wo sich die Frucht hievon glänzend, und Stau-

nen erwekkend zeigen könne, wissen wir nicht; Gott wird das lenken nach seiner Weisheit! Aber, wir werden in einer armen Zeit wohlfeile Freuden suchen müssen; und die findet nur ein reiches Herz. Wir werden treu unsre Pflicht erfüllen sollen; und das geschieht einzig mit reger Kraft. Wir werden vielfache Beschwerden zu tragen haben; und dazu gehört frischer Muth. Wir werden Böses zu thun manchen Anreiz finden; und der Sieg folgt blos der Begeistrung. Wir alle werden irgend einmal einen Tag sehen, hinter welchem uns kein irdischer Morgen mehr begrüßt; und da! alle Erschütterungen der Natur und des Herzens getrost zu überwinden!! das fordert Freudigkeit. Ich frage Euch: können wir sie entbehren, jene heilige Schwärmerei, die allein den Menschen erhebt?

Freilich wird auch dieser Schwung, unter den Erschlaffungen des sinnlichen Lebens, nur zu oft und leicht wieder nachlassen wollen. Aber, dann werfet Euch an irgend ein hochbegeistertes Herz, wenn Ihr so glüklich seid, einem Solchen nahe zu stehn. Und wisset Ihr keines: gehet, auf Augenblikke, hinweg aus der drükkenden Beschränkung; blikket in die Wunder der Natur; eilet zu

den Vorhöfen der Religion; tretet mit inbrünstigem Flehen vor Gottes Angesicht. Noch kam kein Mensch, der an dieses Vaters Herzen gelegen hatte, zurük, ohne ein heilig Feuer in der Brust zu tragen. Nicht ein verzehrendes, das abermals Religionskriege entzündet und Zwietracht haucht; nein! ein wohlthätiges, das den dunkeln Erdenpfad beleuchtet, das die kalten Herzen einladet sich zu wärmen, das noch im Winter des Lebens einen freundlichen Heerd schafft, bis es einst, hell, aufglänzt zum Himmel, um auf ewigen Altären zu glühn. Amen.

Verzeichniß

der in allen fünf Sammlungen enthaltenen Predigten.

Drukfehler der fünften Sammlung.

S. 14. Z. 3. lies: in den Fall, statt: in dem Falle.
S. 16. Z. 13. liegt der Ton auf dem Worte schnell.
S. 150. Z. 7. lies inne, statt: eine.
S. 159. Z. 2. von unten muß hinter vermag kein Punktum, sondern : stehen.
S. 183. Z. 15. von oben lies schlägt statt: schlingt.
S. 191. Z. 14. von oben lies machenden statt: machen.
S. 194. Z. 1. gewährt es statt: gewährt er.
S. 198. Z. 8. wem statt: wenn.
S. 252. Z. 5. wer er sei, statt: wer es sei.

Kleinere, oder übersehene, Fehler bittet man zu entschuldigen.



